

**Zeitschrift für
Literaturwissenschaft und Linguistik**

Gefördert aus Mitteln der Universität Siegen

Hartmut Bleumer, Rita Franceschini, Stephan Habscheid, Niels Werber

Heft 172

**Turn, Turn, Turn? – Oder:
Braucht die Germanistik
eine germanistische Wende?
Eine Rundfrage zum Jubiläum
der LiLi**

Herausgeber dieses Heftes:

Hartmut Bleumer, Rita Franceschini, Stephan Habscheid und Niels Werber

**Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar**

Adressen der Herausgeber

Prof. Dr. Hartmut Bleumer, Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, D-37073 Göttingen, E-Mail: hbleume@gwdg.de

Prof. Dr. Rita Franceschini, Freie Universität Bozen/Libera Università di Bolzano, Universitätsplatz 1, I-39100 Bolzano/Bozen, E-Mail: rita.franceschini@unibz.it

Prof. Dr. Stephan Habscheid, Universität Siegen, Fakultät I: Philosophische Fakultät (Germanistik – Angewandte Sprachwissenschaft), Adolf-Reichwein-Str. 2, D-57068 Siegen, E-Mail: habscheid@germanistik.uni-siegen.de

Prof. Dr. Niels Werber, Universität Siegen, Fakultät I (Germanistik – Neuere deutsche Literaturwissenschaft I), Postfach 10 12 40, D-57068 Siegen, E-Mail: werber@germanistik.uni-siegen.de

Redaktion: Eva Brandt, Universität Siegen

Hinweise für die Autorinnen und Autoren

In LiLi erscheinen nur Originalbeiträge. – Manuskripte werden an einen der Herausgeber erbeten. Dem Manuskript beigelegt sein soll ein besonderes Blatt mit dem Titel des Beitrages in englischer Übersetzung und einer Zusammenfassung in englischer Sprache (nicht mehr als 250 Wörter). Ein Merkblatt für die Einrichtung der Manuskripte ist bei den Herausgebern erhältlich. – Der Wiederabdruck von Beiträgen ist frühestens ein Jahr nach der Veröffentlichung möglich. – Die Herausgeber bitten um Verständnis dafür, dass wegen der thematischen Bindung der Hefte gelegentlich Verschiebungen in den vorgesehenen Publikationszeiten notwendig werden können. – Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Ihre Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beilag. – Verfasser/innen von Themen-Beiträgen erhalten 10 Exemplare, Verfasser/innen von Labor-Beiträgen 5 Exemplare des jeweiligen Hefes. – Neu erschienene Bücher aus dem Interessengebiet sind an die Herausgeber zu schicken. Sie werden dort unter der Rubrik »Eingesandte Literatur« aufgenommen. Eine Verpflichtung zur Besprechung besteht nicht.

Inhalt

Vorwort.....	7
Hartmut Bleumer/Rita Franceschini/Stephan Habscheid/Niels Werber Turn, Turn, Turn? – Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi	9
Peter Auer Über den Topos der verlorenen Einheit der Germanistik	16
Clemens Knobloch Vom Ende einer wunderbaren Freundschaft	29
Jörg Meibauer Für eine Germanistik der Schnittstellen	34
Angelika Linke/Daniel Müller Nielaba Linguistik und Literaturwissenschaft: Reziproke Nutzbarkeiten.....	38
Nicolas Pethes Catastrophic Turns: Wir sind nie Germanisten gewesen.....	44
Ludwig Jäger »Return to Philology«.....	48
Georg Stanitzek Zum Buch, zur Typographie, zum Paratext – um mit »Textgestalt und Buchgestalt« an einen (eigentlich) klassischen <i>LiLi</i>-Aufsatz zu erinnern	55
Anna Valentine Ullrich/Simone Heekeren Sprache plus X: Ein linguistischer Antwortversuch.....	60
Veronika Schuchter Kultivierung der Ränder	65

Christian Kiening	
Mediävistische Mediologie	68
Till Dembeck	
Philologie mit mehr Sprachlichkeit.....	72
Anne Betten	
Credo einer germanistischen Linguistin, für die Sprache und Literatur in Forschung und Lehre unbedingt zusammengehören	76
Ulla Fix	
»Braucht die Germanistik eine germanistische Wende?« – Sie braucht sie. Wozu? Aber sie hat kein Interesse daran. Warum?	79
Manuel Braun	
Kodieren, Annotieren, Theoretisieren. Zur Wiederannäherung von Literatur- und Sprachwissenschaft über Korpora	83
Martin Maurach	
Neues für Ihr Smartphone: Die Lit-App ©	91
Torsten Hahn	
Wie man es auch dreht und wendet, es fehlt etwas (facheinheitliche Theorie)	95
Klaus-Michael Bogdal	
Wendeschwindel.....	99
Gert Hübner	
Literatur und Rhetorik, vormodern.....	102
Andreas Kraß	
Rolle rückwärts? Eine Kritik der Kritik der Kritischen Heteronormativitätsforschung (Queer Studies)	106
Konrad Ehlich	
Germanistische Pirouetten	111
Achim Geisenhanslücke	
Turn, Turn, Turn – Literaturwissenschaft nach dem Ende der Theorie	116

Ursula Peters	
Das sozialhistorische Verständnis höfischer Dichtung – eine unendliche Geschichte der Wiedergängerei?	119
Todd Cesaratto	
Ein Hoch auf die germanistische Wende! Aber mit Vorbehalt	124
Dominik Baumgarten	
Product Placement in der (digitalen) Gegenwartsliteratur: Ein »Commercial Turn«?	128
Jan-Dirk Müller	
Die Epigonen und der Neopositivismus.....	132
Jan Alexander van Nahl	
Verwehter Traum? – Ältere Skandinavistik zu Beginn des 21. Jahrhunderts	139
Victor Millet	
Alterität und Germanistik	143
Jin Zhao	
Germanistik zwischen Tradition und Innovation.....	145
Tahir Balci	
Die Germanistik ist heimatlos	151
Joachim Theisen	
Eine germanistische Wende also?	153
Angelika Redder	
Vom Kreisel zum Knotenpunkt	157
Jochen Vogt	
Die Humboldtsche Schere	161
Kay Wolfinger	
Die völlige Verwirrung. Germanistik zwischen Tradition und Freiheit	165
Oliver Jahraus	
Eine wissenschaftstheoretische Wende und die Grundlagenforschung der Germanistik	169

Ludwig M. Eichinger Eine germanistische Wende – Aufforderung zum »U-Turn«?	174
Dejan Kos Anachronismen und Perspektiven der germanistischen Literaturwissenschaft	177
Armin Schäfer Disziplinäres Programm und Forschungsprogramm	181
Ralf Schnell Germanistik als Prozess	184
Arnulf Deppermann Worin besteht das Germanistische der Germanistik (und worin nicht)?	187
Hans-Jürgen Scheuer Keep on Turning! Ein altes Exempel zum besseren Verständnis des Nicht-Verstehens	189
Hartmut Bleumer/Rita Franceschini/Stephan Habscheid/Niels Werber Kein Schlusswort	193
Jörg Schönert »Liaisons négligées«. Zur Interaktion von Literaturwissenschaft und Linguistik in den disziplinären Entwicklungen seit den 1960er Jahren (Vorabdruck eines Beitrags zur Konferenzdokumentation »Linguistics and Literary Studies: Interfaces, Encounters, Transfers« vom 8. bis 10. Juli 2009 an der School of Language & Literature im FRIAS Freiburg i. Br.)	196
Adressen der Autorinnen und Autoren	222
Impressum	224

Vorwort

»Turns: Performative und postcolonial, translational, iconic oder pictorial, spatial, topographical oder material, pragmatic, emotional und cognitive, aural und visual ... – seit es mit der ›linguistischen Wende‹ in Mode kam, kulturelle Phänomene von den leicht zu übersehenden Bedingungen ihrer Vermittlung her in den Blick zu nehmen, vollzieht die Germanistik (wie andere Philologien) eine Wende nach der anderen. Ein Kurs scheint sich weder im Rückblick noch als Zukunftstrend abzuzeichnen: Während jede Wende mit dem Vergessen der Vorherigen erkaufte wird und sich das Fach und seine Teildisziplinen auflösen scheinen, stellt sich manch einer die Frage, ob sich die Germanistik, zumal in einem zunehmend von korporativer Profilbildung und Stratifikation geprägten Wissenschaftsbetrieb, wieder mehr auf ihren ›Kern‹ besinnen sollte, ob es mit anderen Worten einer – traditionalistisch verstandenen – germanistischen Wende der Germanistik bedarf.

Andere halten, lange schon und auch heute noch, den Befund selbst für verfehlt: Verkennt der wohlfeile Spott über Erweiterungen, die Angst vor Überdehnungen des fachlichen Anspruchs nicht die gesellschaftlichen Hintergründe und legitimen wissenschaftlichen Gründe für immer neue Überschreitungen von Grenzen der alten Nationalphilologien und die Entstehung neuartiger inter- oder transdisziplinärer Forschungsrichtungen? Wenn das zuträfe: Welche Gegenstände und Problemstellungen wären dann aber – vor dem Hintergrund eines sich wandelnden Fachbegriffs – künftig noch als ›germanistische‹ (oder ›philologische‹) zu fassen?

Eröffnen, so wäre also zu fragen, möglicherweise gerade die jüngeren, forciert transdisziplinären Fragestellungen innovative Möglichkeiten der konzeptionellen und methodischen Verknüpfung von Literatur- und Sprachwissenschaft, Neugermanistik und Mediävistik? Könnten etwa im Rekurs auf Schlüsselbegriffe wie ›Kultur‹ und ›Gesellschaft‹, ›Kommunikation‹ und ›Kognition‹ in einer gespaltenen Disziplin neue Brücken geschlagen werden im Sinne einer germanistischen Wende *in die Zukunft?*«

Diese Fragen berühren auch die Geschäftsgrundlage der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, die seit vierzig Jahren eine Einheit des Faches voraussetzt, die hier zur Disposition steht. Wir haben, aus Anlass des Jubiläums, nach prägnanten Lagebeschreibungen, zugespitzten Einschätzungen und kontroversen Prognosen gesucht. Mit dem soeben wiedergegebenen *Call for papers* ging es uns darum, eine entsprechende Kontroverse anzuregen. Die zahlreichen, erfreulich pointierten Reaktionen auf diesen Call bilden den Hauptteil dieses Jubiläumsheftes – und sie zeigen: Die erwartete Kontroverse ist auf eine überraschende Weise im Gange. Auf den ersten Blick ähnlich anmutende Voten erweisen sich nämlich bei näherem Hinsehen als grundverschieden, dafür herrscht bei gegensätzlichen Posi-

tionen in den Grundannahmen ein zum Teil irritierendes Einvernehmen. Und das heißt insgesamt: gerade durch die Spannung der Diagnosen, Positionierungen und Kritiken bildet sich kaleidoskopartig ein Mehrwert der Diskussion heraus, der die bloße Summe der Beiträge übersteigt.

Dieses Heft der Lili versucht so in Auswahl und Arrangement der Texte einem Anliegen gerecht zu werden, dass am Ende des Heftes von einem wissenschaftsgeschichtlichen Beitrag von Jörg Schönert zum Projekt LiLi beschrieben wird. Dieser Beitrag stellt mithin keine Reaktion auf den Call dar. Er kommt vielmehr anlässlich des 40-jährigen Jubiläums der Zeitschrift zum Abdruck, weil er rückblickend das Forum insgesamt charakterisiert, in dem die Antworten auf den Call jetzt zu lesen sind. Wir danken allen Beiträgern für die engagierten und klaren Stellungnahmen und wünschen den Lesern dieses Heftes – im Sinne des Calls – eine möglichst provozierende Lektüre.

Hartmut Bleumer, Rita Franceschini, Stephan Habscheid und Niels Werber

Turn, Turn, Turn? – Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi

Summary

The German Studies seem to be deeply splitted. On the whole as well as in each of their traditional parts (Linguistics, Literary Studies, Medieval Studies) they distinguish themselves through cyclic figures of permanent resolution. Paradoxically, however, these figures of thinking manage to cross the former interior boundaries as well. This might be seen especially in the different *turns* which occur in the German Studies like in other humanities, but with a certain kind of exaltation. So it may be that the cyclic figures of thinking in *turns* do not only have a centrifugal, but centripetal effect. Therefore one could, polemically spoken, postulate a paradox *germanistic turn* – this would be no ordinary positioning, rather a vote for the intriguing dynamics of German Studies.

0 Kein Ort für Germanistik? – Ein Diskussionsaufruf

Die Germanistik – gibt es sie noch? Oder hat sie sich im Spezialistentum aufgelöst? Die Modernisierungsforderung der 1960er Jahre, die »Sparten der Linguistik, der Literaturgeschichte und der Literaturästhetik«¹ ohne germanistisches Einheitspatos zu betreiben, scheint sich jedenfalls längst gegen das Fach gekehrt zu haben. Mehr noch: Die Germanistik wartet nach den verschiedenen kulturalistischen *turns* mit einer postmodernen Unübersichtlichkeit auf, die nicht nur Studierenden zu schaffen macht. Dazu dokumentieren die bisherigen Standortdebatten eher einen fortschreitenden Orientierungsverlust, anstatt ihm abzuhelpen. Das führt zu dem Verdacht: Es gibt den Standort der Germanistik längst nicht mehr, sie ist vielmehr inzwischen als offenes Feld konzipiert, das immer neu über die Verkehrsrouten zwischen verschiedenen Standorten zu bestimmen wäre. Zu deren Verknüpfung bräuchte die Germanistik dann aber wohlmöglich neue Formen einer kollektiven

¹ Lämmert, Eberhard: »Germanistik. Eine deutsche Wissenschaft«. In: *Germanistik. Eine deutsche Wissenschaft*. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrad und Peter v. Polenz. Frankfurt a M. 1967, S. 7–41, hier S. 35.

sprach- und literaturwissenschaftlichen Intelligenz. Oder liegt die Chance der Germanistik eher in einer entschleunigenden Rückbesinnung auf zentrale Gegenstände und Verfahren? Gesucht werden dazu Positionsbestimmungen, Bilanzierungen und Anregungen aus verschiedensten Perspektiven, die sich dem Problem der germanistischen Heterogenität entschieden stellen.

1 Sprache als verlorener Ausgangspunkt

Am Anfang war die Sprache: »Was immer«, schreibt der langjährige Herausgeber der *Lili* Ralf Schnell zur »Orientierung« im Fach Germanistik, »an der Hermeneutik wissenschaftlich sein mag – der intellektuelle Aufwand, die begriffliche Anstrengung, der theoretische Ertrag und die Folgen für die Diskussionen in Philosophie und Sozialwissenschaft [...], in Germanistik und Literaturwissenschaft [...] und in der neueren Literaturtheorie [...] – unterscheidet sich in der Sache nicht von dem elementaren Vorgang des Lesens und Verstehens von Texten«.² Daraus ergäbe sich: Wann immer, im Rahmen einer *wissenschaftlichen* Lektüre die Voraussetzungen für das Lesen und Verstehen von Texten zu reflektieren sind, kommt ein Wissen über die Eigenlogik des Sprachsystems, über kognitive Wissensstrukturen und Prozesse der Sprachverarbeitung, aber auch über sprachlich vermittelte Kommunikationspraktiken und die sprachliche Verfasstheit kultureller Lebenswelten zum Tragen. Wenn, mit anderen Worten, »die Wirklichkeit der Sprache alles enthält, was gesagt und gezeigt werden kann, bildet die Analyse der jeweils vorliegenden Sprachgestalt das Fundament und den Fundus aller Semantik, das heißt der Bedeutungssuche und der Textauslegung«.³

Derartige Einsichten rückten im Kontext der »sprachkritischen Wende« in den Mittelpunkt philosophischer Reflexion,⁴ lange bevor sie von der »medientheoretischen Wende« im Kontext der Kulturwissenschaften auf einen stark erweiterten Gegenstandsbereich bezogen wurden.⁵ Beide Denkfiguren freilich weisen insofern eine »Familienähnlichkeit« auf, als sie darauf gerichtet sind,

Phänomene des Transitorischen und des Sekundären gerade in ihrer Opazität und Eigengesetzlichkeit zu rekonstruieren, also zu zeigen, dass etwas, was als abgeleitet und nachrangig galt, sich realiter als eine strukturprägende und ordnungsstiftende Kraft erweist.⁶

² Schnell, Ralf: *Orientierung Germanistik. Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg 2000, S. 28.

³ Schnell: *Orientierung Germanistik* (wie Anm. 2), S. 50.

⁴ Vgl. Rorty, Richard M.: »Introduction. Metaphilosophical Difficulties of Linguistic Philosophy«. In: Richard M. Rorty: *The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method*. Chicago 1967, S. 1–39, hier S. 9, Anm. 10, mit Rekurs auf Bergmann, Gustav: *Logic and Reality*. Madison, Wisconsin 1964, S. 177.

⁵ Vgl. Krämer, Sybille: *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*. Frankfurt a. M. 2008, S. 22 f.

⁶ Krämer: *Medium, Bote, Übertragung* (wie Anm. 5), S. 23, Schnell: *Orientierung Germanistik* (wie Anm. 2), S. 58.

Diese Art der Fragestellung, lesen wir in der »Orientierung Germanistik«, »hantiert nicht nur mit den großen Kategorien der Ideengeschichte, sondern schaut aufs Detail und erkennt diesem seinen Rang zu.«⁷

Derartige Ansichten, denen – in Bezug auf das Verhältnis der Literatur zur Sprache – nicht zuletzt das LiLi-Projekt seine Existenz verdankt, können aus verschiedenen Gründen heute nicht mehr als selbstverständlich gelten. In der *Linguistik* erfuhr bereits die traditionell vorherrschende Neigung, das sprachliche System als »eine gegen jegliches ›Andere‹ isolierte Größe«⁸ programmatisch einzugrenzen und darüber die Medialität der Sprache – ihre mittlere, vermittelnde Stellung zwischen Kognition, Kommunikation und Kultur ebenso wie ihren Charakter als Mittel des kommunikativen Handelns – aus dem Blick zu verlieren, eine Verstärkung in einigen Strömungen der »kognitiven Wende«: Hier galt das Interesse nunmehr vor allem jener internen »Sprache« des menschlichen Geistes, die ihrem epiphänomenalen Erscheinen in der Kommunikation vorgeordnet ist⁹ und deren konzeptuelle Voraussetzungen sich aus dem Zusammenspiel ergeben »zwischen einer universalen menschlichen Natur und den Bedingungen, die das Leben in einem Menschenkörper auf diesem Planeten mit sich bringt«.¹⁰ In ähnlicher Weise hat auch in der Literaturwissenschaft neuerdings eine evolutionstheoretisch fundierte und auf neurobiologische Methoden gestützte Wende Konjunktur¹¹ – mit erheblichen Konsequenzen für die Identität der Disziplin und ihre Position im Spektrum der Wissenschaften: Denn der das Fach einst konstituierende Gegenstand wäre nicht länger die Sprache und ihre Formen, sondern der Körper des Menschen in seiner Umwelt. Der Preis, der diesen evolutionsbiologischen *turn* antreibt, wäre das Gütesiegel einer quasi naturwissenschaftlichen Empirie.

Dagegen bauen medientheoretische Positionen in der Sprachwissenschaft auf der Überlegung auf, dass sich Objekte der Kognition (ebenso wie auch deren Subjekte) ohne Kommunikation und Kultur nicht entwickeln können:

Erst in der Spurenlese, der Relektüre, in der der »Geist« der medialen Spur der eigenen mentalen Akte begegnet, in der Transkription des Mentalen in die semiologischen Register des Medialen, kann sich begriffliche Distinktivität einstellen und ein Subjekt möglicher begrifflicher Unterscheidungen konstituieren.¹²

⁷ Schnell: *Orientierung Germanistik* (wie Anm. 2), S. 58.

⁸ Ehlich, Konrad: »Medium Sprache«. In: Hans Strohn/Lorenz Sichelschmidt/Martina Hiel-scher (Hg.): *Medium Sprache*. Frankfurt a.M. 1998, S. 9–21, hier S. 9.

⁹ Vgl. Jäger, Ludwig: »Medium Sprache. Anmerkungen zum theoretischen Status der Sprach-medialität«. In: Werner Holly/Ingwer Paul (Hg.): *Medialität und Sprache. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 54/1 (2007), S. 8–24, hier S. 11.

¹⁰ Pinker, Steven: *Der Sprachinstinkt. Wie der Geist die Sprache bildet* [1994]. München 1996, S. 466.

¹¹ Vgl. Menninghaus, Winfried: *Wozu Kunst? Ästhetik nach Darwin*. Berlin 2011.

¹² Jäger, Ludwig: »Intermedialität – Intramedialität – Transkriptivität. Überlegungen zu einigen Prinzipien der kulturellen Semiosis«. In: Arnulf Deppermann/Angelika Linke (Hg.): *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin/New York 2010, S. 301–324, hier S. 307.

Für die Hermeneutik – sei sie sprach-, literatur-, kultur- oder sozialwissenschaftlich begründet – bedeutet das: Zeichen referieren auf andere Zeichen, Sinn setzt Sinn voraus: »Aus einer *ontologischen Weltwabe* lässt sich ebenso wenig semantischer Honig saugen wie aus den mentalen Leistungen eines *vorsprachlichen Geistes*.«¹³

2 Sprachvergessenheit der Literaturwissenschaft – der linguistic turn und die Folgen

Angesichts des *medial turn* ist es verblüffend zu beobachten, dass einer ›Medialitätsvergessenheit‹ in weiten Teilen der Sprachtheorie¹⁴ eine Ausblendung des Mediums Sprache in den Hauptströmungen der Medien- und Kulturtheorie entspricht¹⁵, die darüber hinaus (vielleicht unter anderem auch aus diesem Grund?) die *Literatur* als spezifischen Gegenstandsbereich aus dem Blick zu verlieren droht. So gesehen wäre dieser Sprach- und Literaturverlust also eine Spätfolge des *linguistic turn*; mit der Generalisierung seines Anspruchs haben sich ausgerechnet seine traditionellen Gegenstandsbereiche verflüchtigt. Was bleibt, ist lediglich seine Struktur: So folgten dem *linguistic turn* in den Geisteswissenschaften Wellen von Aufrufen zu transdisziplinär konzipierten *turns*, die, glaubt man ihrem Wendepathos, auch die Literaturwissenschaft überzogen haben.

Theoretisch hätten die unterschiedlichen Forderungen nach Transdisziplinarität eine Disziplin wie die Germanistik gewiss direkt auflösen müssen. In der Praxis haben sie aber auch, wenn nicht zuerst, an ihrer Selbstauflösung gearbeitet. Denn auch der *cultural turn* als ein vermeintlich allgemeiner Oberbegriff hat sich offenbar als nicht haltbar erwiesen. Nicht nur, dass sich die einzelnen Wenden schon ihren Generalisierungsansprüchen nach ins Gehege kommen: Ihre lange Reihe, bestehend etwa aus dem *performative*, dem *postcolonial*, dem *translational turn*, dem *iconic* oder *pictorial turn*, dem *spatial*, *topographical* oder *material turn*,¹⁶ lässt sich im Rückblick auch beständig ergänzen und erweitern: so durch den *narrativist turn*, den *emotional* und *cognitive turn*, oder jüngst *aural turn* als Gegengewicht zum ex post so genannten *visual turn*. Die *turns* scheinen so eine endlose Geschichte zu ergeben, in denen sich ihre Rhetorik nur selbst entlarvt, in deren Länge und Dynamik sie sich aber auch bestätigt. Sie sind damit eine andauernde Herausforderung an eine Disziplin wie die Germanistik.

Es macht aber zugleich den Eindruck, als ob nicht etwa die *turns* die Germanistik aufzulösen drohen, sondern als ob sich in deren wiederholten allgemeinen Selbstaufösungen die Auflösung der Germanistik auf eine aufschlussreiche Weise spiegelt. Denn wenigstens dies könnte man, wenn auch in polemischer Absicht,

¹³ Vgl. Jäger: »Intermedialität« (wie Anm. 12), S. 310.

¹⁴ Vgl. Jäger: »Medium Sprache« (wie Anm. 9), S. 10.

¹⁵ Ebd., S. 10.

¹⁶ Vgl. Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek 2006.

behaupten: Auch die Germanistik als Fach ist in Auflösung begriffen, scheint mehr denn je Anlass zu haben für eine Wiederauflage der notorischen Standortdebatten.

So versuchte etwa schon vor nunmehr dreizehn Jahren die Kontroverse zwischen dem Neugermanisten Gerhart von Graevenitz und dem Mediävisten Walter Haug einen Anstoß zu einer grundsätzlichen Positionsbestimmung zu geben: Angesichts der oft monierten Erosionstendenzen in der Germanistik versprach die Debatte einigen Zündstoff. »Warum darf Literaturwissenschaft nicht Literaturwissenschaft sein?«, fragte der Mediävist Haug, der damit angesichts des neuen kulturwissenschaftlichen Theorie- und Methodenpluralismus eine konservative Position markierte. Haugs Grundvorwurf lautete dabei: Mit der Ausweitung der Literaturwissenschaften zu allgemeinen Kulturwissenschaften droht eigentlich nur die Wiederkehr einer verschlechterten Variante der Hermeneutik, die man von Hause aus besser hätte betreiben können. Darauf reagierte der Neugermanist von Graevenitz nicht ohne die Andeutung seiner größeren wissenschaftlichen Progressivität. Seine Verwunderung galt dabei dem Umstand, dass sich ausgerechnet ein Mediävist in seiner Argumentation auf ein ahistorisches Autonomiepostulat der Literatur bezog und die neuen Möglichkeiten des wissenschaftlichen Schreibens insbesondere im *new historicism* nicht im Blick habe.¹⁷ Vielleicht ist diese schon seinerzeit prominente Haug-Graevenitz-Debatte gerade heute aktueller denn je, nicht obwohl, sondern gerade weil sich die ›kulturalistische Wende‹ bzw. der *cultural turn* in einem sich ständig erweiternden Theorie- und Methodenpluralismus zunehmend aufgelöst hat. Dabei hat er die latente Konkurrenz zwischen Mittelalter- und Neuzeitgermanistik, die er hätte beseitigen können, nicht nur fortbestehen lassen. Vielmehr zeigen sich jenseits aller Turns immer noch ihnen verwandt anmutende Auflösungseffekte – gerade auch in der gegenwärtigen Lage der Germanistik.

Dieser Effekt wird noch durch eine disziplinäre Spaltung verstärkt, die sich, unabhängig von der latenten Konkurrenz zwischen Mediävistik und Neugermanistik, durch die Germanistik zieht: die in Teilen des Faches kultivierte Trennung von Linguistik und Literaturwissenschaft. So kann die eingangs zitierte, entschiedene Berufung auf linguistische Paradigmen ratlos machen gegenüber dem Umstand, dass sich die literaturwissenschaftlichen und linguistischen Arbeitsfelder so weit voneinander entfernt zu haben scheinen, dass sie zumeist nur punktuell wieder zusammenfinden. Fragt man also nach den ›Grenzen der Germanistik‹ und lässt dann etwa aus literaturwissenschaftlicher Sicht die Linguistik außer Acht,¹⁸ zeigt sich dann nicht eine Grenze der Germanistik schon in ihr selbst? Und wenn sich, etwa durch den Bezug auf wissenspsychologische Konzepte, Allianzen andeuten, werden Kooperationen oft durch vielfältige methodologische Gräben erschwert,

¹⁷ Nachweise und Kritik bei Fischer, Katrin: »Die Haug-Graevenitz Debatte in der ›DVjs‹ als Kontroverse um Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft(en) und wissenschaftliches Argumentieren«. In: Ralf Klausnitzer/Carlos Spoerhase (Hg.): *Kontroversen in der Literaturtheorie/Literaturtheorie in der Kontroverse*. Frankfurt a. M. 2007, S. 485–500.

¹⁸ Vgl. den Band von Erhart, Walter (Hg.): *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* Stuttgart/Weimar 2004.

die durch das Begriffspaar ›hermeneutisch‹ vs. ›empirisch‹¹⁹ nur unzureichend abgebildet werden. Mitunter mag der Eindruck entstehen, dass zwischen Linguistik und Literaturwissenschaften fast schon eine interdisziplinäre Relation besteht, mit den bereits genannten klassischen Verlusten, Begriffsverschiebungen, und, so wäre zu wünschen: Erkenntnisgewinnen.

3 Jenseits der disziplinären Überkomplexität – eine Wende zur Germanistik?

Will man diese Tendenzen genauer fassen, so ist der vor allem schon von Hans Blumenberg festgehaltene Mehrwert interdisziplinärer Begriffsöffnungen nicht zu kritisieren.²⁰ Vielmehr wird für manchen gewiss der schmale Grat zwischen Transdisziplinarität und Dilettantismus einerseits mit Blick auf die Nachbardisziplinen zu oft verlassen. Zudem könnte man eine gewisse Vernachlässigung von Methoden und Erkenntnissen der Disziplinen monieren: Die Disziplinen beschleunigen ihre Entwicklungen und hängen dabei ihr traditionell erarbeitetes Wissen und mit den differenzierten Begriffen bisweilen gleichsam ab. Andererseits kann man den Eindruck gewinnen, dass gegenwärtig, in einem (wieder stärker) von verfestigten Statusdifferenzen und (nach wie vor) von Disziplinen geprägten Wissenschaftsbetrieb Tradition gegenüber Innovation begünstigt wird.

Dass an dem Wechselspiel aus Vereinfachung und Substanzverlust auf der einen und Spezialisierung sowie methodisch-interdisziplinärer Ausdehnung auf der anderen Seite wissenssoziologische, politisch-ideologische, das Mediensystem betreffende, aber auch organisationale und mikropolitische Rahmenbedingungen einen wesentlichen Anteil haben, wird man kaum unterstreichen müssen: Jedenfalls scheinen genuin wissenschaftliche Ansprüche zunehmend in den Hintergrund zu treten gegenüber dem Streben nach Modulförmigkeit, Berufs- und Verwertungsbezogenheit im Studium und der kurzfristigen und übereilten Jagd nach Drittmittelrekorden und behördlich sanktionierten Exzellenzprädikaten in der Forschung.

Vor diesem Hintergrund erweist sich die Germanistik dann jedoch auch wieder als erstaunlich stabil. Wohl deshalb kann man die Auflösung der Germanistik überhaupt beklagen – weil es mehr oder weniger diskrete Konstanten zu geben scheint, Begriffe oder Konzepte zweiter Ordnung, über die sich das Fach nach

¹⁹ Vgl. Alt, Peter André: »Geisteswissenschaften sind keine Sozialwissenschaften«. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (30.08.2012). Positionen einer (durchaus empirischen) linguistischen Hermeneutik versammeln beispielsweise Hermanns, Fritz/Holly, Werner (Hg.): *Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens*. Tübingen 2007. Diese weisen teilweise fließende Übergänge zu Ansätzen der »Sozialwissenschaftlichen Hermeneutik« auf, vgl. dazu etwa die Beiträge zur Ethnomethodologischen Konversationsanalyse, zur Gattungsanalyse oder zur Diskursanalyse in Hitzler, Ronald/Honer, Anne (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*. Opladen 1997.

²⁰ Vgl. Blumenberg, Hans: »Wirklichkeitsbegriff und Wirkungspotential des Mythos«. In: Manfred Fuhrmann (Hg.): *Terror und Spiel. Probleme der Mythenrezeption*. München 1971, S. 11–66, hier S. 11.

wie vor konstituiert und auf deren Basis immer wieder seine Auflösung konstatiert werden kann, die sich dann aber doch nicht recht vollzieht. Darum hatte man für eine Standortbestimmung der Germanistik in verschiedene Richtung zu fragen: Ist die Germanistik nur noch eine institutionelle Sammelbezeichnung für eine Gruppe von weitgehend historisch und systematisch gegeneinander ausdifferenzierten Disziplinen und Forschungsrichtungen eigenen Rechts? In welcher Beziehung steht sie zu inter- oder transdisziplinären Zentrifugalkräften? Gibt es demgegenüber eine Art subkutaner Tradition einer ›alten Germanistik‹, die man nur wieder freizulegen oder erst recht zu entdecken hätte? Oder bieten gerade die jüngeren, forciert transdisziplinären Fragestellungen neue Chancen der methodischen und konzeptionellen Wiederanschlüsse einer gespaltenen Disziplin auf dem Weg zu einer ›neuen Germanistik‹? Wenn letztes der Fall sein könnte, dann wäre erst dies eine veritable Wende, die auch traditionelle Germanisten akzeptierten müssten, wenn man so will: ein *germanistic turn*.

Über den Topos von der verlorenen Einheit der Germanistik

1 LiLi an LiLi

Fast sechs Jahre Mit-Verantwortung für die *School of Language and Literature* (kurz LiLi-School genannt) im *Freiburg Institute for Advanced Studies* (FRIAS) scheinen einen dafür zu prädestinieren, zum Jubiläum der älteren, gedruckten Namenskollegin einmal über das Verhältnis von Sprach- und Literaturwissenschaft nachzudenken. Zwar hatte die LiLi-School im FRIAS, anders als die Zeitschrift *Linguistik und Literaturwissenschaft* zumindest in ihrer Gründungsphase, kein interdisziplinäres Programm – sie war explizit dazu gedacht, disziplinäre Forschung in der Linguistik und in der Literaturwissenschaft voranzutreiben; trotzdem war es doch auch die Absicht der beiden Direktoren (Werner Frick und mir), mögliche Kontaktzonen aufzuspüren, die im universitären Alltag, in dem trotz institutioneller Zusammengehörigkeit kaum inhaltliche Zurkenntnisnahme, geschweige denn Diskussion zwischen Linguisten und Literaturwissenschaftler stattfindet, nicht hervortreten können. In diesem Beitrag, der, dem *Call for Papers* folgend, durchaus »eine Kontroverse anzetteln« will, werde ich aber nur einleitend über meine FRIAS-Erfahrungen berichten. Mein Ziel ist es vielmehr, einen Topos zu destruieren, der fast regelmäßig bemüht wird, wenn es um das Thema Linguistik und Literaturwissenschaft geht: der Topos vom Verlust der Einheit der Germanistik (oft ist implizit mitgemeint, dass die Linguistik diese Einheit einseitig aufgekündigt hätte). Dagegen will ich argumentieren, dass es diese Einheit nie als »unmarkierten« Zustand gegeben hat, sondern lediglich in Ausnahmefällen, die für die theoretische Gesamtentwicklung der beiden Disziplinen letztlich unerheblich geblieben sind. Das, so meine ich, muss auch so sein: weder sind Literaturwissenschaftler daran interessiert (oder in der Lage), etwas über das Wesen von Sprache allgemein herauszufinden oder Einzelsprachen in ihrer Systematik zu beschreiben, noch können oder wollen Linguisten die spezifische Differenz literarischer Texte, das was sie zu Literatur macht, erfassen.

Im FRIAS standen sich nicht Germanisten, Romanisten, Anglisten etc. gegenüber: die linguistische Sektion beherbergte vielmehr Sprachwissenschaftler aus allen Philologien, daneben auch Kognitionswissenschaftler und Anthropologen; in der literaturwissenschaftlichen Sektion waren Literaturwissenschaftler aus der Germanistik bis zur Sinologie, daneben aber auch Kunstgeschichtler, Soziologen und

einige andere ›Kulturwissenschaftler‹ zuhause. Die erste Erfahrung dieser Jahre war für jemand, der in Konstanz wissenschaftlich sozialisiert worden ist, nicht erstaunlich: die Zusammenarbeit zwischen Linguisten, die über verschiedene Sprachen arbeiten, ist so einfach wie das kleine Einmaleins (und vermutlich war das innerhalb der literaturwissenschaftlichen Sektion genauso). Die zweite Erfahrung: wie jeder transdisziplinäre Dialog ist der zwischen Literaturwissenschaftlern und Linguisten wesentlich anstrengender, er gleicht dem großen Einmaleins. Sie kommen am besten miteinander aus (und wir sind hervorragend miteinander ausgekommen!), wenn beide Seiten ohne überzogene wechselseitige Erwartungen davon ausgehen, dass sie keine privilegierte Beziehung verbindet, sondern dass sie jeweils selbstbewusst, entspannt und konsequent ihr eigenes Programm verfolgen können und dürfen. Eine dritte Erfahrung: Das gemeinsame Band der ›Textwissenschaften‹ trägt nicht; denn nicht nur beschäftigt sich nur ein (vielleicht ständig kleiner werdender) Teil der zur ›Kulturwissenschaft‹ mutierenden Literaturwissenschaft mit Texten, und auch viele Linguisten würden als Grundeinheit ihrer Analysen nicht Texte, sondern z. B. Sätze, Handlungen oder auch Äußerungen sehen; vor allem aber ist die Arbeit mit Texten ja kein exklusives Merkmal der Sprach- und Literaturwissenschaft, auch Theologen, Juristen, Historiker sind ›Textwissenschaftler‹.

Akzeptiert man erst einmal, dass es sich um zwei unabhängige wissenschaftliche Disziplinen handelt, lassen sich dennoch überschneidende thematische Interessen zu erkennen, auch wenn sie vielleicht nicht den Kern der disziplinären Arbeit ausmachen; die Beiträge in Fludernik/Jacob (i. Dr.), Ergebnisse einer FRIAS-Tagung über die Beziehung zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft, machen dies deutlich. Die Überschneidungen reichen von der Narrationsanalyse über die Analyse mündlicher und schriftlicher Gattungen bis zur Analyse bestimmter sprachlicher Verfahren z. B. des deiktischen Verweisens in fiktionalen Kontexten und zu der computerunterstützten Textanalyse in den *digital humanities*.

Ein weiteres Ergebnis der FRIAS-Arbeit ist wohl, dass sich Literaturwissenschaftler etwas mehr für den Dialog mit Linguisten interessieren als umgekehrt (vgl. Fludernik i. Dr.). Das ist vielleicht beklagenswert, hat aber wohl seinen Grund. Die genaue Lektüre und Analyse literarischer Texte führt notwendigerweise zu sprachlichen Fragen, und alle literarischen Techniken gründen letztendlich auf alltagssprachlichen Praktiken (wie gerade die wenigen Wissenschaftler gezeigt haben, die sowohl als Sprach- wie auch Literaturwissenschaftler erfolgreich gearbeitet haben: Michail Bachtin und Roman Jakobson). Oder in den Worten des Linguisten Daniel Jacob (i. Dr.):

Bildlich gesprochen behandelt die Linguistik das Rohmaterial, aus dem auch (aber nicht nur) literarische Texte gemacht sind; und es hängt vom Interesse der jeweiligen literaturwissenschaftlichen Frage ab, wie sehr sie die Konstituenz dieses Rohmaterials als relevant für ihre eigenen Fragen erachtet.

Umgekehrt ist die Entwicklung der linguistischen Empirie, insbesondere der Korpuslinguistik, heute so weit vorangeschritten, dass ernsthafte sprachwissenschaftliche Untersuchungen auf der Basis literarischer Quellen nicht mehr möglich sind

(was noch für Hermann Wunderlich oder Leo Spitzer nicht galt, vgl. Wunderlich 1894, Spitzer 1922). Auch Fragen der sprachlichen Norm werden heute nicht mehr durch den Sprachgebrauch in der »schönen Literatur« begründet (wie zu Zeiten, als noch »Literatursprache« mit »Standardsprache« gleichgesetzt wurde), sondern durch wesentlich breiter angelegte Textkorpora abgestützt. In Bezug auf die empirischen Grundlagen (»Daten«) hat sich die Linguistik also sicherlich von der Literatur (nicht von der Literaturwissenschaft, mit der sie nie verbunden war, s. unten!) emanzipiert: die technologischen Entwicklungen der Korpuslinguistik haben es möglich gemacht, Sprache in einem viel umfassenderen Sinn zu erfassen, und die stark veränderte Rolle der »Nationalliteratur« im öffentlichen Diskurs hat die ideologische Bindung der Standardsprache an die Belletristik obsolet gemacht.

2 Die konstruierte Einheit der vergangenen Germanistik

Bleumer u. a. beklagen in der Einleitung zu diesem Band, »dass sich die literaturwissenschaftlichen und linguistischen Arbeitsfelder so weit voneinander entfernt zu haben scheinen«, und auch Schönert (in diesem Band) präsupponiert eine vergangene Einheit, wenn er über die 1970er Jahre und die damals versuchte »Linguistisierung« der Literaturwissenschaft schreibt:

Gemeinsam gab man/frau sich zunächst Träumen hin vom Wiedergewinn der verlorenen Einheit der Neuphilologien im Zeichen eines Gegenstandsbereichs »Sprache und ihre Hervorbringungen in Texten« – von einer Einheit, wie sie noch um 1900 bestand [...] und in der Germanistik etwa durch einen Philologen wie Hermann Paul repräsentiert wurde [...].

Ohne die Geschichte der Germanistik hier im Detail aufrollen zu können, sei dagegen die Hypothese erlaubt, dass die linguistisch-literaturwissenschaftliche Einheit der Germanistik kaum je theoretisch-sachlich begründet war, sondern bis in die 1940er Jahre hinein lediglich durch das nationale Programm einer »deutschen Wissenschaft« zusammengehalten wurde (dazu immer noch unübertroffen: Lämmert u. a. 1967).

2.1 Ein Schnelldurchlauf durch die linguistischen Paradigmen bis 1933

Dazu ein kurzer Blick in die Entwicklung der linguistischen Theorien. Die Linguistik entstand als wissenschaftliche Disziplin um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Paradigma der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft.¹ Schon zur glei-

¹ Die vergleichende Sprachwissenschaft war allerdings ihrer Natur nach nur teilweise in der Germanistik zuhause (wie etwa im Falle Grimms), die Lehrstühle hatten dementsprechend oft auch andere Denominationen. So hatte Franz Bopp einen Lehrstuhl für Allgemeine Sprachwissenschaft und Orientalistik, August Schleicher war in Prag Professor für vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit, dann immerhin für deutsche und vergleichende Sprachwissenschaft und Sanskrit, später in Jena für vergleichende Sprachkunde und deutsche Philologie. Gegen Ende des Jahrhunderts haben die meisten Universitäten eigene Lehrstühle für Indogermanistik oder vergleichende Sprachwissenschaft außerhalb der Germanistik.

chen Zeit erfolgt z.B. bei August Schleicher eine dezidierte Grenzziehung zwischen sprachwissenschaftlicher Methode und der Arbeit mit literarischen Texten, verbunden mit einer ebenso dezidierten Zuwendung zu naturwissenschaftlichen Denkweisen und Methoden:

Nur da, wo eine Literatur vorliegt, findet die Philologie Stoff [...]. Der Philolog hat es mit der Geschichte zu thun, die eben da anhebt, wo der freie menschliche Wille sich Dasein giebt, das Object der Linguistik dagegen ist die Sprache, deren Beschaffenheit eben so sehr außerhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegt, als es z.B. der Nachtigall unmöglich ist, ihr Lied mit dem der Lerche zu vertauschen. (Schleicher 1850, S. 2–3)

Diese scharfe theoretisch-methodische Grenzziehung gegen die Literaturanalyse blieb auch bei den Junggrammatikern bestehen, deren Siegeszug ab 1870 einsetzt, auch wenn viele von ihnen mit der Edition sprachgeschichtlicher Texte als Grundlagen für die sprachwissenschaftliche Arbeit befasst waren. Die Argumentationsfigur ist ähnlich wie bei Schleicher: während sich andere geschichtliche Wissenschaften (wie die Literaturgeschichte) mit den bewussten Texterzeugnissen eines einzelnen Menschen beschäftigt, die gerade durch ihren singulären Status Bedeutung erlangen, beschäftigt sich die Sprachanalyse mit dem Rekurrenten und Unbewussten. Dass zum Beispiel ein annähernd identisches Lautereignis millionenfach in einer Sprachgemeinschaft stattfindet, macht gerade die spezifische, den Naturwissenschaften nahe Arbeitsweise der Linguistik innerhalb der Kulturwissenschaften möglich. Diese positivistische Auffassung eliminierte den individuellen Sprecher ebenso wie die kontextuelle Einbettung (im Editorial zu diesem Band »medial« genannt) der Sprechfähigkeit zugunsten allgemeiner phonetischer und kognitiver Gesetzmäßigkeiten. So grenzte Hermann Paul in seinen lange Zeit autoritativen »Prinzipien der Sprachgeschichte« (erstmal 1880) die Linguistik wie folgt gegen die anderen historischen Kulturwissenschaften ab:

Aus der Einfachheit der sprachlichen Vorgänge folgt nun aber auch, dass sich dabei die individuelle Eigentümlichkeit nicht stark geltend machen kann. Die einfachsten psychischen Prozesse sind ja bei allen Individuen die gleichen, ihre Besonderheiten beruhen nur auf verschiedenartiger Kombination dieser einfachen Prozesse. Die grosse Gleichmässigkeit aller sprachlichen Vorgänge in den verschiedensten Individuen ist die wesentlichste Basis für eine exakt wissenschaftliche Erkenntnis derselben.

[...] Unser Satz, dass die Unabsichtlichkeit der Vorgänge eine exakte wissenschaftliche Erkenntnis begünstige, ist leicht aus der Geschichte der übrigen Kulturzweige zu bestätigen. Die Entwicklung der sozialen Verhältnisse, des Rechts, der Religion, der Poesie und aller übrigen Künste zeigt um so mehr Gleichförmigkeit, macht um so mehr den Eindruck der Naturnotwendigkeit, je primitiver die Stufe ist, auf der man sich befindet. Während sich auf diesen Gebieten immer mehr Absichtlichkeit, immer mehr Individualismus geltend gemacht hat, ist die Sprache nach dieser Seite hin viel mehr bei dem ursprünglichen Zustande stehen geblieben. Sie erweist sich auch dadurch als der Urgrund aller höheren geistigen Entwicklung im einzelnen Menschen wie im ganzen Geschlecht. (Paul 5/1920, S. 19, Herv. im Original)

Auch die gegen Ende des Jahrhunderts einsetzende Kritik an den Junggrammatikern war zunächst keineswegs mit einer theoretischen Annäherung an die Literaturwissenschaft verbunden. Hugo Schuchardt, der eloquenteste Gegner des Szientizismus und Positivismus der Junggrammatiker, propagierte zwar eine

Sprachwissenschaft, die möglichst ›kulturell‹ eingebettet sein sollte, und betrachtete die von den Junggrammatikern postulierten allgemeinen ›Gesetze‹ des Sprachwandels mit größter Skepsis; gerade er aber fragt: »Warum in aller Welt können wir uns nicht entschließen nur von Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft zu sprechen?« und betont, »dass immer Sprache und Sprache, mögen sie auch noch so weit auseinander liegen, in wissenschaftlichem Sinne enger zusammengehören als Sprache und Literatur, seien es auch die desselben Volkes« (Schuchardt 1928, S. 85). Die zweite Kritik an den Junggrammatikern entwickelt sich außerhalb Deutschlands in der russischen (Baudouin de Courtenay) und französischsprachigen Sprachwissenschaft (Saussure, Bally) und begründete den sog. Strukturalismus. Aber auch das strukturalistische Forschungsprogramm bot (sieht man einmal vom Sonderfall Roman Jakobson ab) keine Anknüpfungspunkte zur Literaturwissenschaft, es verschärft sogar durch die Trennung von *langue* und *parole* die Dekontextualisierung der Sprache.

Es gab im Deutschland des frühen 20. Jahrhunderts aber noch eine andere, heute fast vergessene anti-junggrammatische Richtung, nämlich die sog. Idealistische Sprachwissenschaft. Und wenn man die Frage beantworten will, warum der Topos von der verlorenen Einheit der Germanistik so stark ist, muss man vielleicht hier ansetzen. Die Idealistische Sprachwissenschaft hatte ihre berühmtesten Vertreter in der Romanistik: Karl Vossler und Leo Spitzer. Beide waren in der Tat Sprach- und Literaturwissenschaftler in Einem, weil sich dies aus ihrer Sprachtheorie ergab. Basierend auf den Schriften Benedetto Croces vertraten sie die Auffassung, dass sich die Linguistik nicht mit Grammatik, sondern mit den Schaffensakten von Individuen beschäftigen müsse, die ebenso wie alle künstlerischen Schaffensakte unter eine weit definierte »Ästhetik« als Wissenschaft vom Ausdruck des Geistes gefasst wurden (vgl. Vossler 1904). Für Vossler und Spitzer waren »Stilstudien« – insbesondere auch an literarischen Texten – die Grundlage der sprachwissenschaftlichen Forschung; die Verbindung zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft ergab sich daraus fast von alleine. Oft dienten die Stilstudien dazu, den »Volkscharakter« zu beschreiben; die Idealistischen Sprachwissenschaftler betteten sich so auch in die Tradition Humboldts und der Völkerpsychologen ein (wie Ch. Steinthal).

Obwohl Vosslers Diktum, alle Grammatik sei in der Stilistik begründet (und diese daher der zentrale Gegenstand der Linguistik), mit der modernen Grammatikalisierungsforschung zumindest kompatibel ist, ist er heute als Sprachwissenschaftler fast vergessen. Seine enorme Bedeutung für die Linguistik der Vorkriegszeit lässt sich aber vielleicht daraus erkennen, dass Valentin Vološinov (1930) im Rahmen seines höchst kenntnisreichen Überblicks über die seiner Meinung nach damals wichtigsten Forschungsrichtungen der Linguistik genau diese beiden Theorien ausführlich darstellt: die »idealistische Neuphilologie« Vosslers und den Strukturalismus Saussures (vgl. S. 1930 [1975, S. 98–117]). Auch für Spitzer (der in die USA emigrieren musste und in den 1940er Jahren mit dem amerikanischen Junggrammatiker und später Strukturalisten Leonard Bloomfield aneinander geriet), war die Auseinandersetzung zwischen Positivisten (Junggrammatiker und Strukturalisten) und Idealisten entscheidend. Maas (2012, S. 249) zitiert aus einem

Brief Spitzers von 1937 aus dem Exil an Vossler: »Man muß auch sagen [,] daß die deutsche Wissenschaft von 1870 verhängnisvoll auf dieses Land gewirkt hat [...] Der alte Kampf gegen den Positivismus, den wir längst in Deutschland ad acta gelegt hatten, muß wieder neu geliefert werden.«

Theoretisch waren die junggrammatischen und strukturalistischen Sprachwissenschaftler des 19. und frühen 20. Jahrhunderts also so weit von ihren literaturwissenschaftlichen Kollegen weg wie heute. Lediglich in der sog. Idealistischen Sprachwissenschaft ergab sich in Deutschland über eine kurze Zeit hinweg eine programmatische Annäherung, die theoretisch durch den Strukturalismus, praktisch durch den Nationalsozialismus überrollt wurde.

Der Strukturalismus erreichte Deutschland erst in den späten 1960er Jahren; in der finsternen Zeit der deutschen Sprachwissenschaft zwischen 1930 und 1970 lebte (neben einer weitgehend theorieleeren junggrammatischen Tradition) ein Amalgam von idealistischen und neo-humboldtianischen (vgl. Leo Weisgerbers »Inhaltsbezogene Grammatik«) sprachwissenschaftlichen Forschungen weiter, die vielleicht heute noch das kollektive Bewusstsein der germanistischen Literaturwissenschaft prägen. Ironischerweise ist diese Tradition aus dem kollektiven Bewusstsein der Linguisten aber völlig verschwunden.

2.2 Geschichte der Sprach- und Literaturwissenschaft als Institutionengeschichte bis 1933

Im letzten Abschnitt ging es um die theoretische Entwicklung der Linguistik seit ihren Anfängen, es ging um die Paradigmen, die sich theoretisch konsolidieren konnte. Zur Klärung des Verhältnisses zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft ist aber ein Blick auf die institutionelle Entwicklung des Fachs an den deutschen Universitäten aufschlussreich. Die Geschichte der Germanistik in Heidelberg, Tübingen und Freiburg ist gut aufgearbeitet (s. Burkhardt 1976), weshalb ich mich hier auf die Fachentwicklung an den drei südwestdeutschen Universitäten beschränke.

Bekanntlich tat sich die Germanistik sehr schwer, in der ersten Hälfte des 19. Jh. als neues Fach an den deutschen Universitäten Fuß zu fassen. Übungen und Vorlesungen wurden in dieser Zeit fast ausschließlich von Professoren anderer Fächer (Historiker, Philosophen, Theologen) abgehalten – meist in einer, wie Paul (1901, I, 98) schreibt, »dilettantischen« Weise. Daneben gab es (unbezahlte) Privatdozenten, die sich mit unterschiedlicher Qualifikation und unterschiedlichen Spezialisierungen der Lehre widmeten und davon meist eher schlecht als recht leben konnten. Die Anzahl der Studierenden war bis zur Jahrhundertwende sehr klein, im Durchschnitt ca. 10 Personen pro Vorlesung (Burkhardt 1976, S. 68–69). Die Skepsis gegenüber der Germanistik in der ersten Hälfte des 19. Jh. und die sprunghafte Verbesserung der Verhältnisse in den letzten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts hatte auch politische Gründe: die frühen Germanisten galten als tendenziell nationalliberal und daher politisch unzuverlässig, die Germanistik im späten 19. Jahrhundert hatte sich hingegen als staatstragende Wissenschaft von und in der deutschen Nation des Kaiserreichs etabliert.

Die Einrichtung der ersten Lehrstühle war argumentativ mit der Abgrenzung eines philologischen Tätigkeitsfelds von der alten »Ästhetik« verbunden, die meist in der Philosophie angesiedelt war; dort hatte man bis zu diesem Zeitpunkt deutsche Literatur gelehrt. Der institutionelle Durchbruch um 1870 gelang dann interessanterweise oft durch die Berufung eines Junggrammatikers.

So gab es in Tübingen zwar schon ab 1811 einen »Lehrstuhl für deutsche Sprache«, der aber nur kurzzeitig und mit Personen ohne einschlägige Qualifikation wie Salomo Michaelis (einem Allrounder, der sich im Wesentlichen durch einen mehrjährigen Frankreichaufenthalt und ansonsten durch gute Beziehungen qualifiziert hatte; s. Burkhardt 1976, S. 9) oder dem Politiker, Juristen und Dichter Ludwig Uhland besetzt war. Erst seit den 1840er Jahren ist der Lehrstuhl kontinuierlich besetzt. Um die Jahrhundertmitte verteilten sich die Vorlesungen auf den (natürlich immer historisch orientierten) sprachwissenschaftlichen (»philologischen«) und einen literaturwissenschaftlichen Lehrstuhl. Ersteren hatte seit 1844 Heinrich Adelbert Keller inne (eigentlich ein Altromanist, der vor allem als Herausgeber mittelalterlicher Texte aktiv war, aber auch das Schwäbische Wörterbuch begründete), die Verantwortung für die Literaturwissenschaft lag hingegen außerhalb der Germanistik beim Lehrstuhl für »Literaturgeschichte und Ästhetik«, der zur Philosophie (!) gehörte und mit Friedrich Theodor Vischer besetzt war. Karl Moritz Rapp hatte ein Extraordinariat für »allgemeine Sprachwissenschaft und moderne ausländische Philologie« inne. (Er verstand sich wohl in erster Linie als Dichter und Übersetzer – unter anderem ins Schwäbische! –, hat aber auch zahlreiche sprachgeschichtliche Arbeiten sowie eine deutsche und eine vergleichende Grammatik verfasst.)

Eine ernsthafte wissenschaftliche Germanistik wurde in Tübingen aber erst mit der Gründung des »Seminars für neuere Sprachen« (1867) und nach der Pensionierung Kellers (1883) möglich. Die Neuberufung stand ganz unter dem Einfluss der wissenschaftlichen Erfolge der Junggrammatiker, und auf der Berufsliste standen die Namen von drei der bedeutendsten Linguisten der Zeit: Eduard Sievers, dem Begründer der modernen Phonetik, Hermann Paul und Wilhelm Braune. Sievers übernahm den Lehrstuhl schließlich und erhielt erstmals ein vergleichsweise hohes Salär, das fast das Doppelte des Normalgehalts eines Ordinarius betrug (Burkhardt 1976, S. 22). Als er schon vier Jahre später Tübingen verließ, wollte die Fakultät erneut Hermann Paul, Wilhelm Braune oder Elias Steinmeyer (mit Sievers der Herausgeber der althochdeutschen Glossen) berufen, das Ministerium ernannte jedoch Hermann Fischer, der als Dialektologe und Leiter des Schwäbischen Wörterbuchs bekannt wurde. Erst 1920 wurde ein zweites Ordinariat für neuere »Literaturgeschichte« eingerichtet (und mit Hermann Schneider besetzt); auf den vakanten Lehrstuhl Fischers wurde 1921 erneut ein Dialektologe berufen, nämlich Karl Bohnenberger. Das Interesse für die Dialektologie ergab sich aus der junggrammatischen Überzeugung, dass ein ernsthafter Erkenntnisgewinn über sprachgeschichtliche Fragen nur dann zu erzielen sei, wenn man sich der gesprochenen Sprache widmete.

In Heidelberg war die Situation der Germanistik mangels finanzieller Unterstützung durch die großherzogliche Regierung schlechter. 1852 wurde Adolf Holt-

zmann Ordinarius, vertrat aber neben der Germanistik auch die Orientalistik. Er betrieb neben der Edition zahlreicher altindischer und altpersischer Texte auch historische deutsche Grammatik und gab mittelhochdeutsche Texte heraus. Seine Berufung erfolgte, weil sich die Landesregierung den renommierten Schweizer Indogermanisten Jacob Wackernagel nicht leisten konnte oder wollte (Burkhardt 1976, S. 33). Immerhin war das Ministerium aber schon zu dem Schluss gekommen, dass ein ausgebildeter Philologe zu berufen sei, und dass »allgemeine literarhistorische und aesthetische Bekanntschaft mit der deutschen Literatur« für die Berufung nicht ausreichen könnte (Burkhardt 1976, S. 33). Man muss Holtzmann wohl noch zur Generation der Dilettanten rechnen, wie Scherers Nekrolog auf ihn aus dem Jahre 1881 deutlich macht:

[Holtzmanns] Schrift »Kelten und Germanen« (Stuttgart 1855) wollte diese Völker als identisch erweisen und war so haltlos, daß sie keiner Widerlegung bedurfte. Willkürliche Combinationslust und Sucht nach Paradoxien, großer Glaube an den eigenen Scharfsinn und seltene Abhängigkeit von unkontrollirten Vorurtheilen haben ihn wiederholt auf Irrwege geführt. Auch seine Arbeiten über deutsche Grammatik sind nicht frei von Paradoxien. Und auch diese hat er hartnäckig festgehalten. Aber dennoch liegt auf diesem Gebiete seine eigentliche Bedeutung für die deutsche Philologie. Seine Ausgabe des althochdeutschen Isidor (*Carolsruhae* 1836), seine kleinen Schriften über den Umlaut (1843) und über den Ablaut (1844), weniger seine grammatischen Beiträge zur »Germania«, bezeichnen entschiedene Fortschritte unserer Erkenntniß.

Erst 1871 wurde das erste reine Ordinariat für deutsche Philologie eingerichtet und mit Karl Bartsch besetzt. Er war ein reiner Editionsphilologe. In seine Zeit fällt die Gründung des »Seminars für neuere Sprachen« (1873), aus dem sich die Germanistik erst 1923 ausgliederte. Außerhalb der Germanistik kam 1877 ein Lehrstuhl für Vergleichende Sprachwissenschaft hinzu, den eine der Gallionsfiguren der Junggrammatiker, Ferdinand Osthoff, innehatte. Extraordinariate besetzten der Linguist Otto Behaghel und der Literaturhistoriker Clemens Friedrich Meyer. Der Durchbruch erfolgte auch in Heidelberg erst in den 1880er Jahren, als auch hier ein bedeutender Junggrammatiker, nämlich Wilhelm Braune, auf den Lehrstuhl berufen wurde. Unter seinem Ordinariat wuchsen in Heidelberg nicht nur die Studentenzahlen, es wurden auch zahlreiche Privatdozenten ausgebildet, u. a. der Linguist Hermann Wunderlich und der erste außerordentliche Professor für Neugermanistik, Max Freiherr von Waldberg (ab 1893). Ein neugermanistisches Ordinariat kam wie auch in Tübingen erst sehr spät dazu, nämlich 1920. Erster Amtsinhaber wurde der renommierte Literaturhistoriker Friedrich Gundolf, als Nachfolger Braunes wurde 1921 Friedrich Panzer berufen, der weder als Linguist noch durch Texteditionen hervortrat, jedoch zu den schlimmsten Vertretern einer ultra-nationalistischen Deutschkunde gehörte.

In Freiburg, der zweiten badischen Universität, waren die Studentenzahlen noch kleiner und die finanziellen Ressourcen noch begrenzter. Auch hier dilettierten Fachfremde im germanistischen Lehrbetrieb, bis 1865 ein Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur eingerichtet wurde (Burkhardt 1976, S. 43). Erster Fachvertreter war der Lexikograf Mathias Lexer, der aber bereits nach zwei Jahren nach Würzburg wegging. Obwohl die Landesregierung dies zunächst angesichts

der extrem kleinen Studentenzahlen nicht für notwendig hielt, wurde 1868 Ernst Martin auf den Lehrstuhl berufen, der immerhin sechs Jahre ausharrte und 1874 das Seminar für neuere Sprachen gründete. Ihn kann man wohl am ehesten als mediävistischen Literaturwissenschaftler bezeichnen, als Sprachwissenschaftler war er unbedeutend. Früher als in Tübingen und Heidelberg, nämlich schon 1874, erfolgte auch an dieser Universität die Berufung eines renommierten Junggrammatikers, nämlich des damals 28jährigen Hermann Paul, zunächst als Extraordinarius, seit 1877 als Ordinarius. In den 1880er Jahren waren also an allen drei südwestdeutschen Universitäten die Lehrstühle mit bedeutenden Junggrammatikern besetzt, die die Akzeptanz des Fachs als ernsthafte Wissenschaft aufgrund des methodischen und theoretischen Stands der Linguistik wesentlich vorantrieben. Für die neuere Literaturwissenschaft wurde in Freiburg erstmals 1894 ein außerordentlicher Professor ernannt (Richard Weissenfels). Nach Vakanz des Paulschen Lehrstuhls im Jahr 1893 standen auf der Berufungsliste für die Nachfolge wieder zwei hoch-renommierte Sprachwissenschaftler: Otto Behaghel und Friedrich Kluge. Kluge wurde berufen und war in Freiburg bis 1919 tätig. Neben dem germanistischen Lehrstuhl gab es übrigens auch in Freiburg eine vergleichende Sprachwissenschaft; den Lehrstuhl hatten u.a. Karl Brugmann (1882–1887) und Ludwig Sütterlin (1913–1924) inne.

In Freiburg gab es früher als in Heidelberg und Tübingen einen Lehrstuhl für »Neugermanistik«, der 1901–1909 mit Roman Woerner, anschließend mit Philipp Witkop besetzt war. 1894 wurde ein eigenes deutsches Seminar gegründet, von dem sich bereits 1903 die neuere Literaturgeschichte abspaltete – ein bemerkenswertes Indiz für die Divergenz der beiden Disziplinen. Sowohl der Sprachwissenschaftler Kluge als auch der Literaturwissenschaftler Witkop belegen die ideologische Funktion der Germanistik im Kaiserreich: beide waren wesentlich an der deutschen Kriegspropaganda im 1. Weltkrieg beteiligt.

In der Gesamtschau ergeben sich recht deutliche Parallelen zwischen den Entwicklungen der drei Traditionsuniversitäten. Nach einer relativ langen Phase der fachlichen Konsolidierung, in der die »deutsche Philologie« sich gegen die v.a. von Philosophen betriebene »ästhetische Literaturbetrachtung« als Wissenschaft zu etablieren suchte, wurden im letzten Drittel des Jahrhunderts renommierte Junggrammatiker auf die Lehrstühle berufen. Aus der auf diese Weise im Kreis der akzeptierten Wissenschaften angekommenen Germanistik gliedert sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Literaturwissenschaft (»Neugermanistik«) aus. Die disziplinäre Grenze verläuft zwischen Literaturästhetik (die am ehesten der heutigen Literaturwissenschaft entspricht) auf der einen Seite und Sprachgeschichte/Textedition/Dialektologie/Lexikographie auf der anderen. Das Edieren mittelalterlicher Texte war Voraussetzung für die sprachhistorische Arbeit; es hatte keine literaturästhetische Funktion. Umgekehrt erforderte die Edition der alten Texte natürlich sprachhistorische Kenntnisse. Mit den Junggrammatikern kam das Interesse für die gesprochene Sprache hinzu, die im 19. Jahrhundert mit den Dialekten des Deutschen gleichgesetzt wurde: gesprochene Sprache war für die meisten Deutschen identisch mit dialektaler Sprache. Die disziplinäre Grenze zwischen Literaturäs-

thetik auf der einen und linguistisch-editionswissenschaftlicher Arbeit wurde in der Regel nicht überschritten: man war entweder Literaturästhetiker oder Sprachgeschichtler. Das Renommee der beiden Richtungen schwankte über das Jahrhundert hinweg; erst am Anfang des 20. Jahrhunderts stehen sich die beiden Disziplinen gleichberechtigt gegenüber.

Eine Integration von Sprach- und Literaturwissenschaft gab es also in der Germanistik das gesamte 19. Jahrhundert hindurch genauso wenig auf der institutionellen Ebene wie auf der persönlichen: für alle einigermaßen profilierten Fachvertreter lässt sich sagen, ob sie Literaturästheten oder Sprachwissenschaftler waren. Lediglich ideologisch wurde die Germanistik um 1900 immer mehr durch ihr Selbstverständnis als Wissenschaft vom Deutschtum zusammengehalten. Sie hatte nicht zuletzt die Funktion der Ausbildung von Deutschlehrern; diese sollten vor allem dazu befähigt werden, die nationale Idee in ihren Schülern weiter zu festigen.

Der von Hermann Paul herausgegebene, erstmals 1891–1893, in 2. und ergänzter Auflage 1901–1909 erschienene *Grundriss der germanischen Philologie* wird manchmal als Gegenevidenz zitiert (vgl. das Schönert-Zitat oben): repräsentiert er nicht die »innere Einheit« der Germanistik, in dem er Sprach- und Literaturwissenschaft zusammen bringt? Ein genauerer Blick in dieses Monumentalwerk belegt aber genau das Gegenteil: die Auffassung von »Germanischer Philologie«, die darin zum Tragen kommt, steht in eklatantem, gerade anachronistischem Gegensatz zur Entwicklung der Fachdisziplinen. So enthält der »Grundriss« nicht nur die Sprach- und Literaturgeschichte (allerdings nur die ältere!) der großen germanischen Sprachgemeinschaften (einschließlich des Englischen), sondern auch Kapitel über Recht, Sitte, Kriegswesen, Musik, Kunst, Wirtschaft und Mythologie. Kein Wunder, dass es Paul in seiner Einleitung nicht gelingt darzulegen, warum genau diese Bereiche zur germanischen Philologie gehören sollten. Aufschlussreich ist auch Pauls Kapitel über »Methodenlehre«, in dem er im sprachwissenschaftlichen Teil seine Positionen aus den erstmals 10 Jahre früher erschienenen, inzwischen aber zum zentralen linguistischen Lehrbuch avancierten *Prinzipien* wiederholt, im literaturwissenschaftlichen Teil aber versucht, eine positivistische Literaturtheorie zu entwickeln, die wie seine Sprachtheorie kognitiv, darüber hinaus aber auch Rezeptionsästhetisch angelegt ist. Der Versuch missglückt meiner Ansicht nach radikal, verdient aber eine genauere Analyse, als dies in diesem beschränkten Rahmen möglich ist.

3 Die 1970er Jahre

Es gab abgesehen von der in 2.1. erwähnten Idealistischen Sprachwissenschaft noch eine zweite Phase der theoretisch-konzeptionell begründeten Annäherung zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft, in der diesmal die Literaturwissenschaftler linguistische Theorien und Arbeitsweisen übernahmen. Das waren die 1970er Jahre. Der Aufbruch, der die Germanistik damals erfasste, wird in dem Beitrag von Jörg Schönert in diesem Heft ausführlich analysiert. In der Sprachwissenschaft gab

es in den 1960er Jahren kaum Professoren, die strukturalistisch ausgebildet waren (zu den wenigen Ausnahmen gehörten Hansjakob Seiler, Werner Winter und Eugenio Coseriu, die allesamt aus dem Ausland kamen). So konnte die gleichzeitige Rezeption so unterschiedlicher angloamerikanischer Forschungsrichtungen wie der generativen Grammatik, der formalen Semantik, der Sprechakttheorie und der Soziolinguistik, außerdem die Entwicklung neuer europäischer Traditionen wie der Textlinguistik den Eindruck erwecken, als ob die Linguistik gerade erst erfunden worden wäre. Noch heute meinen manche Linguisten, ihre Wissenschaft gehe auf Saussure zurück und sei erst in den 1960er Jahren in Deutschland angekommen. Der Enthusiasmus des (vermeintlichen) absoluten Neubeginns führte zum totalen Bruch mit allen deutschen Traditionslinien in der Sprachwissenschaft und ließ die Linguistik gerade deshalb als ideales Instrumentarium zur radikalen Reform der Germanistik erscheinen; deren Charakter als »deutscher Wissenschaft« wurde ja durchschaut, und ein Neubeginn war notwendig. Der Versuch, diesen Neubeginn über die Fundierung der Germanistik in einer allgemeinen Textwissenschaft zu versuchen, scheint mir aber von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen zu sein. Die Lieblingsthemen der deutschen Textlinguistik der 1970er Jahre (die Bestimmung von Textsorten und Situationsmerkmalen von Texten sowie die Analyse der formalen Textkonstitutionsparameter) konnte nicht bis zur spezifischen Differenz literarischer Texte führen. Die Annäherung der Literaturwissenschaft endete in Frustration. Andere Theorien hätten vermutlich weiter getragen, wurden aber erst rezipiert, als die Entwicklung in beiden Disziplinen schon in andere, divergierende Richtung gegangen war. So wurde etwa der Bachtinschen Dialogbegriff in der Literaturwissenschaft durch die eigenwillige Übertragung Kristevas in den poststrukturalistischen Theoriezusammenhang völlig anders rezipiert als in der Sprachwissenschaft (Linell 1998), obwohl sich hier fruchtbare gemeinsame Anknüpfungspunkte hätten ergeben können.

4 Schlussbemerkung

Ich habe in diesem zugegebenermaßen teils verkürzenden und vereinfachenden kleinen Beitrag zum Jubiläum von *LiLi* vor allem versucht, dem für mich rätselhaften Topos von der Auseinanderentwicklung von Sprach- und Literaturwissenschaft auf die Spur zu kommen. In der Fachentwicklung scheint es nicht viel Evidenz für eine solche verlorene Einheit zu geben; abgesehen von zwei Phasen der theoretisch-konzeptionellen Annäherung (der Idealistischen Sprachwissenschaft in den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts und der (text-)linguistischen Wende (!) in der Literaturwissenschaft der 1970er Jahre) ist das Verhältnis der beiden Disziplinen zueinander durch die gesamte Geschichte hinweg dasselbe gewesen: es gab institutionelle Zusammenarbeit bei theoretischer und empirischer Unabhängigkeit. Woher dann der Topos der vergangenen Einheit? Wenn wir einmal davon ausgehen, dass heute kein Germanist mehr die Idee einer »deutschen Wissenschaft« vertritt, vermute ich, dass diese Nostalgie seitens der Literaturwissenschaft auf die Er-

innerung an die Ausläufer der Idealistischen Sprachwissenschaft, gepaart mit dem theoretisch wie methodisch problematischen Neo-Humboldtianismus der 1950er und 1960er Jahre (»Der Mensch im Akkusativ«, Weisgerber 1958) zurückgeht. In diese Traditionslinie wird sich die Linguistik aber nicht mehr stellen wollen, auch wenn zur Frage des Verhältnisses von Sprache und Denken inzwischen seriöse Untersuchungen vorliegen (vgl. etwa die Arbeiten in Gumperz/Levinson 1996) und der Begriff des Stils in völlig anderen theoretischen Zusammenhängen Konjunktur hat (vgl. etwa Eckert/Rickford 2001).

Fragen des Stils (in einem ganz anderen Sinn des Worts) verhindern übrigens auch manchmal das Gespräch zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft, gerade in der Germanistik, die ja im allgemeinen Sprachgebrauch heute fast immer nur im Sinne von »neuere Literaturwissenschaft« verstanden wird. Das setzt sich leider selbst im Editorial für dieses Heft fort. Schon der Titel ist überhaupt nur aus literaturwissenschaftlicher Sichtweise verständlich. In der Linguistik gab und gibt es keine »performative und postcolonial, translational, iconic oder pictorial, spatial, topographical oder material, pragmatic, emotional und cognitive, aural und visual« Turns. Ebenso wenig ergibt aus linguistischer Perspektive der Aufruf zur »germanistischen Wende« in der Germanistik Sinn, die zu ihrem »Kern« zurückführen soll, denn eine »entschleunigende Rückbesinnung auf zentrale Gegenstände und Verfahren« sei angesagt. Was wäre das denn für die germanistische Linguistik – die Beschränkung auf Grammatik? auf die Sprachgeschichte? An anderer Stelle in der Einleitung heißt es ganz richtig: »Fragt man also nach den »Grenzen der Germanistik« und lässt dann etwa aus literaturwissenschaftlicher Sicht die Linguistik außer Acht, zeigt sich dann nicht eine Grenze der Germanistik schon in ihr selbst?«

Literatur

- Burkhardt, Ursula: *Germanistik in Südwestdeutschland*. Tübingen 1976.
- Eckert, Penelope/Rickford, John (Hg.): *Style and Sociolinguistic Variation*. New York 2001.
- Fludernik, Monika: »Closing Statement: Revisiting Jakobson«. In: Monika Fludernik/Daniel Jacob (Hg.): *Linguistics and Literary Studies. Interfaces, Encounters, Transfers*. Berlin/Boston 2014.
- Fludernik, Monika/Jacob, Daniel (Hg.): *Linguistics and Literary Studies. Interfaces, Encounters, Transfers*. Berlin/Boston 2014.
- Gumperz, John/Levinson, Stephen C. (Hg.): *Rethinking Linguistic Relativity*. Cambridge 1996.
- Jacob, Daniel: »Sprach- und Literaturwissenschaft: Zuständigkeiten und Begegnungen«. In: Monika Fludernik/Daniel Jacob (Hg.): *Linguistics and Literary Studies. Interfaces, Encounters, Transfers*. Berlin/Boston 2014.
- Linell, Per: *Approaching Dialogue: Talk, Interaction and Contexts in Dialogical Perspectives*. Amsterdam 1998.
- Lämmert, Eberhard/Conrady, Carl Otto/Killy, Walther (Hg.): *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. Frankfurt a.M. 1967.
- Maas, Utz: »Verfolgung und Vertreibung von SprachwissenschaftlerInnen im Nationalsozialismus – ein Fenster auf die Fachgeschichte.« In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 31, 2 (2012), S. 234–263.
- Paul, Hermann: *Principien der Sprachgeschichte*. Halle 1880.

- Paul, Hermann (Hg.): *Grundriss der Germanischen Philologie*. 2. Aufl. Straßburg 1901.
- Schleicher, August: *Linguistische Untersuchungen* (2. Teil: *Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht*). Bonn 1850.
- Schuchardt, Hugo: »Über die Lautgesetze – Gegen die Junggrammatiker« [1928]. In: Leo Spitzer (Hg.): *Hugo Schuchardt-Brevier*. 2. Aufl. Halle 1985.
- Scherer, Wilhelm (1881): »Holtzmann, Adolf«. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Band 13 (1881), S. 16–18. In: http://de.wikisource.org/w/index.php?title=ADB:Holtzmann,_Adolf&oldid=1690350 (04.08.2013).
- Spitzer, Leo: *Italianische Umgangssprache*. Bonn 1922.
- Vološinov, Valentin: *Marxismus und Sprachphilosophie* [1930]. Hg. von Samuel M. Weber. Frankfurt a.M. 1976.
- Vossler, Karl: *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft*. Heidelberg 1904.
- Weisgerber, Leo: »Der Mensch im Akkusativ«. In: *Wirkendes Wort* 8 (1958), S. 193–205.
- Wunderlich, Hermann: *Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung*. Weimar 1894.

Vom Ende einer wunderbaren Freundschaft

1 Diagnose

Für die gegenwärtige Lage ist kennzeichnend, dass es ein Fach mit Namen »Germanistik« an meiner Hochschule gar nicht mehr gibt. Als alle Welt begann, BA- und MA-Studiengänge einzurichten, da entstand in Siegen eine Studienarchitektur in den alten »Philologien«, in der Studierende zunächst zwischen Sprache/Kommunikation und Literatur/Medien wählen und dann innerhalb der beiden Studiengänge ihren Schwerpunkt innerhalb der deutschen, der englischen, der romanischen Sprache bzw. Literatur wählen können. Das Verklammerungsprinzip der Studiengänge streift seine nationalphilologischen Reste weitgehend ab. Man studiert nicht mehr Germanistik, Anglistik etc., sondern Sprache/Kommunikation oder Literatur/Medien – mit jeweils einzelsprachlichen Schwerpunkten. Verklammert sind germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft noch in den Studiengängen, die der Lehrerbildung dienen. Man kann das auch so formulieren: Weil es an den Schulen aller Stufen das Pflichtfach »Deutsch« gibt, wird an den Universitäten Germanistik vorgehalten. In den Lehrplänen der Deutschlehrerbildung arbeiten germanistische Sprach- und Literaturwissenschaftler zusammen. Sonst nirgends. Darüber hinaus haben sich die Fachkulturen weitgehend getrennt. Ein germanistischer Sprachwissenschaftler versteht sich als Sprachwissenschaftler und tauscht sich weit eher mit romanistischen, anglistischen, allgemeinen Linguisten aus als mit den Kollegen aus der Literatur. Das gilt umgekehrt ebenso. Gemeinsame Forschungsprojekte, Tagungen etc. sind eher selten.

Wer oberflächlich schaut, der stellt zwar fest, dass einzelne Mosaiksteinchen der alten nationalphilologischen Facharchitektur gegenwärtig aufpoliert werden und zu neuen Ehren kommen. Die Erforschung der deutschen Dialekte ist wesentlich intensiver geworden. Die Geschichte der deutschen Sprache, nachdem sie bis auf wenige Nischen fast völlig verschwunden war, hat wieder Konjunktur. Es wäre aber kaum realistisch (und eine tragische Fehlwahrnehmung), wenn man darin das Wiedererstarken der nationalphilologischen Verklammerung von Sprach- und Literaturwissenschaft sehen wollte. Auch die Mediävistik ist entweder Sprachgeschichte oder Literatur- und Kulturgeschichte, kaum je beides. Es sind lediglich die Themenbestände und Repertoires der alten Nationalphilologie, die derzeit in ihre neuen, übernationalen Zusammenhänge eingefügt werden: Grammatikalisierungsforschung, Sprachgeschichte und Sprachevolution etc. Eine neue Annäherung zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft ist derzeit nirgends in Sicht. Selbst auf

dafür prädestinierten Themenfeldern wie Text und Textualität geht jeder seine eigenen Wege. Seit Coseriu (spätestens) interessiert sich die Textlinguistik vornehmlich für diejenigen Merkmale von Textualität, die gerade nicht einzelsprachspezifisch sind, sondern für eine übergreifende »Textkompetenz« der Sprecher stehen, die sich bloß zwangsläufig einzelsprachlicher Traditionen und Techniken bedient.

Aus dieser Konstellation wird deutlich, dass es die traditionelle Verklammerung von Sprache und Literatur im »Inneren« der Germanistik nicht mehr gibt. Die Semantik, die beide Seiten miteinander verklammert hat, ist die bildungsbürgerliche Volks- und Nation-Semantik in ihren geschichtlich wechselnden Versionen. Und mit ihrem traditionell hohen Potential für nationale Identifikation mit den Beständen der eigenen Sprache und Kultur/Literatur. Ohne diese nationalreligiöse Klammer laufen beide Stränge rettungslos auseinander. Die Anhänger der »modernen« Generativen Grammatik und anderer internationaler Richtungen der Linguistik verstehen sich durchweg nicht mehr als Germanisten, auch dann nicht, wenn sie bevorzugt das Deutsche beschreiben. Sie verstehen sich als Linguisten *sans phrase* und betrachten es mehr oder weniger als einen Zufall, dass sie sich mit dem Deutschen beschäftigen. Das gilt analog für die an Pragmatik und Kommunikation orientierten Zweige der Sprachwissenschaft.

Analog schlüpft die Literaturwissenschaft, wenn sie der national-kulturellen Begründung überdrüssig geworden ist, gern unter das Dach einer allgemeinen Kultur-, System- oder Medientheorie. Das ist die augenblickliche Lage. Resonanz und Ressourcen suchen die beiden entzweiten Hälften der ehemaligen Germanistik bei postnationalen Großthemen, die auch der Politik am Herzen liegen (und ergo Ressourcen mobilisieren helfen): Integration und Mehrsprachigkeit die Linguisten, manche von ihnen haben auch den europäischen Sprachraum für sich entdeckt und vergleichen die Grammatiken der europäischen Sprachen. Kultur- und Medienthemen sind der Renner für die Literaturwissenschaft.

Anders und etwas vereinfacht gesagt: Die moderne Linguistik verfügt über keinerlei Ressourcen für eine emphatische Identifikation mit der deutschen (oder mit irgendeiner anderen) Sprache. Das geht so weit, dass germanistische Linguisten sich in Sachen Deutschlehrausbildung für professionell unzuständig erklärt und versucht haben, das Kerngeschäft der Lehrerausbildung den Didaktikern anzutragen, damit sie sich ganz ihren Formalismen widmen können. Schon wegen der Existenz eines literarischen Kanons liegen die Dinge in der Literaturwissenschaft möglicherweise ein wenig anders.

2 Anamnese

Unsere aktuelle Vergangenheit, das sind die 1960er und 1970er Jahre des vorigen Jahrhunderts. In dieser Zeit bilden sich die Konturen der gegenwärtigen akademischen Germanistik heraus. Die moderne Sprachwissenschaft hatte den Namen »Linguistik« angenommen und sich ein halbes Jahrhundert lang ganz unabhängig von literaturwissenschaftlicher Gesellschaft (und nach ihrer eigenen Logik) ent-

wickelt, und erst jetzt drängt sie, modernisierend, politisierend, szientifizierend in die Philologien ein. In den Jahren um 1970, katalysiert durch den Motivmix von APO und Studentenbewegung, hilft sie dabei, die nach dem NS zwar semantisch umgebaute, aber immer noch kulturpriesterliche Nationalphilologie mit Namen Germanistik gründlich durchzulüften. Erst jetzt wird aus der Trias: Alte Abteilung, Neue Abteilung, Sprachgeschichte die vertraute Konstellation aus germanistischer Literaturwissenschaft, germanistischer Linguistik und Mediävistik, wobei die letztere wahlweise von Sprachhistorikern oder von Literatur- und Kulturhistorikern dominiert wird (und vom honorigen Kern des Faches allmählich in eine eher ungeliebte Randposition abrutscht, was sich auch in der Senkung der Besoldungsgruppe niederschlägt; vgl. Wyss 2003, S. 22 f.).

Das, je nach Blickwinkel, Komische oder Tragische an diesem Eindringen der modernen Linguistik in die Germanistik ist: Die Linguistik braucht zwar die Anlehnung an die Philologien für ihre Akademisierung und Professionalisierung, kann aber dann die Leiter, auf der sie hochgeklüffelt ist, getrost umstoßen. Sie lebt auch ohne die Literatur. Die Literaturwissenschaft hingegen braucht zu dieser Zeit den Modernisierungsschub von Strukturalismus und Texttheorie, um aus der – nunmehr überaus sichtbaren! – völkischen Schmutzdecke herauszukommen. Wer die narrative Zuspitzung liebt, der könnte das Verhältnis zwischen der »alten« Germanistik und der »neuen« Linguistik um 1970 herum auch als wechselseitig parasitär bezeichnen. Für die sprichwörtlich »deutsche Wissenschaft« (nach dem berühmten Sammelband von 1967) war es ein Segen, dass die moderne Linguistik einen Hauch von Internationalität durch das Fach wehen ließ. Die Gewährsleute der Sprachwissenschaft hießen de Saussure, Roman Jakobson, John Austin, Noam Chomsky und auch Lew S. Wygotski. Semiotik und Kybernetik empfahlen sich als überdachende Metadisziplinen. Es ist heute kaum vorstellbar, was man der modernen Linguistik vor 40 Jahre alles zutraute! Jeder konnte in ihr sehen, was er am dringendsten brauchte: Sozialpolitiker sahen in der Sprachförderung den Schlüssel zur Bekämpfung sozialer Ungleichheit (Stichwort: Soziolinguistik), Technologen witterten in der Generativen Grammatik enorme Potentiale für die maschinelle Sprachverarbeitung, Schulreformer nutzen die Linguistik zur allfälligen Verwissenschaftlichung des Unterrichts. Szientifizierung und kritische Politisierung waren für eine kurze Zeitspanne eins. Und an diesen Ausbund von Modernität konnte die doch etwas muffige Nationaphilologie andocken und mit ihr in die neue Zeit übersetzen. Und selbst die Studentenbewegung erwartete von der modernen Linguistik »disziplinäre Innovation mit gesellschaftlichen Folgen« (Gessinger 2003, S. 35). Das alles wirkte damals wie eine Frischzellenkur und konnte einstweilen noch zusammenhalten, was schon damals nicht mehr zusammengehörte.

Dennoch lohnt es, den Blick noch weiter zurück zu richten auf die Phase, in der (nach allgemeinem Konsens) das Fach Germanistik konfiguriert wurde: die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts (Janota 1980; Bahner/Neumann 1985). Die (didaktisch etwas zugespitzte) Frage lautet, ob nicht schon damals im Interesse der national-kulturellen Identitätsbildung willen fusionierte, was getrennt auf deutlich besserem Wege gewesen wäre. Man kann argumentieren, dass der Zusammenschluss von

Sprach- und Literaturwissenschaft unter dem Dach der Nationalphilologie noch im ausgehenden 18. Jahrhundert eine höchst unwahrscheinliche Perspektive war. Da reüssierten nämlich die vom Universalismus der Aufklärung favorisierten Allgemeinen und philosophischen Grammatiken, die das mit der Menschenvernunft übereinstimmende *aller* Sprachen in den Vordergrund gestellt haben. Seit der Port-Royal-Grammatik von 1660 beherrschten sie die (schulische und theoretische) Szene. Und mit Literatur hatten sie gar nichts im Sinn, eine Menge aber mit Logik, Psychologie und Erkenntnislehre. Mit lauter Dingen also, die in der modernen Linguistik wieder im Vordergrund stehen. Man kann auch argumentieren, dass die künftige Entzweiung von Sprach- und Literaturwissenschaft in diesem Coup bereits angelegt ist, weil nämlich das Anliegen der Nationalbildung zwei Themen zusammenschiebt, deren getrennte Professionalisierung zu dieser Zeit bereits weit fortgeschritten ist. Ich würde sogar behaupten, dass die Zwangsehe mit Literatur, Kultur und Volkskunde den sprachtheoretischen Fortschritt im 19. Jahrhundert erheblich behindert und verlangsamt hat. Über die Literaturwissenschaft kann ich das nicht mit gleicher Sicherheit behaupten, neige aber zu einer ganz ähnlichen Vermutung. Und auch wenn die Frage nach der einzelsprachlichen Prägung von Kognition und Bewusstsein natürlich nicht ganz vom Tisch ist (vgl. Deutscher 2010), ist die traditionelle Engführung von deutscher Sprache und deutschem Geist, von der die Germanistik gelebt hat, inzwischen völlig undenkbar. Niemand zweifelt, dass die von Sprache (qua *langage*) gestiftete Ordnung unserer Kognitionen und Erkenntnisse weit wirkmächtiger ist als die von Sprache (qua *langue* oder Einzelsprache) gestiftete.

3 Therapie

In der zur Deutschlehrerausbildung geschrumpften akademischen Germanistik sind Szientifizierung und kritische Politisierung, die Triebkräfte der nunmehr »alten« Germanistik, nur mäßig gefragt, um nicht zu sagen: eher hinderlich. Stattdessen entfaltet sich ungehemmt der Gegensatz zwischen der zur Karrierebeförderung unerlässlichen Spezialisierung der Forschungsthemen auf der einen und der unter dem wachsenden Einfluss von Pädagogik und Didaktik verschulenden und modularisierten Lehre auf der anderen Seite. Die in immer kürzeren Abständen ausgerufenen »turns« bilden die schrille Begleitmusik des akademischen Profilierungszwangs. Die sprachwissenschaftliche Germanistik zappelt dabei zwischen systemischer Reduktion und pragmatischer Überdehnung ihres Anspruchs, unterschlägt doch die zweifellos sachrichtige Feststellung einer umfassenden *sprachlichen Vermittlung* fast aller kulturell-kommunikativen und kognitiven Praktiken den Umstand, dass diese Vermittlung so gut wie keine genuin *einzelsprachlichen* Züge hat – und somit die Durchführung in allen Philologien mehr als nur ähnlich aussehen würde.

Was die Scharniere zwischen germanistischer Sprach- und Literaturwissenschaft weiter lockert, ist schließlich der Umstand, dass die Linguisten seit über 100 Jahren auf ihre methodologische Szientifizierung bedacht sind, während die

Literaturwissenschaftler diese gerade zu verhindern suchen. Die panische Furcht vor (wirklichen oder vermeintlichen) Naturwissenschaften ist auf der Literaturseite nicht weniger peinlich als die linguistische Bereitschaft, sich in eben deren Arme zu flüchten. Diese Furcht ist aber vor allem ein Missverständnis. Szientifizierung bedeutet ja nicht Selbstaufgabe gegenüber den Naturwissenschaften, sondern Einführung von Methoden und Modellen, welche Forschungsergebnisse nachvollziehbar und (in Grenzen) vergleichbar machen.

Unwiderruflich dahin ist freilich die nationalphilologische Resonanzkonstellation, die das Fach bis in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts zusammenhalten konnte. Den damit einhergehenden Konturverlust können rasch wechselnde Stoff- und Themenmoden nicht kompensieren. Für einen *germanistic turn* gibt es keine Grundlage. Die nationale Zweckgemeinschaft, auf der die Einheit des Faches beruhte, lässt sich nicht nach Belieben erneuern. Die Germanistik ist ein Fach ohne Hinterland und ohne Ressourcen. Auch wenn die Zahl der Verlegenheitsstudierenden einstweilen steigt, ist es fraglich, ob das Fach den unternehmerischen Putsch an den Hochschulen überlebt, ohne auf Hand- und Spanndienste für den Außenhandel verpflichtet zu werden. Um Sprach- und Literaturwissenschaft ist mir dagegen nicht bang.

Am Ende ihres Buches über die sprachwissenschaftliche Germanistik im 19. Jahrhundert schreiben Bahner und Neumann (1985, S. 332) etwas verschämt, die Germanistik sei von Anfang an ein Hybrid, methodisch wie stofflich handle es sich bei der Germanistik eigentlich um zwei ganz verschiedene Fächer. Und dann kommt der wunderbare Satz: »Wissenschaftspolitische und pädagogische Gründe lassen an dieser Einteilung festhalten«. Dem ist nichts hinzuzufügen.

Literatur

- Bahner, Werner/Neumann, Werner (Hg.): *Sprachwissenschaftliche Germanistik, ihre Herausbildung und Begründung*. Berlin 1985.
- Deutscher, Guy: *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*. München 2010.
- Gessinger, Joachim: »Linguistik und Studentenbewegung«. In: Ulrike Haß/Christoph König: *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute* (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte Nr. 4). Göttingen 2003, S. 31–54.
- Haß, Ulrike/König, Christoph (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute* (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte Nr. 4). Göttingen 2003.
- Janota, Johannes (Hg.): *Eine Wissenschaft etabliert sich. 1810–1870*. Tübingen 1980.
- Rompeltien, Bärbel: *Germanistik als Wissenschaft. Zur Ausdifferenzierung und Integration einer Fachdisziplin*. Opladen 1994.
- Wyss, Ulrich: »Entphilologisierung. Aderlaß in der Mediävistik und Neubegründung durch den Auszug der Linguisten«. In: Ulrike Haß/Christoph König: *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute* (= Marbacher Wissenschaftsgeschichte Nr. 4). Göttingen 2003, S. 21–30.

Für eine Germanistik der Schnittstellen

Ich finde, dass die Gegensätze zwischen Sprache und Literatur, Geschichte und Gegenwart, Kognition und Kultur oft übertrieben werden. Es gibt keine Literatur ohne Sprache, es gibt keine Gegenwart ohne Geschichte und es gibt keine Kultur ohne Kognition. Es kann sich in einem Fach wie der Germanistik doch nur darum handeln, zu klären, was diese Dimensionen miteinander zu tun haben.

Ich verstehe auch nicht viel von sogenannten Turns. Mir scheint es sich bei der Ausrufung oder Beschwörung eines Turns vor allem darum zu handeln, die Meinungsführerschaft in einem bestimmten Gebiet zu erlangen, Anhänger und Anhängerinnen um sich zu scharen, durch Netzwerke und Schulen Einfluss zu gewinnen. Das ist soweit ganz in Ordnung, so lange es der Wissenschaft dient. Wenn Germanistik ein Fach ist, das sich der Erforschung von deutscher Sprache und deutscher Literatur widmet, dann sollte es allerdings eine Zusammenarbeit zwischen den Fachteilen geben, und zwar eine Zusammenarbeit, die inhaltlich motiviert ist und nicht ausschließlich durch externe Exzellenzanforderungen bedingt. Diese Zusammenarbeit sollte sich auf Berührungspunkte beziehen, die ich hier Schnittstellen nennen möchte. Ich glaube, dass diese Schnittstellen ein großes Erkenntnispotenzial bergen, das jenseits dessen liegt, was man durch Turns erfassen kann. Turns kommen und gehen; sie beleuchten einen gewissen wichtigen Aspekt, aber es scheint nicht so zu sein, dass sie das Niveau einer Wissenschaft grundsätzlich heben. Schnittstellenforschung hat demgegenüber den Vorteil der Nachhaltigkeit.

Ich erläutere das am Fall der Schnittstelle zwischen Sprachtheorie und Literaturtheorie. In der Sprachwissenschaft ist unbestritten, dass es nicht nur um die Beschreibung von einzelnen Sprachen geht, sondern auch um die Erklärung der allgemeinen menschlichen Sprachfähigkeit. Zugang zu dieser allgemeinen menschlichen Sprachfähigkeit bekommt man, so die Hoffnung, unter anderem durch die genaue Beobachtung des kindlichen Spracherwerbs (Kauschke 2012). Wie kann es sein, dass ein so unvollkommenes menschliches Wesen wie das Neugeborene innerhalb von ein paar Jahren eine so komplexe Fähigkeit wie die menschliche Sprache und Kommunikation beherrscht? Versuche, diese Frage zu beantworten, haben zu einer Fülle von klugen Beobachtungen und Einsichten geführt, zu einer stabilen Erweiterung unseres Wissens über den Menschen. Dass es dabei zu unterschiedlichen Meinungen kommt, zu nativistischen, kognitivistischen und interaktionistischen Ansichten, bestätigt nur die Fruchtbarkeit der Erkenntnisperspektive. Von sogenannten Turns ist man dabei weit entfernt.

Kein Literaturwissenschaftler wird abstreiten, dass Gegenstand der Literaturwissenschaft auch die Literaturtheorie ist. Merkwürdigerweise, jedenfalls aus linguistischer Sicht, hat der Literaturerwerb nicht den gleichen Status für die Literaturwissenschaft wie der Spracherwerb für die Sprachwissenschaft (Meibauer 2011).

Unter Literaturerwerb verstehe ich den Prozess, in dem Kinder lernen, Literatur zu verstehen und selbst zu produzieren. Dass Kinder lernen sollen, Literatur zu verstehen, würden die meisten akzeptieren. Doch diese Aufgabe wird als eine betrachtet, die in den Bereich der Schule fällt und deshalb allenfalls mit Literaturdidaktik zu tun hat, nicht jedoch mit Literaturwissenschaft. Kinder produzieren Literatur? Selbstverständlich tun sie das und sie werden sogar in Kindergarten und Schule dazu angeregt. Und das soll Gegenstand der Literaturwissenschaft sein? Ja, genau wie unvollkommene Äußerungen von Kindern Gegenstand der Spracherwerbsforschung sind. Es manifestiert sich darin, so oder so, die menschliche Fähigkeit, Sinn zu produzieren und zu verstehen. Durch das Studium des Literaturerwerbs kann man zu Aufschlüssen über das Wesen der Literatur gelangen.

Im Rahmen der Literaturtheorie ist die Narratologie zu Recht eine einflussreiche Forschungsrichtung. Es ist bekannt und in der Spracherwerbsforschung gut untersucht, dass es eine Phase des Narrationserwerbs gibt. Warum interessiert sich aber die literaturwissenschaftliche Narratologie so gut wie gar nicht für den Narrationserwerb? Kindliche Vorstellungen darüber, was eine Narration ist und wie man diese ausführt, dürften mit Sicherheit einen Einfluss darauf haben, wie Kinder lernen, Narrationen zu interpretieren und selbst herzustellen.

Die erste Literatur, mit der Kinder konfrontiert werden, ist Kinderliteratur. Bilderbücher sind eine wichtige Form der Kinderliteratur, weil sie eine Text-Bild-Relation enthalten. Die Bilder liefern dabei einen Kontext für den Text. Der Kontext muss in rein texthaltigen Werken mehr und mehr erschlossen werden, was offenbar für viele Rezipienten schwer ist und immer wieder geübt werden muss.

Man sollte daher meinen, dass die Erforschung der Kinderliteratur systematisch von einer literaturtheoretisch interessierten germanistischen Literaturwissenschaft beachtet wird, aber weitgefehlt! Kinderliteraturforschung ist in germanistischen Instituten (außerhalb der Literaturdidaktik) das Schmutzkind. Wie kann man auch, so denken viele, Juli Zehs *Spieltrieb* mit Otfried Preußlers *Die kleine Hexe* vergleichen? Es gibt Lehrstühle mit Spezialisierung auf Gender und Medien, aber so gut wie keine Lehrstühle, die sich mit Kinderliteratur befassen. Zugegeben, eine gewisse herablassende oder ignorante Attitüde gegenüber der Kinderliteraturwissenschaft von Seiten der Erwachsenenliteraturwissenschaft hat Tradition, ist aber von der Sache her ganz und gar unbegründet (Kümmerling-Meibauer 2003). Nimmt man also Schnittstellen ernst, lockt großer Erkenntnisgewinn, aber dies kann institutionell auch zu Verschiebungen führen. Kurz, ich hätte nichts gegen einen Kinderliteratur-Turn, wenn er denn dazu führen würde, den skizzierten Zusammenhang zwischen Literaturerwerb und Spracherwerb ernst zu nehmen (vgl. Kümmerling-Meibauer/Meibauer 2011a, b).

Ich habe eine verpasste Chance skizziert, eine nachhaltige Beziehung zwischen Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft zu etablieren, und zwar in Bezug

auf Sprachtheorie und Literaturtheorie. Es gibt auch eine Beziehung zwischen synchroner und historischer Sprachwissenschaft, die von keinem Geringerem als Hermann Paul in seinen »Prinzipien der Sprachwissenschaft« von 1880 formuliert wurde (Paul 1995). Seine Idee war es, dass es eigentlich die Kinder sind, die den Sprachwandel verursachen. Interessanterweise wurde diese Idee gerade in der nativistischen Sprachwissenschaft aufgenommen (Lightfoot 1999). Es mag dahin gestellt bleiben, ob diese Idee plausibel ist (vgl. Meibauer u. a. 2004). Tatsache ist, dass ein Abschnitt im Leben eines Kindes von vier Jahren genauso ein Prozess des historischen Wandels ist wie der Wandel einer Sprache im Verlauf von 400 Jahren. Es ist eine faszinierende Frage, ob in diesen Prozessen gleiche oder ähnliche Prinzipien wirksam werden.

Was mögen das für Prozesse und Prinzipien sein? Es sind einerseits kognitive Prozesse und Prinzipien, andererseits soziale und kulturelle. Beide bedingen sich gegenseitig. In Theorien des Sprachwandels ist oft davon die Rede, unter welchen Bedingungen sich Sprachen wandeln. Man darf nicht vergessen, dass sich ein sprachliches System nicht von selbst wandeln kann. Die Vermittler dieses Wandels sind immer kommunizierende Menschen. Diese handeln aber in konkreten sozialen Situationen, unter bestimmten Bedingungen. Kurz gesagt, die Pragmatik dürfte einen großen Einfluss auf den Wandel der Grammatik haben (Tomasello 2003). Zwischen kognitiven Prozessen wie der dynamischen Selbstorganisation eines Systems und kulturellen Prozessen wie dem konkreten menschlichen Handeln besteht kein grundsätzlicher Gegensatz.

Dass es weitere Schnittstellen zwischen der historischen Sprachwissenschaft und der historischen Literaturwissenschaft (Mediävistik), zwischen der historischen Literaturwissenschaft und der Neueren deutschen Literaturwissenschaft gibt, ist klar und braucht hier nicht weiter ausgeführt werden. Es scheint eher so zu sein, dass diese nicht immer systematisch identifiziert und erforscht werden, und auch für die Studierenden bleibt oft der Zusammenhang zwischen der Perspektive der Literaturwissenschaft und der der Sprachwissenschaft unklar (vgl. Klein 2008). Das ist bedauerlich und kann verbessert werden. Aber man muss dabei nicht die »Einheit des Fachs« beschwören oder von dessen Auflösung raunen.

Ich könnte hier eine ganze Liste von weiteren Schnittstellen-Problemen zwischen den germanistischen Teilfächern nennen, die es sich zu erforschen lohnt. Wenn man dies tut, ergibt sich auch in methodischer Hinsicht eine frische, neue Zusammenarbeit. In der Linguistik sind in den letzten Jahren zu den alten Methoden neue hinzugekommen, zum Beispiel die Korpuslinguistik mit statistischen Methoden und die experimentelle Linguistik mit psycho- und neurolinguistischen Methoden. Neben der Vielfalt der Schnittstellen kann man in allen germanistischen Fächern auch eine Vielfalt von Methoden haben. Es entstehen dabei neue »Daten«, wie wir Linguisten gerne sagen, vor allem aber können die germanistischen Fachteile dabei enorm voneinander profitieren!

Literatur

- Kauschke, Christina: *Kindlicher Spracherwerb im Deutschen. Verläufe, Forschungsmethoden, Erklärungsansätze*. Berlin/Boston 2012.
- Klein, Wolfgang: »Die Werke der Sprache. Für ein neues Verhältnis zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik«. In: *Literaturwissenschaft und Linguistik* 38 (2008), 8–32.
- Kümmerling-Meibauer, Bettina: *Kinderliteratur, Kanonbildung und literarische Wertung*. Stuttgart/Weimar 2003.
- Kümmerling-Meibauer, Bettina/Meibauer, Jörg: »Lügenerwerb und Geschichten vom Lügen«. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 162 (2011a), S. 118–138.
- Kümmerling-Meibauer, Bettina/Meibauer, Jörg: »Early-concept books: Acquiring nominal and verbal concepts«. In: Bettina Kümmerling-Meibauer (Hg.): *Emergent Literacy. Children's Books from 0 to 3*. Amsterdam 2011b, S. 91–114.
- Lightfoot, David: *The development of language. Acquisition, change, and evolution*. Oxford 1999.
- Meibauer, Jörg: »Spracherwerb und Kinderliteratur«. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 162 (2011), S. 11–28.
- Meibauer, Jörg/Gutropf, Anja/Scherer, Carmen: »Dynamic aspects of German -er-nominals: a probe into the interrelation of language change and language acquisition«. In: *Linguistics* 42 (2004), S. 155–193.
- Paul, Hermann: *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 10. Aufl. Tübingen 1995.
- Tomasello, Michael: *Constructing a language. A usage-based theory of language acquisition*. Cambridge 2003.

Linguistik und Literaturwissenschaft: Reziproke Nutzbarkeiten

Die folgenden Überlegungen verstehen sich als Positionsnahme für die wissenschaftliche Zusammenarbeit von Linguistik und Literaturwissenschaft – vor allem unter sprachtheoretischer Perspektive. Sie gründen auf der konkreten Diskussions- und Lehr-Erfahrung aus einer Serie gemeinsamer »LiLi-Kolloquien« der beiden AutorInnen, die sich nunmehr über mehrere Jahre erstreckt. Unsere Überlegungen stehen damit performativ für den Sachverhalt, der in ihnen behauptet wird: Dass das unreservierte, wenn auch stets von Missverständnissen bedrohte gegenseitige Sich-Einlassen einer Linguistik, die sich als Text- und Kulturwissenschaft versteht, mit literarischer Lektürewissenschaft, deren Geschäft die kritische Hermeneutik ist, für beide Parteien produktiv wird – dies mit Blick auf die jeweiligen disziplinär geprägten Denkräume ebenso wie auf interdisziplinäre Zwischenräume und neue transdisziplinäre Felder, in konkreten Textanalysen ebenso wie in der sprach- wie literaturwissenschaftlichen Theoriebildung. Man kann solche Zusammenarbeit mit Fug und Recht unter das traditionsreiche Signet »Philologie« stellen. Man muss das aber nicht. Denn es ist weniger die wissenschaftshistorisch und materialbezogen begründete, sozusagen blutsverwandtschaftliche Nähe von Sprach- und Literaturwissenschaft – auf welche der Begriff der Philologie stark abhebt –, die eine Zusammenarbeit der beiden Nachbardisziplinen produktiv macht. Wichtiger erscheint uns vielmehr die »Wahlverwandtschaftlichkeit« einer ganzen Reihe von theoretischen Entwicklungen und nicht zuletzt auch Selbstreflexionen, welche die beiden Disziplinen seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts, wenn auch in unterschiedlicher Taktgebung und Virulenz, geprägt haben. Die gegenseitige Wahrnehmung solcher Entwicklungen lässt allerdings zu wünschen übrig, so dass interdisziplinär ausgerichtete literaturwissenschaftliche Tagungen zwar durchaus mit Kunstwissenschaftlern, Biologinnen, Architekten und Soziologinnen bestückt werden, LinguistInnen jedoch äußerst selten vertreten sind. Für interdisziplinäre linguistische Veranstaltungen gilt handkehrum dasselbe: LiteraturwissenschaftlerInnen erscheinen als fremder denn Ethnologinnen oder Ökonomen. Unserer eigenen Erfahrung nach lohnt es sich, diesen Zustand zu ändern.

Um diese Erfahrung zumindest in Ansätzen nachvollziehbar zu machen, thematisieren wir im Folgenden einige der theoretisch-methodischen Momente, die sich in unseren eigenen LiLi-Veranstaltungen einerseits als Barrieren im angestrebten Dialog, andererseits im Versuch der Überwindung dieser Barrieren aber auch als

besonders produktiv erwiesen haben. Aufgrund der vorgegebenen Kürze des Beitrags streben wir allerdings keine kohärente Darstellung an, sondern lassen es bei lose verbundenen Beobachtungszusammenhängen bewenden.

1 Ausschlusstraditionen – Anschlussmöglichkeiten

Dass etwa die generativistische Linguistik mit literarischen Texten als literarische Texte wenig anfangen kann, mag spontan einleuchten, ebenso wie traditionell am ehesten von der Textlinguistik ein gewisses Interesse auch an literarischen Texten erwartet, wenn auch wenig befriedigt wird. In vielen anderen Teilbereichen der Linguistik ist das Verhältnis weniger eindeutig, oft auch gar nicht erst angedacht. Wir greifen hier die Pragmatik bzw. die Pragmatische Wende und ihre Folgen als exemplarischen Fall heraus. Dieser *turn* in der Linguistik der 1970er Jahre hat den Begriff des Kontextes sowohl analytisch wie sprachtheoretisch relevant gesetzt und die Gesprächsforschung der 1990er Jahre hat mit dem Begriff der Kontextualisierung (Gumperz, Auer)¹ das ältere Konzept interaktiv geschärft: Kontext wird nun nicht mehr nur als etwas statisch (Vor-)Gegebenes modelliert, sondern als dynamische, durch die in einer Interaktion Beteiligten situativ konstituierte Größe. Damit einher geht ein Sprachverständnis, welches den traditionellen »written-language bias« verlässt und sprachliche Bedeutung in einem hohen Masse als situativ emergent und kontextuell gebunden betrachtet. Anstatt an der Schriftlichkeit gewonnene Erkenntnisse auf die Mündlichkeit zu übertragen, wird nun die »zerdehnte Kommunikation« (Ehlich 1984) der Schriftlichkeit im Rahmen eines kontextsensibilisierten Sprachverständnisses neuen analytischen Zugängen unterworfen. Schriftliche Texte, die über lange Zeit als der unmarkierte Normalfall sprachlichen Ausdrucks betrachtet wurden, werden damit auf neue Weise erklärungsbedürftig. Wenn man auf dieser Linie weiterdenkt, so stellen literarische Texte aufgrund der sie grundsätzlich auszeichnenden De-Kontextualisiertheit (Bauman/Briggs 1990) eine geradezu ultimative pragmatheoretische Herausforderung dar. Welchen Kontext setzen poetische Texte relevant? Tun sie das überhaupt? Wie ist Bedeutungsbildung und Sinnkonstitution angesichts der pragmatischen Spezifik literarischer Texte möglich? Das in der Literaturwissenschaft (kontrovers) diskutierte Schlagwort vom »Tod des Autors« hebt letztlich auf eben diese De-Kontextualisiertheit ab, allerdings nur auf einen einzelnen Aspekt eines komplexen Phänomens, das aus linguistischer Perspektive als Ganzes erklärt werden müsste. Denn sofern wir Produktion und Rezeption literarischer Texte als möglichen Fall sprachlichen Handelns betrachten und nicht von vornherein als »das ganz Andere« einer pragmatischen Metaphysik zuordnen wollen, dann muss Sprachtheorie auch diesen Fall erklären können. Die

¹ Auer, Peter: »From Context to Contextualization«. In: *Links & Letters* 3 (1996), S. 11–28; Gumperz, John J.: »Contextualization and Understanding«. In: Alessandro Duranti/Charles Goodwin (Hg.): *Rethinking Context: Language as an Interactive Phenomenon*. Bd. 11. Cambridge 1992, S. 229–252.

»Dichtersprache aus dem Kreis der die Linguistik interessierenden Themen aus[zu] schließen«² ist, das konstatierte schon Roman Jakobson, sprachtheoretische Selbstbeschränkung. Positiv und mit Rückgriff auf Thomas Kuhn formuliert: Es sind oft die als Grenz- und Störfälle betrachteten Phänomene, welche die Theoriebildung vorantreiben und Paradigmenwechsel auslösen. Es erscheint uns wahrscheinlich, dass literarische Texte für die Linguistik einen solchen Störfall darstellen.

Wissenschaftliche Selbstbeschränkungen betreffen allerdings nicht nur die wissenschaftlichen Gegenstände, sondern auch die Methoden: Roman Jakobsons legendäre und unübertrefflich polemische Bemerkung, es sei »eben Sache der Troglodyten, Troglodyten zu bleiben«³, bezog sich deshalb nicht nur auf den Ausschluss literarischer Texte aus dem Fokus der Linguistik, sondern ebenso auf die methodische Beschränkung von Literaturwissenschaftlern, »die in einer Strukturanalyse von Versen einen verbrecherischen Einbruch der Sprachwissenschaft in eine verbotene Zone erblicken«⁴. Der blinde Fleck hinsichtlich der Sprachlichkeit ihres Gegenstandes war für die Literaturwissenschaft allerdings nur um den Preis eines massiven Verdrängungsaktes zu haben. Als LiteraturwissenschaftlerIn zu behaupten, das eigene heuristische Vorgehen bedürfe der sprachwissenschaftlichen Verfahrensweise nicht, setzt voraus, die Tätigkeit des Lesens – Konstituens schlechthin jeder philologischen Fragestellung – zu etwas ›Naturgegebenem‹, jedenfalls aber ›Vortheoretischen‹ zu hypostasieren. Wer die Selbstverständlichkeit der Textlektüre propagiert, enthebt sich vordergründig der Verpflichtung auf linguistische (Selbst)Analyse, partizipiert damit aber zugleich an einer fatalen Ideologisierung des ›Lesens‹. Soweit es (auch) zu den gesellschaftlich relevantesten Aufgaben der Philologie gehört, Ideologeme aufzuklären, wird mit der (ex- oder impliziten) Selbstdispensierung der Literaturwissenschaft von den Mühen einer Lektüretheorie zugleich deren wissenschaftliche Kernlegitimation aufgegeben: Literaturwissenschaft ohne lesetheoretische, und das heißt: ohne sprachwissenschaftliche Selbstreflexion, täuscht an entscheidender Stelle eine Durchbrechbarkeit des hermeneutischen Zirkels vor, die rein ideologisch bestimmt ist. Wissenschaft hat aber Täuschungen zu analysieren, nicht zu reproduzieren. Gerade mit Blick auf eines ihrer ältesten und gediegensten Arbeitsfelder, die Analyse von Tropen und Figuren, kann Literaturwissenschaft vom Einsatz linguistischer Verfahren gar nicht genug profitieren. Der gesamte Komplex der »Grammatischen Figuren« oder »So-loeizismen« kennzeichnet sich als ›Abweichung‹ vom ›korrekten Sprachgebrauch‹: Deutlicher lässt sich die unverbrüchliche Interdependenz von – die Literaturwissenschaften interessierender – Rhetorik und deren linguistisch fundierter Klassifikatorik schlechterdings nicht darstellen.

² Jakobson, Roman: »Der grammatische Bau des Gedichts von B. Brecht ›Wir sind sie‹«. In: Roman Jakobson: *Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie. Sämtliche Gedichtanalysen*. Bd. II. In Zusammenarbeit mit Hendrik Birus und hg. v. Sebastian Donat, Berlin/New York 2007, S. 688.

³ Jakobson: »Der grammatische Bau des Gedichts« (wie Anm. 2), S. 688.

⁴ Ebd.

2 Ahnengalerien, Gründungstexte und Neuausrichtungen

Fachgeschichte wird im Normalfall nicht von vorn nach hinten, sondern von hinten nach vorn geschrieben und leidet deshalb oft an einem teleologischen Sog sowie an disziplinärer Engführung: Als wesentlich werden in erster Linie solche Texte, Personen, Ereignisse und Entwicklungen wahrgenommen, die aus dem gegenwärtigen Fachverständnis heraus als disziplinär relevant und in der Fachentwicklung als auf den gegenwärtigen disziplinären Standpunkt zuführend verstanden werden können. Und auch wenn es für das fachgeschichtliche Selbstverständnis von Linguistik wie Literaturwissenschaft sicherlich konstitutiv ist, dass die philologische Zuwendung zu Sprache und Text einen gemeinsamen Ausgangspunkt beider Disziplinen bildet, so haben sich doch deutlich getrennte Fachgenealogien herausgebildet: sowohl die Ahnengalerie wie auch die Sammlung der Gründungstexte sind maximal different.

Und wenn einmal die Schildchen »literarisch« bzw. »linguistisch« angehängt sind, ist die Wahrscheinlichkeit, eine Person oder ein Text auch für die andere Zunft entdeckt wird, sehr gering.

Dabei ist nicht zuletzt im Kontext der sprachwissenschaftlichen Theoriebildung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Bereich dessen, was man mit Blick auf die Epochenkonstellation von Aufklärung und Romantik als den »literarischen« Diskurs zu bezeichnen hat, neu bzw. überhaupt erst einmal zu entdecken. Wir erwähnen hier in exemplarischer Weise vier dieser »linguistischen« Texte: G.E. Lessings »Anti-Goeze II.« (1778), mit seinen grundlegenden Reflexionen zum Verhältnis von Mitteilungsinhalt und »Stil«; F. Schillers »Kallias«-Brief vom 28.2.1793, mit seinen brillanten Ausführungen zur Relation von Darstellungsfreiheit und »Grammatik«; F. Schlegels Traktat »Ueber die Unverständlichkeit« (1800), in dem erstmals überhaupt in deutscher Sprache das Verstehensparadigma von seiner performativen Seite her theoretisiert wird; H. v. Kleists Aufsatz »Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden« (verm. 1805/06), der als Vorgriff auf vieles gelesen werden kann, was im Zuge linguistischer *conversation analysis* über die Entfaltung von Sinnzuschreibung im Redewechsel entworfen wurde. Doch so naheliegend die Annahme ist, dass SchriftstellerInnen sich zu allen Zeiten auch theoretisch mit dem Medium Sprache auseinandergesetzt haben, so reflexhaft werden sie andererseits über das Label »Literatur« der literaturwissenschaftlichen Ahnengalerie zugeordnet und ihre sprachreflexiven Texte damit dem sprachwissenschaftlichen Wissensarchiv entzogen. Ganz ähnliches gilt aber auch für die Literaturwissenschaft mit Bezug auf linguistische Entwicklungen der letzten Jahrzehnte. So scheint uns, als habe die Literaturwissenschaft die Dynamisierung und Dialogisierung des linguistischen Verständnisses sprachlicher Zeichen und sprachlicher Bedeutungsbildung, die sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Multimodalität sowohl von face-to-face- wie von schriftlicher Kommunikation oder die Ausbildung eines linguistischen Gattungsbegriffs, der sprachliche Musterhaftigkeit mit den in einer Sprachgemeinschaft typischen kommunikativen Aufgaben in Verbindung bringt – um nur einige wenige Beispiele zu nennen – wenn überhaupt, so nur sehr punktuell zur Kenntnis genommen. Nicht

zuletzt werden in beiden Wissenschaften vor allem in ihren kulturalistisch interessierten Teilbereichen zum Teil dieselben, sehr forschungsgenerativen Konzepte diskutiert und fachspezifisch modelliert, ohne dass dies gegenseitig rezipiert würde – zu nennen an solchen Konzepten wären etwa *Diskurs*, *Medialität*, *Materialität* oder *Oberfläche*. Im Austausch über die Differenz oder Konvergenz der jeweiligen Modellierungen und Operationalisierungen dieser Konzepte wäre wohl mit Recht mehr theoretische Schärfungen zu erwarten, als dies im Rahmen der Einzeldisziplinen geleistet werden kann.

3 »Morgen war Weihnachten« – oder die Frage nach den sprachlichen Bedingungen von Fiktionalität

Neben die Beschränkungen mit Blick auf den Gegenstand und die Beschränkungen in der Wahl der Methoden tritt die Beschränkung in den Fragestellungen. Die Frage danach, was Fiktionalität ausmacht bzw. wie sie zustande kommt, scheint mehr oder weniger gänzlich der Literaturwissenschaft überlassen. Und dort, wo diese Frage in eher formaler Weise und mit Rückgriff auf linguistische Überlegungen angegangen wird, ist sie auch der Literaturwissenschaft latent unbequem. Käthe Hamburgers philosophisch-philologische Studie *Die Logik der Dichtung*⁵, 1957 erschienen, kann hier als Beispielfall genannt werden. Sie wurde in der Literaturwissenschaft kurzzeitig intensiv diskutiert, blieb aber ohne langen Nachhall. In der Linguistik wurde die Arbeit trotz des stark auf die sprachliche Form ausgerichteten analytischen Ansatzes insgesamt nur wenig wahrgenommen.

Dennoch – und unabhängig davon, wie man die Studie insgesamt aus der jeweiligen Fachperspektive einschätzt – ist Hamburger mit der theoretischen Erfassung des »Epischen Präteritums« eine Entdeckung im Grenzland von Literaturwissenschaft und Linguistik gelungen, deren weitere Entwicklungsmöglichkeiten nicht zuletzt deswegen noch nicht annähernd ausgelotet scheinen, weil sie auf innovative Weise Weltwissen, Semantik und Syntaktik ins wechselseitige Wirkungsverhältnis versetzt. »Morgen war Weihnachten«: Jener wunderbare Satz aus Alice Berends Roman *Die Bräutigame der Babette Bomberling* (1915), den Hamburger als Beispiel des Epischen Präteritums zitiert, entfaltet mit seiner paradoxalen Zeitstruktur nicht bloß die (Eigen)Logik der »Dichtung«, sondern führt zugleich vor, dass diese, erstens, nicht ohne linguistische Verfahren zu erfassen ist, dass die Linguistik sich aber damit, zweitens, keineswegs auf einem Feld bewegt, von dem sich eingrenzend sagen ließe, es sei eben »nur Literatur«. »Morgen war Weihnachten« ist ein Satz im Zeichen einer »literarischen« Logik, der aller geläufigen Kennzeichen der Literarizität wie etwa: formale Verdichtung, Tropenfülle, Autoreflexivität u. a. m. grundsätzlich entbehrt. Es ist ein grammatisch und lexikalisch höchst einfacher Satz, der in drei Worten eine Welt herstellt und sie gleichzeitig als fiktional markiert. Anders gesagt: Der Satz wird in seiner ganzen zeitlogischen Unsinnigkeit

⁵ Hamburger, Käthe: *Die Logik der Dichtung*. 3. Aufl. Stuttgart 1977, S. 43.

genau dann verständlich und sinnvoll, wenn wir die fiktionale Welt, die der Satz offensichtlich erst erzeugt, schon zur Basis seines Verständnisses machen. Wir finden: Schon nur für diesen Satz und seinesgleichen lohnt sich die Verbindung von Literaturwissenschaft und Linguistik.

Catastrophic Turns: Wir sind nie Germanisten gewesen

Zu den Dissertationen, die ich derzeit in der ausdrücklich so genannten Bochumer Neugermanistik betreue, gehört – neben Untersuchungen zu literarischen Fallgeschichten des 18. und 19. Jahrhunderts sowie Schnitzler, Klüger, Handke, Kluge oder Sebald – auch eine Studie zu einer bis heute ungeklärten Großexplosion in der sibirischen Tunguska-Region im Sommer 1908. Diese bereits gut fortgeschrittene Arbeit fragt nach den diversen, teilweise abenteuerlichen Behauptungen und Spurensuchen rund um dieses Ereignis, analysiert, wie wissenschaftliche Diskurse mit der bestehenden Wissenslücke umgehen, und zeichnet nach, wie diverse Medien sie durch eine »Arbeit am Mythos« gleichzeitig füllen und weiter ausgestalten. Zu diesen Medien gehören zwar auch zwei bis drei trivialliterarische Texte, darunter sogar ein deutschsprachiger, aber ansonsten scheint das skizzierte Dissertationsprojekt ein Paradebeispiel für den Identitätsverlust der germanistischen Disziplin zu sein, ihre Öffnung für nahezu beliebige Themen, also auch für eine ungeklärte Katastrophe in Nordostsibirien vor 100 Jahren – wenn nicht gar gleich für einen veritablen *catastrophic turn* im doppelten Sinne des Wortes: demjenigen einer Beschäftigung mit Naturkatastrophen (einer weiteren Wendung des *ecological turn*, sozusagen), aber auch demjenigen einer endgültigen Selbstauflösung der Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur.

Natürlich ist die Rede von einem *catastrophic turn* auch in anderer Hinsicht doppeldeutig, genauer gesagt: tautologisch – steckt in der Katastrophe ja immer schon der griechische Begriff der ›Wende‹, die *strophé*, die in der Tragödientheorie keine beliebige, sondern die ausweglose, finale ist. Ereilt also derzeit auch das Fach Germanistik die Rache des Schicksals für gewissenlose Wildereien jenseits der eigenen Grenzen? Werden Institute landauf landab demnächst von einer meteoritenartigen Explosion erschüttert, die kulturwissenschaftlichen Analysen zu Beginn des nächsten Jahrhunderts als Selbstmordattentat erscheinen, bevor sie sich als exzellenzorientierte Haushaltskürzung erweisen wird? Oder wird ›die Germanistik‹ noch ihre Hinwendung zur Katastrophe überleben und dereinst wieder zarte Blüten durch den Permafrostboden einer vollständig durchreformierten Hochschullandschaft sprießen lassen?

Dafür spricht einiges, nicht zuletzt die Semantik des Begriffs der Wende selbst. Es handelt sich dabei ja um einen dreigliedrigen Begriff, der voraussetzt, dass es etwas gibt, *das* sich wendet, etwas, *wovon* es sich ab- und etwas, *auf das* es sich

hinwendet. Solange man bei den diversen *turns* der vergangenen Jahrzehnte immer noch von einer Wende *der Germanistik* spricht, bleibt ihr die erstgenannte Position – und also ihre Existenz – unabhängig von Zahl und Richtung der Wendungen erhalten. Und liest man den Genitiv nicht nur als *qualitatis*, sondern als *subjectivus*, dann führte diese Germanistik sogar das Ruder all dieser halsbrecherischen Halsen selbst und wäre weniger ihr Opfer als ihre Instanz.

Angesichts der Vielzahl der Wendemanöver bliebe die Frage nach der Fahrtrichtung aber offen, und tatsächlich wird man kaum bestreiten können, dass der Ausruf neuer *turns* in den letzten zwei Jahrzehnten einen inflationären Status erreicht hat. Umso wichtiger ist es aber daran zu erinnern, dass die Rhetorik der Wende durchaus schon vor ihrer inflationären Häufung gültige Währung wissenschaftlicher Kommunikation gewesen ist. Und diese Feststellung reicht auch weit über die zumeist ins Feld geführte ›erste‹ – nämlich die linguistische – Wende hinaus: Man wird bis an den Beginn der Neuzeit zurückgehen und feststellen müssen, dass dasjenige, was wir als europäische Moderne begreifen, das Produkt all jener kopernikanischen Wendungen unserer Vorstellung von der Welt, der Erkenntnis, der Moral, des Menschen, der Gesellschaft, des Bewusstseins, der Sprache usw. gewesen ist: Diese Moderne ist geprägt von der Wahl eines Beobachtungspunktes zweiter Ordnung, die nicht mehr auf die Evidenz des Beobachteten vertraut, sondern die Bedingungen seiner Entstehung, Erkenntnis und Darstellung hinterfragt. Deshalb sind all die vielen *turns*, *turns*, *turns* ja auch nicht als großer Paradigmenwechsel im Sinne Kuhns misszuverstehen, sondern lediglich Markierungen diverser Perspektivwechsel, deren gemeinsamer Nenner darin besteht, etwas, das bis dahin lediglich als Kontext des Beobachtungsgegenstandes betrachtet (und also nicht weiter beachtet) wurde, selbst als Gegenstand der Beobachtung zu inkludieren: Sprache und Medien sind nicht mehr nur Mittel zum Zweck, sondern prägen Inhalte, Bilder nicht länger bloße Illustrationen sondern selbst Kern der Sache, Praktiken und Performanzen nicht sekundäre Inszenierungen, sondern eigentlicher Schauplatz des Geschehens usw.

Vom ›Kern‹ des Fachs Germanistik könnte man demnach nur reden, wenn man tatsächlich radikal kontextfreie Ansätze vertritt – und damit müssen ja nicht nur textimmanente Lektüren des *New Criticism* gemeint sein, sondern durchaus auch aktuelle narratologische Analyseverfahren, und es kann ja auch keinesfalls darum gehen, solchen Ansätzen die Legitimität abzusprechen. Sehr wohl aber ist daran zu erinnern, dass auch solche auf das germanistische ›Kerngeschäft‹ bezogenen Methoden keineswegs ›ursprünglicher‹, ›eigentlicher‹, oder ›germanistischer‹ sind als andere, sondern sich ebenso einer Entscheidung und einer Unterscheidung verdanken, indem sie die alternativ ebenfalls möglichen Kontextualisierungsoptionen bewusst nicht wählen.

Aus dieser Perspektive geht es bei dem Versuch, die ›eigentliche‹ Germanistik von ihren ›wesensfremden‹ Wendungen zu unterscheiden, gar nicht um eine ideologische Spaltung der Disziplin in zwei Lager. Vielmehr bildet das Ziehen dieser Unterscheidung selbst die Einheit des Faches, dessen Identität gerade darin zu sehen ist, dass seine Vertreterinnen und Vertreter sich jeweils entscheiden können und

müssen, welcher Methode sie den Vorzug geben wollen. Die angebliche Krise des Fachs angesichts seiner vielfältigen Wendungen ist eine Krise auch im Wortsinne dieser notwendigen Unterscheidung von Text und Kontext. Erst wenn man diese Einheit der Differenz anerkennt, wird auch die gegenwärtige Diskussion der historischen wie systematischen Komplexität des Wechselspiels gerecht, das sich seit 250 Jahren zwischen der Ausdifferenzierung unterschiedlicher Fachinhalte bzw. -methoden und Diskursen vollzieht, die das Verhältnis zwischen dem Ziehen einer Grenze und der Möglichkeit ihrer Überschreitung entweder als Gefahr beklagen oder aber als beide Seiten überhaupt erst konstituierende Dialektik anerkennen. Einfacher gesagt: Es gäbe keine Germanistik, ohne dass Texte gleichzeitig von anderssprachigen Texten oder nicht-textförmigen Kontexten abgegrenzt und dadurch zu ihnen ins Verhältnis gesetzt worden wären.

Anstatt also der Vorstellung weiter Vorschub zu leisten, es habe einmal ›die‹ Germanistik gegeben, von der sich die jüngere Methodendebatte schwingweise immer weiter abwende, wäre also mit Bruno Latour entgegenzuhalten: Wir sind nie Germanisten gewesen. Natürlich waren die Fachgegenstände aus heutiger Sicht zwischen der Mitte des 19. und der Mitte des 20. Jahrhunderts viel enger beschränkt als heute. Das heißt aber nicht, dass sie für zeitgenössische Beobachter nicht ebenfalls aufregend neu und provokativ abweichend gewesen wären. Nur, wenn man eine solche Wahrnehmung voraussetzt, kann man die erstaunliche Karriere der Philologien überhaupt verstehen – eine Karriere im Übrigen, der schon im gesamten 19. Jahrhundert, also von Friedrich August Wolf bis Wilhelm Scherer, kulturalanthropologische und lebenswissenschaftliche Fragen alles andere als fremd gewesen sind. Von einem *cultural* oder *biological turn* war seinerzeit aber schon allein deshalb nicht die Rede, weil erst solche Hinwendungen zum germanistischen Neuland – zu denen dann auch Wilhelm Diltheys Wende zu einem geistesgeschichtlichen Dichtungsbegriff zählte – das Fach konstituiert haben.

Das heißt also, dass jeder Rede von einem Kern des Fachs Germanistik die Spur einer Wende eingeschrieben ist, oder anders: All die vielen Kehren sind als *linguistic, cultural, material, performative, topographic* etc. immer auch ein *germanistic turn* gewesen – solange nämlich innerhalb des Fachs an die entsprechenden Vorschläge so angeschlossen wurde, dass eine Kommunikation erfolgte bzw. fortgesetzt wurde. Keiner der dem *linguistic turn* folgenden Wenden hat dabei noch einmal dessen Allgemeingültigkeit für alle denkbaren wissenschaftlichen Gegenstände beansprucht. Gerade die als inflationär beklagte Vielzahl der ausgerufenen Wenden markiert ganz im Gegenteil, dass es lediglich um Angebote geht, die Gegenstände eines Fachs durch neue Perspektiven wiederzulesen und gerade durch solche Variationen die germanistische Fachkommunikation fortzusetzen. Zu solchen kommunikativen Anschlüssen gehören natürlich ebenso alle kritischen Stellungnahmen, die aber so betrachtet ebenfalls weniger den Kern des Fachs repräsentieren, als dass sie ihn durch ihre Stellungnahme mit- und d.h. also auch hier wieder: neu konstituieren. Versuchte man ihn hingegen zu essentialisieren, wäre dieser Kern allenfalls das nostalgische Konstrukt einer Vergangenheit, die nie präsent war.

Anstatt also das Auseinanderdriften der Facheinheit oder die Beliebigkeit neuer Ansätze zu beklagen, wäre das nach wie vor erstaunliche Potential von Forschungsarbeiten zu registrieren, die ihre Zugehörigkeit zu germanistischen Instituten mit der experimentellen Erprobung immer neuer Perspektiven verbinden. Nicht alle diese Experimente müssen glücken, ebenso wenig wie jede Arbeit zum *Faust* allein qua Gegenstandswahl mit einer Gelingensgarantie versehen ist. Ebenso wenig angebracht wäre freilich die Hoffnung, mit einem neuen *turn* endlich die gesellschaftliche Relevanz des Fachs beweisen zu können. Die Germanistik ist weder die Summe ihrer *turns* noch die Wahrung eines wendefreien Kerns, sondern das System, innerhalb dessen über Richtungen und Wendungen verhandelt wird, und zwar von beiden Seiten. Es steht daher zu erwarten, dass das Fach auch Explosionen in der sibirischen Tundra wenn nicht unverändert, so doch unbeschadet überstehen wird. Das aber natürlich nicht im Sinne einer kathartischen Wirkung, die man derartigen Kata-Strophen auf die Fachkultur unterstellen könnte, sondern ganz im Gegenteil: als eine weitere, ganz alltägliche Wende, an die kritisch oder affirmativ anzuschließen sein wird, um die germanistische Fachkommunikation fortzusetzen.

»Return to Philology«

1 Kursverluste

Die Frage, mit der das Einladungspapier¹ zu einer Diskussion aufruft und zu der dieser Text einen kurzen Beitrag leisten möchte, die Frage nämlich, ob die *Germanistik* eine *germanistische Wende* brauche, macht, wenn sie nicht tautologisch sein will, eine starke Voraussetzung. Sie setzt voraus, dass die Germanistik gegenwärtig irgendwie vom Kurs abgekommen sei und sich von ihrem ›germanistischen Kern‹ entfernt habe, sodass die Erwägung entsteht, ob sie, im Interesse der Wiederherstellung ihrer gefährdeten Identität, nicht einer germanistischen (Rück-)Wende bedarf. Wohin auch immer diese Wende, wenn sie erfolgreich initialisiert werden könnte, gerichtet wäre, und worin auch immer das ›Germanistische‹ bestünde, bereits das Stellen der Frage nach einer möglicherweise notwendigen Kurskorrektur ist Ausdruck von so etwas wie einer *Krisendiagnose*, die das Einladungspapier auch tatsächlich enthält: Das Fach Germanistik habe keinen ›Standort mehr‹, es sei gekennzeichnet durch ›fortschreitenden Orientierungsverlust‹ und befinde sich in einem Zustand ›postmoderner Unübersichtlichkeit‹. Ja – die Germanistik sei als Fach »in Auflösung begriffen« und scheine deshalb »mehr denn je Anlass zu haben für eine Wiederauflage der notorischen Standortdebatten.« ›Desorientierung‹ und ›Krise‹ des Faches hätten also die Frage induziert, ob der kognitive und soziale Kompass der Germanistik neu justiert werden muss. Man könnte auch sagen, die Frage des Einladungspapiers verdankt sich der Diagnose eines Kursverlustes, wobei ›Kursverlust‹ dann ambivalent zu lesen wäre, nämlich einmal so, dass die Germanistik von ihrem genuinen Kurs (welcher auch immer das sei) abgekommen ist und zum zweiten so, dass ihre Aktien an der Wissenschaftsbörse stark an Kurswert verloren haben. Zu Diagnose und Frage möchte ich im Folgenden einige Anmerkungen machen und einen »return to philology« vorschlagen.

¹ Vgl. Bleumer, Hartmut/Franceschini, Rita/Habscheid, Stephan/Werber, Niels: »Turn, Turn, Turn? – Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende«. Call for Papers für das vorliegende Debattenheft der *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (s. S. ■■■).

2 Krisenreflexion als Normalwissenschaft

In der Tat: Standortdebatten sind in der Germanistik – insbesondere nach den selbstreflexiven Grundlagendiskussionen der sechziger und siebziger Jahre² – *notorisch* und nichts ist der Germanistik so vertraut wie der Zustand der Krise. Während, wenn man Kuhn folgt, in den Naturwissenschaften Krisen nur entstehen, wenn ein Paradigma durch das ›Auftauchen eines neuen Paradigma-Anwärters‹ in ›Aufweichung‹ begriffen ist und sich entsprechend die Regeln für die normalwissenschaftliche Forschung ›lockern‹³, (um schließlich insgesamt revolutioniert zu werden), scheint in der Germanistik die Krisenreflexion ein Teil der normalwissenschaftlichen Tätigkeit zu sein. Die Suche nach ihrer Identität durchzieht, wie Nikolaus Wegmann feststellte, weite Strecken ihrer Fachgeschichte und ist nicht von ihr zu trennen.⁴ Bereits 1969 hatte Herbert Heckmann formuliert: »Sich theoretisch mit der Krise der Germanistik zu beschäftigen, gehört nachgerade zu dem Repertoire der Festreden. Es gibt derart viel Literatur über dieses Thema, daß man sich wundern muß, wie wenig wirklich geschieht.«⁵ Und Hartmut Böhme formuliert 1995: »Kein Fach der Philosophischen Fakultät hat sich die Permanenz von Krisen derart aufreden lassen und sich fleißig selbst eingeredet wie die Germanistik.«⁶ Dabei ist das ›Dauer-Krisenbewusstsein‹, das – wie es scheint – »die stabilste germanistische Befindlichkeit der letzten 150 Jahre«⁷ darstellt, nur der allgemeine Name für eine Reihe weiterer Krisenindizien: etwa die ständig präsente Furcht der Germanistik vor gesellschaftlichem Ansehensverlust, öffentlicher Resonanzlosigkeit⁸ oder gar der vollständigen Überflüssigkeit, der ›Auflösung‹ des Faches – wie das Einladungspapier formuliert. Auch diese Angst ist nicht neu. Ebenfalls

² Vgl. etwa Lämmert, Eberhard/Killy, Walther/Conrady, Carl Otto/Polenz, Peter von: *Germanistik – eine deutsche Wissenschaft*. 3. Auflage. Frankfurt a.M. 1968; Kolbe, Jürgen (Hg.): *Ansichten einer zukünftigen Germanistik*. 2. Auflage. München 1973; Kolbe, Jürgen (Hg.): *Neue Ansichten einer zukünftigen Germanistik*. München 1973.

³ Vgl. Kuhn, Thomas S.: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a.M. 1973, S. 119.

⁴ Vgl. Wegmann, Nikolaus: »Philologische Selbstreflexion. Die Frage nach der disziplinären Einheit«. In: Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp (Hg.): *Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*. München 1991, S. 113.

⁵ Vgl. Heckmann, Herbert: »Lebenslauf eines Germanisten in aufsteigender Linie. Mit erklärenden Notizen«. In: Kolbe: *Ansichten* (wie Anm. 2), S. 70.

⁶ Vgl. Böhme, Hartmut: »Die Umstrittene Position der Germanistik im System der Wissenschaften«. In: Ludwig Jäger (Hg.): *Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung*. Weinheim 1995, S. 54.

⁷ Vgl. Jäger, Ludwig/Switalla, Bernd: »Sprache und Literatur im Wandel ihren medialen Bedingungen: Perspektiven der Germanistik«. In: Ludwig Jäger/Bernd Switalla (Hg.): *Germanistik in der Mediengesellschaft*. München 1994, S. 12.

⁸ 1994 stand das Heft 3 der *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* unter dem Leitthema »Germanistik und Öffentlichkeit«. Vgl. hier insbesondere die Beiträge von Hans-Jürgen Bachorsky und Rainer Wimmer. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 3 (1994), S. 10–15 und S. 51–56; ebenso Jäger, Ludwig: »Linguistik und Öffentlichkeit. Aspekte eines schwierigen Verhältnisses«. In: Gerhard Stickel (Hg.): *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*. Berlin/New York 1999, S. 243–261.

bereits 1969 stellt Reinhard Baumgart die Frage: »Was wäre denn, gäbe es morgen früh keine Germanistik mehr?«, und er gibt sich selbst die lakonische Antwort: »Die Bundesrepublik ohne Germanistik [...] wäre wohl mit bloßem Auge nicht zu unterscheiden von der heutigen, sie sähe sicher nicht aus wie ein Land nach der Kulturrevolution.«

3 Vergangene Zukünfte

Auf Krisendiagnosen hat die Germanistik regelmäßig mit verstärkter Utopie-Produktion reagiert. Viele dieser Zukunftsentwürfe haben freilich ihr konzeptuelles Potential nicht realisieren können. Dies gilt neben manchen anderen Beispielen exemplarisch etwa für das ›Rhedaer Memorandum‹⁹, das Linguistik und Literaturwissenschaft aus ihren jeweiligen nationalphilologischen Rahmen lösen und die Literaturwissenschaft (in der Hochzeit sprachwissenschaftlichen Selbstbewusstseins) linguistisieren wollte.¹⁰ Freilich war diese Schwäche bei der Verwirklichung von Utopien für den Routinebetrieb der Disziplin wenig erheblich. Gerade weil die Krisenreflexion sich als vertrauter Seitendiskurs der normalwissenschaftlichen Tätigkeit zu etablieren vermochte, konnte das Alltagsgeschäft in Lehre und Forschung ungestört seinen Fortgang nehmen. Das Fach erfüllt redlich die ständig sich wandelnden institutionellen Pflichten und schmückt sich zugleich mit einer weithin folgenlosen, fortwährend ›Krise‹ seufzenden, Selbstreflexion. Charakteristisch für diesen Diskurs ist es, dass die Krisendiagnosen in einer Art bedingtem Reflex immer wieder Zukunftsentwürfe hervorrufen: »Ansichten einer künftigen Germanistik«¹¹ und auch »Neue Ansichten einer künftigen Germanistik«¹², oder Fragen wie die von Hartmut Böhme: »Wie müßte eine Germanistik aussehen, die sich, im Bewußtsein der Historizität ihrer Gegenstände, gleichwohl der Verantwortung für die Zukunft stellt?«¹³ Fast scheint es, als habe der Bonner Klassische Philologe, Jacob Bernays, der Konrad Burdach 1877 (erfolglos) von einem Studium der Germanistik mit der Bemerkung abgeraten hatte, Germanistik »sei gar keine

⁹ Vgl. »Memorandum zur Reform des Studiums der Linguistik und der Literaturwissenschaft«. In: Kolbe: *Ansichten* (wie Anm. 2), S. 214–217.

¹⁰ Jürgen Kolbe spricht in der Einleitung der »Ansichten einer künftigen Germanistik« davon, Sprach- und Literaturwissenschaft hätten in Zukunft anders auszusehen. »Literaturgeschichte und die »Kunst« der Interpretation treten zugunsten linguistischer Fragestellungen in den Hintergrund« (vgl. Kolbe: *Ansichten* [wie Anm. 2], S. 5 f). Das Memorandum selbst fordert von der Literaturwissenschaft »eine möglichst genaue Kenntnis linguistischer Methoden (»Memorandum« (wie Anm. 9). In: Kolbe: *Ansichten* (wie Anm. 2), S. 216. Anders freilich, als Kolbe das erwartet hatte, sind in der Literaturwissenschaft deren genuine theoretische und methodische Konzepte nicht »zugunsten linguistischer Fragestellungen in den Hintergrund« getreten.

¹¹ Kolbe: *Ansichten* (wie Anm. 2).

¹² Kolbe: *Neue Ansichten* (wie Anm. 2).

¹³ Vgl. Böhme, Hartmut: »Germanistik in der Herausforderung durch den technischen und ökologischen Wandel«. In: Jäger/Switalla: »Sprache und Literatur im Wandel ihren medialen Bedingungen« (wie Anm. 7), S. 64.

Wissenschaft, sie habe *keine Zukunft*«¹⁴, diese traumatisiert und zur Produktion immer neuer Zukünfte angeregt. Diese hängen ihr nun freilich, als jeweils allzu rasch gealterte Antworten, wie ein trauriges Bündel vergangener Zukünfte nach.¹⁵ Auch das Einladungspapier wählt die Zukunftsoption und fragt danach, ob nicht »im Rekurs auf Schlüsselbegriffe wie ›Kultur‹ und ›Gesellschaft‹, ›Kommunikation‹ und ›Kognition‹ in einer gespaltenen Disziplin neue Brücken geschlagen werden [könnten] im Sinne einer germanistischen Wende *in die Zukunft*.« Zur Bändigung der ›inter- und transdisziplinären Zentrifugalkräfte‹ der unter dem Dach der Germanistik agierenden, ›historisch und systematisch gegeneinander ausdifferenzierten, Disziplinen und Forschungsrichtungen‹ legt das Papier den Weg zu einer ›neuen Germanistik‹ nahe, der es erlaube, die ›neuen Chancen‹ zu ergreifen, die »gerade die jüngeren, forciert transdisziplinären Fragen« bieten. Weniger attraktiv für die Gefahrenabwehr erscheint dem Papier das gleichsam rückwärtsgewendete Unternehmen zu sein, die ›subkutane Tradition‹ einer ›alten Germanistik‹ freizulegen. Wo so viele vergangene Zukünfte zu nicht realisierten Gegenwarten wurden, wäre es aber vielleicht doch gar nicht so abwegig, auch die *Geschichte* des Fachs ins Auge zu fassen und die Frage zu stellen, ob eine ›neue Germanistik‹ denkbar ist ohne den analytischen Blick auf die ›alte‹. Eine solche Verknüpfung konzeptioneller Zukunftsüberlegungen mit wissenschaftsgeschichtlichen Analysen könnte sich die Einsicht Canguilhems zu eigen machen, »daß die Geschichte der Wissenschaften nicht nur das Gedächtnis der Wissenschaft, sondern auch ihr epistemologisches Labor«¹⁶ sei. Thematischer Fokus einer solchen epistemologisch-konzeptuellen Reflexion der germanistischen Fachgeschichte könnte der Begriff der ›Philologie‹ sein, der zwar in den jeweiligen Turns und Returns der Sprach- und Literaturwissenschaft(en) eine vieldeutige Rolle spielte, der aber unter gewissen Bedingungen gleichwohl sehr gut geeignet sein könnte, die Identitätsreflexion der Germanistik zugleich anzuregen und zu beruhigen.

4 ›Return to Philology‹

Freilich: ›Philologie‹ fungiert schon lange nicht mehr als eine Kategorie, die geeignet wäre, ein gemeinsames Identitätsverständnis der germanistischen Sprach- und Literaturwissenschaft zu begründen. Bereits am Ende des 19. Jahrhunderts konstatierte Hermann Paul eine »starke Tendenz« der germanistischen Teildiszi-

¹⁴ Burdach berichtet von diesem Gespräch in: Burdach, Konrad: *Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide*. 2. Auflage. Halle 1928, S. 318 [meine Kursivierung].

¹⁵ Vgl. Jäger/Switalla: »Sprache und Literatur im Wandel ihren medialen Bedingungen« (wie Anm. 7), S. 12.

¹⁶ Vgl. Georges Canguilhem: *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze*. Hg. von Wolf Lepenies. Frankfurt a.M. 1979, S. 24f; vgl. hierzu ausführlich Jäger, Ludwig: »Disziplinen-Erinnerung – Erinnerungs-Disziplin. Der Fall Beißner und die NS-Fachgeschichtsschreibung der Germanistik«. In: Hartmut Lehmann/Otto Gerhard Oexle: *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften* (Bd. 1 = *Fächer – Milieus – Karrieren*). Göttingen 2004, S. 67–127.

plinen, das gemeinsame philologische Dach der Erforschung von ›Sprachdenkmälern‹ zu verlassen und »Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte voneinander loszulösen«.¹⁷ Gleichwohl stellt der Begriff der Philologie nach wie vor einen Fluchtpunkt dar, auf den hin sich sowohl Absatzbewegungen, als auch Hin- und Rückwendungen germanistischer Teilfächer orientieren. Er ist offenbar – unabhängig von den je eingeschlagenen theoretischen Wegen – so etwas wie eine verlässliche Wendemarke in der Geschichte unterschiedlichster germanistischer Turns. Für die neuere Linguistik etwa war ›Philologie‹ ohne Zweifel die Kategorie, mit der die überholte Vergangenheit der Disziplin markiert wurde.¹⁸ Die strukturalistisch und kognitivistisch orientierte germanistische Sprachwissenschaft konstituierte sich am Ende der sechziger Jahre geradezu als *postphilologische* Disziplin¹⁹ und bezog ihr revolutionäres Selbstbewusstsein wesentlich aus der Überzeugung, es sei die *Emanzipation*²⁰ von der Philologie, der sie ihre disziplinäre Autonomie verdanke. Umgekehrt war ›Philologie‹ für den literaturwissenschaftlichen Diskurs der späten achtziger Jahre die Zielmarke für die Abkehr von der poststrukturalistischen und postmodernistischen Theorieeuphorie der vorausliegenden Jahrzehnte: Paul de Man formulierte das neue Programm eines »return to Philology«²¹, der Rückkehr zu den Texten²², in dem sich eine gewisse Theoriemüdigkeit der Literaturwissenschaften artikulierte.²³ Obgleich beide Bezugnahmen auf ›Philologie‹ nicht gegen-

¹⁷ Vgl. Paul, Hermann (Hg.): *Grundriss der Germanischen Philologie*. Band 1. Straßburg 1901, S. 6.

¹⁸ Weinrich bezeichnet die Bindung der Linguistik an die Philologie »als Behinderung und Verzögerung im Schritthalten mit der wissenschaftlichen Diskussion« (vgl. Weinrich, Harald: »Überlegungen zu einem Studienmodell der Linguistik« (2. Fassung, Juni 1970). In: Kolbe: *Anmerkungen* (wie Anm. 2), S. 207, und Peter von Polenz spricht von den »beschränkenden Bindungen an Altgermanistik, Literaturgeschichte und Philologie«, von denen die Linguistik »befreit« werden müsse (vgl. Polenz, Peter von: »Gibt es eine germanistische Linguistik?«. In: Kolbe: *Anmerkungen* (wie Anm. 2), S. 163).

¹⁹ Vgl. Jäger, Ludwig: »ein notwendiges Uebel der Cultur«. *Anmerkungen zur Kulturwissenschaftlichkeit der Linguistik*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik (ZGL)*, 34.1/2 (2006), S. 28–49; hier: S. 32 ff.

²⁰ Vgl. Polenz: »Gibt es eine germanistische Linguistik?«. In: Kolbe: *Anmerkungen* (wie Anm. 2), S. 156: »Die Emanzipation der germanistischen Sprachwissenschaft aus der Umarmung der Auftragsdisziplin hat nun schon längst begonnen.« Vgl. hierzu Jäger, Ludwig: »Philologie und Linguistik. Historische Notizen zu einem gestörten Verhältnis«. In: Peter Schmitter (Hg.): *Zur Theorie und Methode der Geschichtsschreibung der Linguistik. Analysen und Reflexionen*. Tübingen 1987, S. 198–223; ebenso Bogdal, Klaus Michael: »Philologien auf den Knien: Die Herausforderungen durch den Strukturalismus nach 1945«. In: Christoph König (Hg.): *Das Potential europäischer Philologien: Geschichte, Leistung, Funktion*. Göttingen 2009, S. 195–207.

²¹ Vgl. de Man, Paul: »The return to Philology«. In: Paul de Man: *The Resistance to Theory*. Minneapolis 1985, S. 21–27.

²² Vgl. hierzu etwa Steinfeld, Thomas: »Am Ende der Philologie«. In: *Merkur* 51/3 (1997), S. 204–214; Gumbrecht, Hans Ullrich: *Die Macht der Philologie: Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten*. Frankfurt a. M. 2003.

²³ Vgl. hierzu mit vielen Belegen Lepper, Marcel: »Wissenschaftsgeschichte als Theoriegeschichte. Ein Arbeitsprogramm«. In: *Geschichte der Germanistik. Mitteilungen* 29/30 (2006),

sätzlicher sein könnten, stimmen sie doch darin charakteristisch überein, dass der Begriff der Philologie geradezu als Gegenbegriff zu ›Theorie‹ verstanden wird. Beide Turns scheinen ›Theorie‹ und ›Philologie‹ Semantiken zuzuschreiben, die sich wechselseitig exkludieren. In eben dem Maße, in dem sich die Sprachwissenschaft seit den sechziger Jahren dadurch auf den Weg einer ›strengen Theorie- und Methodenentwicklung‹ macht, dass sie das abwirft, was sie für ihre philologischen Fesseln hält, flüchtet sich die Literaturwissenschaft (natürlich nur die theoriemüde) seit Mitte der achtziger Jahre in den sicheren Hafen der Philologie, der eine ›theoriefreie‹, philologische Textarbeit zu ermöglichen verspricht. In beiden Fällen also ist ›Philologie‹ das Ende der ›Theorie‹. Es liegt nun auf der Hand, dass mein Plädoyer für eine Rückkehr zur Philologie sich nicht in den Raum einer solchen Semantik einfinden kann. Das Paradigma der Philologie am Beginn des 19. Jahrhunderts, auf das man sich vielleicht zurückbesinnen sollte, ist vielmehr ein *Theorieparadigma*, in dem die Bedingungen eines grundlegenden Wandels kultureller Kommunikation reflektiert werden: Dieser zeigte sich etwa (1) in der Herausbildung der *nationalsprachlichen Philologien* und der Entdeckung kulturspezifischer Semantiken diesseits der universalen Bedeutungswelt der klassischen Antike, (2) in der (hiermit verknüpften) *Autonomisierung der Sprache* als genuiner Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion sowie schließlich (3) in der Entstehung des *hermeneutischen Problems*, das historisch und systematisch mit den komplexer werdenden Kommunikationskulturen der modernen bürgerlichen Gesellschaften und ihrer Medien verbunden war. Alle drei Aspekte scheinen mir in einer theoretisch relevanten Weise erinnerungswürdig. Sie markieren einen *philologischen* Reflexionsraum, der außerordentlich anschlussfähig wäre hinsichtlich der theoretischen Herausforderungen, der sich die Germanistik mit Blick auf den kulturellen Wandel der kommunikativen Verhältnisse in rezenten Mediengesellschaften stellen muss. Das philologische Paradigma des beginnenden 19. Jahrhunderts lässt sich nämlich verstehen als ein Denkraum, in dem zum ersten Mal in umfassender Weise die verschiedenen Formen der kulturellen Semantik im Horizont ihrer *mediendispositiven* Bedingungen reflektiert werden. Von hier aus ließe sich eine Sprach-Idee entfalten, mit der neben den kognitiv-mentalenen auch die diskursiven und medialen Bedingungen sprachlicher und anderer medialer Formen der Verständigung erschließbar wären, eine Sprach-Idee, die auch offen wäre für das gesamte Feld kultureller Kommunikation, einschließlich der Formen ästhetischer Rede.²⁴ Eine solche ›Rückwende‹ würde die Germanistik nicht nur ›zukunftsfähig‹ machen, sie

S. 33–40; Belege für den deutschsprachigen Bereich finden sich in Lepper, Marcel: »Wissenschaftsgeschichte im Deutschen Literaturarchiv Marbach«. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 53/1 (2006), S. 110–121; hier: S. 110.

²⁴ Vgl. zum Terminus »ästhetische Rede« etwa Koppe, Franz: *Grundbegriffe der Ästhetik*. Konstanz 1978; Koppe, Franz: »Thesen zu einer Literaturwissenschaft in handlungsorientierender Absicht«. In: Friedrich Kambartel/Jürgen Mittelstraß (Hg.): *Zum normativen Fundament der Wissenschaft*. Frankfurt a.M. 1973, S. 318–330; Mittelstraß, Jürgen/Janich, Peter/Kambartel, Friedrich: »Ästhetische Rede«. In: Jürgen Mittelstraß/Peter Janich/Friedrich Kambartel (Hg.): *Wissenschaftstheorie als Wissenschaftskritik*. Frankfurt a.M. 1974, S. 137–142.

wäre auch geeignet, thematische Felder zu öffnen, auf denen Linguistik und Literaturwissenschaft wieder in ein zugleich inter- und intradisziplinäres Gespräch eintreten könnten. Braucht also die Germanistik eine germanistische Wende? Ich denke – ja, wenn es eine philologische im skizzierten Sinne wäre.

Zum Buch, zur Typographie, zum Paratext – um mit »Textgestalt und Buchgestalt« an einen (eigentlich) klassischen *LiLi*-Aufsatz zu erinnern

In der Neueren deutschen Literaturwissenschaft gibt man sich gern wendig und liberal, mit einem Wort: undogmatisch. Dogmatik genießt keinen guten Ruf, dürfte jedenfalls weit entfernt sein, als Wert respektiert zu werden. Soll man auf Erich Rothackers bereits ältere Abhandlung über die Rolle, die der *dogmatischen Denkform in den Geisteswissenschaften* zukommt, hinweisen? Hier finden sich gute Argumente, dass Dogmatik so fundamental und unvermeidlich ist, dass Forschung ohne sie bis in die ganz basale Formierung ihrer Gegenstände hinein operativ lahmgelegt. Niklas Luhmann jedenfalls war diese Abhandlung wichtig genug, dass er auf sie zurückgriff, als er die für soziale Systeme zentrale Unterscheidung von Codierung und Programmierung ausgearbeitet hat. Für das Wissenschaftssystem hat er in der Folge die Seite der Dogmatik respektive der Programme spezifisch reformuliert: Wissenschaftliche Disziplinen unterscheiden hier vorzüglich nach Theorien einerseits, Methoden andererseits.¹ Nun hat zwar die Literaturwissenschaft notorisch Schwierigkeiten, diese Unterscheidung von Theorie und Methode trennscharf durchzuführen. Aber deshalb gibt es umso mehr Gründe, vorläufig wenigstens am beides übergreifenden Begriff der Dogmatik festzuhalten und sie zu pflegen. Wenn man hierauf verzichtet, ist Dogmatik als solche ja keineswegs aus der Welt, man handelt sich nur einfach schlechte beziehungsweise minder reflektierte Varianten ein² – etwa im Sinn der bekannten Vierfelderwirtschaft Autor/Werk/Gattung/Epoche. Niemand wird sich mit einem Zustand der Disziplin zufrieden erklären wollen, in dem wissenschaftliches Personal halt Publikationen ausflockt, die auf einem dieser Felder niedergehen, um später so pauschal wie irenisch in Drittmittelprojektanträgen und vergleichbaren Dokumenten gelistet zu werden. Fragt man allerdings danach, wie denn dogmatische Bestände elaboriert zu pflegen

¹ Rothacker, Erich: *Die dogmatische Denkform in den Geisteswissenschaften und das Problem des Historismus* (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Nr. 6). Wiesbaden 1954; Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1990, S. 428 ff.

² Für die Literaturgeschichte formuliert: Buschmeier, Matthias: »Literaturgeschichte nach dem Ende der Theorie? These zu den (Un)Möglichkeiten einer bedrohten Gattung«. In: *IASL* 36,2 (2011), S. 409–414.

sind, so wäre nicht nur abstrakt auf die verantwortliche Einführung, Verwendung, Spezifikation und auch Verabschiedung von Begriffen abzuheben. Es kommt damit vielmehr eine zweite gegenwärtig eher ungeliebte Kategorie ins Spiel: Polemik – wie Lichtenberg wusste, der »Dogmatik« als »die fruchtbare und gütige Mutter der Polemik« bezeichnet hat (J 1226).³ Ich nehme an, dass es durch diesen Zusammenhang motiviert ist, wenn die Herausgeber der Zeitschrift *LiLi* mich ermuntern, folgendes rezensionsweise formulierte Argument zu erläutern:

Literaturwissenschaftler verstehen meist wenig von Büchern. In der gegenwärtigen Lage einer neuartigen Repräsentation oder sogar Transposition der klassischen biblionomischen Sphäre ins Digitalmedium fällt das besonders auf, wäre jetzt doch ein Wissen über das bis dato genuine Medium der Literatur gefragt. Aber die Hinwendung zur Kultur- und Medienforschung, die in den letzten Jahrzehnten als wirkungsmächtiger Turn für viele Problemstellungen und Gegenstandsbildungen der Literaturwissenschaft maßgeblich wurde, ist bezogen auf die Kategorie des Buchs signifikant folgenlos geblieben. Damit sollen sich als dem mehr oder weniger schäbigen materiellen Unterbau der geistigen Produktion die Buch- und die Bibliothekswissenschaft beschäftigen – womit die Sache an verschwindend winzige Fächer delegiert wird, die an deutschen Universitäten eine Schattenexistenz fristen. Während man selbst sich lieber mit stattdessen angeblich ästhetischen Fragen beschäftigt. Will sagen, die neueren Philologien halten bei aller kulturwissenschaftlichen Ausflagung anachronistisch an einem engeren geisteswissenschaftlichen Textbegriff fest, um sich in der üblichen geistesgeschichtlich philosophierenden Besinnung zu üben (Grünbein, Benn und die Anatomie; Sebald mit Agamben; performative Präsenz bei diesem und jenem und so fort).⁴

Ein Kommentar hierzu ist im Rahmen der von den Herausgebern angestoßenen *Turn*-Debatte insofern angezeigt, als der maßgebliche, de facto aber ignorierte deutschsprachige Aufsatz zur Frage des Buchs bereits 1996 nirgendwo anders als in der Zeitschrift *LiLi* erschienen ist: »Textgestalt und Buchgestalt. Überlegung zu einer Literaturgeschichte des gedruckten Buches« von Uwe Jochum.⁵ Einigermmaßen genau zum Startpunkt der medien- und kulturwissenschaftlichen Wende finden sich hier die Problemdiagnose und die einschlägige Forschungsagenda formuliert, die seither nicht abgearbeitet, ja fast nicht einmal aufgenommen und angegangen wurde. Der zitierte Aufsatz mit seinem systematischen Problemaufriss könnte auch heute noch in fast identischer Form gedruckt werden. Anders gesagt, hätte man sich die aus der genannten Wende resultierende ebenso frucht- wie witzlose, mit einem Wort: irreführende Entgegensetzung von medien- und kulturwissenschaftlicher Orientierung einerseits und Philologie respektive sogenannter Re-Philologisierung andererseits auf dieser Basis sparen können, um stattdessen – natürlich

³ Andernorts – unter allerdings selbst dogmatischem Gesichtspunkt – zur Opposition auseinandergezogen: »Kant sagt irgendwo einmal: Die Vernunft ist mehr polemisch als dogmatisch.« Lichtenberg, Georg Christoph: »L 270«. In: *Schriften und Briefe* (Bd. 1. Sudelbücher I). Hg. von Wolfgang Promies 3. Auflage. München 1980, S. 891.

⁴ Stanitzek, Georg: »März & Gespenster« (= Rezension: Bandel, Jan-Frederik/Kalender, Barbara/Schröder, Jörg: *Immer radikal, niemals konsequent. Der März Verlag – erweitertes Verlegertum, postmoderne Literatur und Business Art*. Hamburg 2011). In: *Merkur* 67/2 (Februar 2013), S. 154–161.

⁵ Jochum, Uwe: »Textgestalt und Buchgestalt. Überlegung zu einer Literaturgeschichte des gedruckten Buches«. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 103 (September 1996), S. 20–34.

neben vergleichbaren Publikationsformen – das Medium Buch selber in den Blick zu nehmen.

Wie ist das möglich (gewesen)? Am Zustandekommen des genannten *LiLi*-Beitrags ist mit dem Philologen Helmut Kreuzer zwar einer der bedeutenden Protagonisten der medienwissenschaftlichen Wende in der Literaturwissenschaft beteiligt, aber es handelt sich dennoch um eine Art glücklichen Zufall. Bezogen auf das Mitte der 1990er Jahre geplante Themenheft zur »Mediengeschichte« hat er nämlich ursprünglich die anglistische Literaturtheoretikerin Aleida Assmann angefragt, die nun aus Überlastungsgründen ihren zugesagten Beitrag absagen muss, dabei jedoch auf die gute Idee kommt, den Konstanzer Uwe Jochum ins Spiel zu bringen. Als Kreuzer ihn telefonisch kontaktiert, war er wohl »ein wenig überrascht, aber durchaus erfreut, auf einen schreibenden Bibliothekar zu treffen«.⁶ Gerade dass der Verfasser von »Textgestalt und Buchgestalt« nicht nur seinen Friedrich Kittler gelesen hat, sondern von Haus aus eben Bibliothekswissenschaftler – und übrigens ein theologisch interessierter Philologe – ist, setzt ihn offenbar in die Lage, den Hiat zwischen Text- und Buchgestalt zu erkennen und auszuleuchten, auf den bezogen die inländische⁷ Neuere deutsche Literaturwissenschaft systematisch mit Blindheit geschlagen bleibt. Wem das zu hart geurteilt erscheint, sollte sich die Rezeption des Konstanzer Vorschlags vor Augen führen. Sie ist im wesentlichen gleich Null geblieben.

Wie ist wiederum das möglich (gewesen)? Diese Frage erscheint umso dringlicher, als Jochum sein Argument nicht nur didaktisch luzide und detailgesättigt, sondern auch keineswegs an exotisch aparten Gegenständen, vielmehr gerade an zentralen kanonischen Texten – respektive eben Büchern – durchgeführt hat. Es sind die von Hartmann Schedel kompilierte *Weltchronik* (1593) und Johann Wolfgang Goethes *Werther* (1774/1787) sowie schließlich ein Ausblick auf Roland Reuß' und Peter Staengles Kafkaedition, an denen er die Bedeutung der Buchgestalt und -herstellungspraktiken für die von der literaturwissenschaftlichen Forschung gemeinhin als solche isoliert fokussierte Textgestalt aufweist. Auf Anfrage hin ordnet Jochum selbst den Ausfall einer germanistischen Rezeption seiner solitären Arbeit einerseits als möglichen Effekt mangelnden germanistischen »Stallgeruch[s]« ein; andererseits vermutet er wissenschaftsgeschichtlich: »[D]ie medialen Grundlagen dessen, was man da macht, interessieren in diesem Zusammenhang überhaupt nicht. Das schiebt man den Medienwissenschaften zu. Die sind aber aufgrund ihrer Geburtsgeschichte eher an den neuesten digitalen Medien interessiert. Und beiden, den Medienwissenschaften wie den kulturwissenschaftlich umgestylten Fachbereichen, fehlt inzwischen auch so etwas wie kritisches Reflexionspotential oder -bedürfnis (oder wie immer Sie das nennen wollen).«⁸ Vermutlich kommt aber ein

⁶ Jochum, Uwe: Briefliche Mitteilung v. 18. März 2013.

⁷ Vgl. aus der internationalen neugermanistischen Forschung dagegen z. B. Piper, Andrew: *Dreaming in Books. The Making of the Bibliographic Imagination in the Romantic Age*. Chicago/London 2009.

⁸ Jochum, Uwe: Briefliche Mitteilung v. 14. März 2013.

dritter Faktor hinzu, der sich *prima facie* paradox ausnimmt: die Existenz und die Produktion einer im deutschsprachigen Raum als Orchideenfach verfassten und innerhalb der Neueren deutschen Literaturwissenschaft gemeinhin geringgeschätzten Buchwissenschaft. Mit deren Forschungsergebnissen hätte man sich wohl oder übel auseinanderzusetzen, wenn man sich der Frage des Buchs zuwenden will. Und es ist zuzugestehen, dass dies ein undankbares, sperriges Geschäft darstellen würde, denn dieses Fach ist schon seiner minimalen Größe halber kaum in der Lage, sich auf literaturwissenschaftlichen Theoretisierungsbedarf einzustellen. Zusammengekommen hat man es also in der Neueren deutschen Philologie mit einer gut etablierten Vermeidungspraxis zu tun. Und noch die jüngste kulturwissenschaftliche Wende zu Methoden der Dingforschung bringt zwar allerhand Buntes zu Tage – an Stelle aber desjenigen Dings, mit dem es Literatur bis dato primär zu tun hat, an Stelle des Buchs also, mit dem sich eher noch die Ethnologie⁹ als die Literaturwissenschaft zu befassen weiß.

Selbstverständlich – nämlich von der disziplinären Dogmatik her – wird der von Jochum diagnostizierte Hiat zwischen Text- und Buchgestalt im Rahmen der Literaturwissenschaft sinnvoll nur von der Seite des Texts und des Textbegriffs her anzugehen, zu untersuchen und zu überbrücken sein. Seit wenigen Jahren gibt es Versuche, hierfür die Mittel der von Gérard Genette vorgeschlagenen Paratextanalyse zu nutzen. Das liegt insofern nahe, als Genettes strukturalistisch-hermeneutischer Ansatz die funktionale Frage nach jenen Momenten formulierbar werden lässt, die einen »Text« als solchen allererst »präsentieren: ihn *présent* [...] machen [...] und damit seine »Rezeption« und seinen Konsum in, zumindest heutzutage, der Gestalt eines Buches [...] ermöglichen.«¹⁰ Genettes Konzept hat in der Literaturwissenschaft große, aber oberflächliche Aufmerksamkeit erfahren. Sieht man genau hin, ist sie nämlich nicht mit einem strukturellen Erfolg seiner Konzeption verbunden, sondern von Halbherzigkeit geprägt. Und das, obwohl sie der Autor aus genuin literaturwissenschaftlichen – narratologischen und genretheoretischen – Forschungen heraus entwickelt hat. Mittlerweile lässt sich diagnostizieren, dass man dieser Konzeption, wohl weil man ihr irrtümlich eine Nähe zur Dekonstruktion (und damit zu deren dogmatischer Energie) zuschreibt, lieber leise *adé* sagt. In Anbetracht dessen erscheint eine dezidierte Ablehnung des Genette'schen Vorschlags, wie sie schon in einer unmittelbar auf die Publikation von *Seuils* reagierenden Rezension erfolgt ist, eigentlich sympathischer: Alles was Genette unter dem Begriff Paratext behandle – »choice of editors, titles, the *prière d'insérer*, dedications, epigraphs, prefaces, notes, etc., etc.« –, rechne doch immer schon unter die Gegenstände der Literaturwissenschaft; insofern handle es sich beim Paratext-

⁹ Harbsmeier, Michael: »Buch, Magie und koloniale Situation. Zur Anthropologie von Buch und Schrift«. In: Ganz, Peter (Hg.): *Das Buch als magisches und als Repräsentationsobjekt*. Wiesbaden 1992, S. 3–24.

¹⁰ Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, übers. v. Dieter Hornig. Frankfurt a.M./New York 1989, S. 9.

begriff um eine unsinnige, daher hoffentlich bald wieder vergessene Katachrese.¹¹ Man sollte konzedieren, dass das begriffsökonomische Kriterium im Diskurs der Dogmatik ein durchaus unverächtliches Argument darstellt. Und ähnlich erfreulich frei heraus dogmatisch hat man auch auf jüngere Vorschläge reagiert, von Genettes Para-, genauer: von seiner Peritextkonzeption her einen literaturwissenschaftlichen Buchbegriff zu entwickeln. Wobei das Argument in diesem Fall bemerkenswerterweise ohne jeden materialen Gegenstandsbezug auskommt.¹² Der Einwand gilt einer paratextualitätstheoretischen Reformulierung des Typographiebegriffs. Den gebe es doch bereits mitsamt einem unter ihm extrem ausdifferenzierten Spezialdiskurs.¹³ Und wie ließe sich dies bestreiten? An dieser Stelle muss man sich wohl zwischen dogmatisierenden Stilen entscheiden, und auch die Diskussion einer solchen Entscheidung sollte zum literaturwissenschaftlichen Programm rechnen: Primat der Klassifikation oder des Problembezugs? Dass er von letzterem ausgeht, darin dürfte der Vorteil von Genettes Ansatz liegen. Um aber zu erkennen, um welches Problem es sich überhaupt handelt, wäre Uwe Jochums »Textgestalt und Buchgestalt« zur Kenntnis zu nehmen: »Die Bibliographie macht [...] mit einem Gemeinplatz der ästhetischen Theorie ernst: daß Form und Inhalt sich gegenseitig bedingen.«¹⁴

¹¹ Thiher, Allen: »Rezension: Genette, Gérard: *Seuils*, Paris: Seuils 1987«. In: *L'esprit créateur* 27,3 (Herbst 1987), S. 100.

¹² Rockenberger, Annika/Röcken, Per: »Typographie als Paratext? Anmerkungen zu einer terminologischen Konfusion«. In: *Poetica* 41 (2009), S. 293–330.

¹³ Zu dem dann wohl – mit seinem zweifelhaften disziplinären Status – auch die zwischenzeitlich entstandene große Arbeit zur Typographie zu rechnen wäre: Wehde, Susanne: *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*, Tübingen 2000; das hieße aber als Jochums Einsatz vergleichbar solitäre, für die literaturwissenschaftliche Forschung abseitige Spezialleistung.

¹⁴ Jochum: »Textgestalt und Buchgestalt« (wie Anm. 5), S. 21.

Sprache plus X: Ein linguistischer Antwortversuch¹

Standortsuche Germanistik: Sollte sich die Germanistik angesichts der zahlreichen kulturwissenschaftlichen Wenden auf ihren ›Kern‹ besinnen, um die Auflösung ihrer Disziplin zu vermeiden? Diese Frage, die von den Herausgebern des Heftes aufgeworfen wird, ist aus linguistischer Sicht eng mit der Frage verbunden, wie Sprache als Forschungsgegenstand konzeptualisiert wird: Die Vorstellung eines disziplinären Kerns, zu dem es möglicherweise zurückzukehren gilt, lässt auf das metaphorische Konzept einer Disziplin als ›Container‹ schließen, als geschlossene Entität, die von außen durch ›schädliche Eindringlinge‹ (die Turns) bedroht wird und sich derer erwehren muss, um sich ihre ›Kernidentität‹ zu bewahren. Dieses Konzept lässt unserer Meinung nach auch den Gegenstand der Disziplin, die Sprache in allen ihren Facetten, nicht unberührt, die so ebenfalls im Lichte des Container-Konzeptes erscheint. Einen solchen Mechanismus der Übertragung der Metasprache auf das Untersuchungsobjekt hat z.B. Reinhard Fiehler bei der linguistischen Untersuchung mündlichsprachlicher Phänomene mithilfe schriftsprachlicher Kategorien nachgezeichnet und kritisiert (Fiehler 2000). Analog dazu ist – mit Blick auf die Turn-Debatte – die Übertragung der Container-Metapher auf den Gegenstand Sprache problematisch: Wie reden wir über Sprache oder wie wollen wir über Sprache sprechen? Hier hat sich, ausgehend von der Metaphernforschung, besonders im Sprachkritik- und populären Sprachverfallsdiskurs etwa mit Blick auf Anglizismen gezeigt, dass die Container-Metapher ein starres Bild von Sprache zeichnet, welches beispielsweise Phänomene des Sprachwandels unterschlägt (z.B. Lakoff/Johnson 2007, S. 18 ff.; Spitzmüller 2005, S. 244 ff.; Niehr 2009).

Hinzu kommt ein gegenstandsbezogener Aspekt: Was wollen wir an der Sprache untersuchen? Wenn die Betrachtung und Analyse sprachlicher Phänomene nicht nur bezogen auf das Sprachsystem erfolgen soll, sondern auch Sprache *als Handeln* in einen pragmatisch ausgerichteten Zusammenhang stellt, dann haben wir es nicht mit einer reinen, ›unkontaminierten‹ Sprache an sich zu tun. Dann gestaltet sich die Wissenschaft von der Sprache immer schon als Nachdenken über *Sprache plus X*, über Sprache in ihren Verbindungen zu anderen Größen, etwa als Sprache und Medium, Sprache und Kognition, Sprache und Raum, Sprache und Geste, Sprache und Bild oder Sprache und Kultur. Darüber geht jedoch nicht der

¹ Mit diesem Antwortversuch wird nicht die Einheit des Faches Germanistik in Frage gestellt, sondern lediglich aus praktischen Gründen ein einzelner Aspekt beleuchtet.

Gegenstand Sprache verloren, wie vielleicht befürchtet werden könnte; vielmehr bereichert sich unser Blick auf Sprache im Kontext. Agieren mit Sprache wird z.B. in Beziehung gesetzt zu Mentalität, Medialität und Materialität. Sprachliche Interaktion in der Welt wird in Relation untersucht zu para- und nonverbalem Verhalten, redebegleitenden Gesten, Bewegungen im Raum, zu einem sozialen, kulturellen und historischen Kontext (Hausendorf/Mondada/Schmitt 2012; Buss/Habscheid/Jautz/Liedtke/Schneider 2009; Jäger/Linz 2004). Diese Betrachtung von Kontexten ist Bedingung der Möglichkeit, den Forschungsgegenstand Sprache adäquat zu beschreiben. Dabei wird die zentrale Rolle der Sprache (gesprochen, geschrieben, gebärdet) als Erkenntnismittel, als Zugangsmöglichkeit zu einem Selbst- und Welt-erkennen nicht in Frage gestellt.

In das Zusammenspiel von *Sprache plus X* sind auch die unterschiedlichen Turnbehauptungen einzuordnen. Ausgehend von der Annahme, dass der Iconic bzw. Pictorial Turn eine der folgenreichsten kulturwissenschaftlichen Wenden ist und dass »kaum etwas die kulturellen Wandlungsprozesse rezenter Mediengesellschaften augenfälliger zu kennzeichnen [scheint] als jener Prozeß, in dem sich die Kommunikationsverhältnisse fortschreitend *visualisieren*« (Jäger 2006, S. 3, Hervorhebung im Original), betrachten wir exemplarisch den Fall von Sprache und Bild. Die konstatierte »diffuse[] Allgegenwart« (Boehm 1994, S. 11) und zunehmende Relevanz von Bildern in diversen kulturellen Kontexten wäre nach der oben skizzierten Konzeption eine potenzielle Bedrohung der Germanistik.

1 Sprache und Bild: Der Iconic/Pictorial Turn und die Folgen

Obwohl Gottfried Boehm die »Wende zum Bild« als »Konsequenz der Wende zur Sprache« (Boehm 2007, S. 29) versteht, bestreitet nicht einmal er als Ausrufer des Iconic Turns die Existenzberechtigung von Sprache und Erkenntnis durch Sprache. »Die Rede vom Ikonischen meint nie, dass es sich der Sprache *entzieht*, sie meint vielmehr, dass eine *Differenz* gegenüber der Sprache ins Spiel kommt.« (Boehm 2007, S. 31, Hervorhebung im Original) Als Antwort auf die Frage nach den Erkenntnismöglichkeiten des Bildes haben sich in der Linguistik in neuerer Zeit verschiedene Forschungsrichtungen und Diskurse herausgebildet. Erstens führt die Einsicht in die Interdependenz von Sprache und Bild zu dem Postulat einer Bild-linguistik, die mit Theorien, Methoden und Konzepten der Linguistik die Beziehungen zwischen den Medien Sprache und Bild betrachten will (Diekmannshenke/Klemm/Stöckl 2011). Zweitens wird die Bildhaftigkeit und äußere Gestalt von Sprache in Form des Schriftbildes zum Thema. Typographie wird mit Praktiken der Bedeutungszuschreibung in Verbindung gebracht und so mit den Mitteln der Semiotik zum Gegenstand der Linguistik (Spitzmüller 2009). Drittens führt die Erkenntnis, dass Sprache nicht isoliert wahrgenommen und analysiert werden kann, vielmehr stets im Verbund mit anderen Medien steht, zu einem Ansatz der Multimodalität und Multimedialität, etwa in der Einbeziehung von Bild oder Ton angesichts der multimedialen Verfasstheit unserer Welt (Holly 2009; Schneider/Stöckl 2011).

Denn Sprache ohne Bilder zu betrachten, sich somit ausschließlich auf Sprache als vermeintlichen linguistischen ›Kern‹ zu beschränken, hieße, mediale Kommunikate mit Scheuklappen zu betrachten und wichtige Aspekte ihrer tatsächlichen Eingebundenheit in konkrete Handlungskontexte zu ignorieren: Im Alltag, sei es in der Werbung, in journalistischen und wissenschaftlichen Publikationen, Schulbüchern und den Neuen Medien, begegnet uns Sprache in den seltensten Fällen unbegleitet von Bildern und noch seltener nonvisuell. Typographie und Textgestaltung ebenso wie Gestik und Mimik aus der Sprachbetrachtung auszublenden, hieße, wichtige Parameter von – auch literarischen – Texten und menschlicher Kommunikation aus einem willkürlich konstruierten Container ›Sprache‹ auszusperren.

2 Germanistik als neuronales Netzwerk

Wir möchten daher vorschlagen, die Germanistik eben nicht als verteidigungs- und vor äußeren (Turn-)Einflüssen schutzbedürftigen Container anzusehen, sondern vielmehr als eine Art neuronales Netzwerk zu denken: Ebenso wie ein neuronales Netzwerk durch zu integrierende neue und auch widersprüchliche Informationen nicht zerfällt, zerfasert oder sich auflöst, sondern durch hinzukommende synaptische Verknüpfungen insgesamt gestärkt wird, kann auch die Germanistik aus den Turns nur Bereicherung erfahren. Die Aufgabe der Disziplin wäre dann weniger in der Rückbesinnung auf Zentrales als vielmehr im Ausbau dezentraler Synapsen und der Integration neuer Inhalte durch Assimilation und Akkomodation zu sehen. Die durch Ausbildung von Verknüpfungen zwischen Altem und Neuem, etwa von traditionellen germanistischen Gegenständen mit neuen Methoden oder von neuen Gegenständen mit traditionellen germanistischen Methoden entstehenden neuen Anwendungsfelder und Perspektiven können nur zur Stärkung des Netzwerks ›Germanistik‹ beitragen.

Wie eng Linguistik und Literaturwissenschaft in diesem Netzwerk zusammenhängen – ob also in einem Verhältnis der Intra- oder der Interdisziplinarität –, ist ebenfalls eine Frage der Verknüpfung: Wo finden sich Gemeinsamkeiten und Überschneidungen, welche ›Synapsen‹ lassen sich bilden, um voneinander zu profitieren und zum Beispiel auch Studierenden der Lehramtsstudiengänge eine Orientierung innerhalb der Disziplin zu erleichtern?

In diesem metaphorischen Feld ließe sich so auch für den Pictorial bzw. Iconic Turn feststellen, dass die durch ihn angestoßene Beschäftigung mit Bildern und Bild-Text-Relationen in der Linguistik nicht nur ihr disziplinäres Netzwerk erweitert, sondern auch die Konzeption ihres originären Gegenstands ›Sprache‹ durch Ausdifferenzierung *nach innen* verfeinern kann. So schärft die Beschäftigung mit einer neben der im Deutschunterricht zu vermittelnden Textkompetenz zunehmend wichtigen Bildkompetenz (vgl. Sachs-Hombach 2003; Elkins 2008) nicht nur den Blick auf bildliche, sondern über die »ikonische Differenz« im boehmschen Sinn (Boehm 1994, S. 29) auch auf sprachliche Zeichen.

3 Brauchen wir eine germanistische Wende?

Wenn man also weder die Disziplin Germanistik noch ihren Gegenstand als Container, sondern als Netzwerk begreift, spricht aus unserer Sicht einiges gegen die Zustandsbeschreibung einer Bedrohung der Germanistik sowie gegen die Behauptung der Notwendigkeit einer germanistischen Wende im Sinne einer Rückbesinnung auf einen disziplinären ›Kern‹. Darüber hinaus ist die Germanistik kein ›Opfer‹ verschiedener Turns, die sie ihrer ›eigentlichen‹ Aufgaben entfremden, sondern zählt ebenso zu den ›Turntättern‹: Ausgangspunkt aller Wenden war die Erfolgsgeschichte des Linguistic Turns, der Export linguistisch-sprachphilosophischen Gedankenguts in entlegenste Gebiete der Wissenschaftslandschaft, an dem sich alle folgenden Turns abarbeiteten. Auch beispielsweise der für die Genderstudies, Theater- und Kulturwissenschaften produktive Performative Turn nahm seinen Anfang in der Sprache, in Austins Sprechakttheorie (Bachmann-Medick 2006, S. 104 ff.).

So lässt sich ketzerisch fragen: eine germanistische Wende wohin? Eine mögliche germanistische Wende sollte unserer Meinung nach nicht einer Disziplinenrückbesinnung dienen, sondern – so wie etwa der Iconic Turn – die Öffnung der Einzelwissenschaften herbeiführen und so übergreifende Fragestellungen ermöglichen.

Um mit Werner Holly zu schließen: »Manche Wissenschaftler haben ihren Gegenstand am liebsten pur. Damit man ihn sorgfältig studieren kann, wird er freigelegt, herauspräpariert, von allem störenden Drumherum befreit, haltbar gemacht, zur besseren Betrachtung aufbereitet und fixiert. Für einen Sprachwissenschaftler, der ungestört vorgehen will, heißt das, er will ›Sprache pur‹.« (Holly 2009, S. 389) Gesteht man aber ein, dass Sprache in menschlicher Kommunikation nie *Sprache pur*, sondern immer schon *Sprache plus X* ist, dann sollte diese Offenheit für X die Germanistik nicht in eine Identitätskrise führen, sondern eher ihre Daseinsberechtigung auch in solchen Forschungsfeldern bestätigen, die nicht zum traditionellen ›Kerngeschäft‹ gehören.

Literatur

- Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg 2006.
- Boehm, Gottfried: »Die Wiederkehr der Bilder«. In: Gottfried Böhm (Hg.): *Was ist ein Bild?* München 1994, S. 11–38.
- Boehm, Gottfried: »Iconic Turn. Ein Brief«. In: Hans Belting (Hg.): *Bilderfragen. Die Bildwissenschaften im Aufbruch*. München 2007, S. 27–36.
- Buss, Mareike/Habscheid, Stephan/Jautz, Sabine/Liedtke, Frank/Schneider, Jan Georg (Hg.): *Theatralität des sprachlichen Handelns. Eine Metaphorik zwischen Linguistik und Kulturwissenschaften*. Paderborn/München 2009.
- Diekmannshenke, Hajo/Klemm, Michael/Stöckl, Hartmut (Hg.): *Bildlinguistik. Theorie – Methoden – Fallbeispiele*. Berlin 2011.
- Elkins, James (Hg.): *Visual Literacy*. New York/London 2008.
- Fiehler, Reinhard: »Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache«. In: *Sprache und Literatur* 85 (2000), S. 23–42.

- Hausendorf, Heiko/Mondada, Lorenza/Schmitt, Reinhold (Hg.): *Raum als interaktive Ressource*. Tübingen 2012.
- Holly, Werner: »Der Wort-Bild-Reißverschluss. Über die performative Dynamik audiovisueller Transkriptivität«. In: Angelika Linke/Helmuth Feilke (Hg.): *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. Tübingen 2009, S. 389–406.
- Jäger, Ludwig: »Bild/Sprachlichkeit. Zur Audiovisualität des menschlichen Sprachvermögens«. In: *Sprache und Literatur* 98 (2006), S. 2–24.
- Jäger, Ludwig/Linz, Erika (Hg.): *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition*. München 2004.
- Lakoff, George/Johnson, Mark: *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. 5. Aufl. Heidelberg 2007.
- Niehr, Thomas: »Frakturschrift und Purismus – eine unheilige Allianz. Die Re-Ideologisierung von Schriftarten im 21. Jahrhundert«. In: Elisabeth Birk/Jan Georg Schneider (Hg.): *Philosophie der Schrift*. Tübingen 2009, S. 183–201.
- Sachs-Hombach, Klaus (Hg.): *Was ist Bildkompetenz? Studien zur Bildwissenschaft*. Wiesbaden 2003.
- Schneider, Jan Georg/Stöckl, Hartmut (Hg.): *Medientheorien und Multimodalität. Ein TV-Werbespot – Sieben methodische Beschreibungsansätze*. Köln 2011.
- Spitzmüller, Jürgen: *Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption*. Berlin/New York 2005.
- Spitzmüller, Jürgen: »Typographisches Wissen. Die Oberfläche als semiotische Ressource«. In: Angelika Linke/Helmuth Feilke (Hg.): *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. Tübingen 2009, S. 459–486.

Kultivierung der Ränder

Germanistische Einführungsveranstaltungen, nein, nicht in die einzelnen Fachbereiche, sondern in die Germanistik als Disziplin, was es an wenigen Universitäten gibt und was, z. B. an der Universität Innsbruck, in nur einer Semesterwochenstunde geleistet werden soll, bringen immer wieder ein Problem ans Tageslicht: Die Studierenden können mit dem Begriff Germanistik wenig anfangen. Literaturwissenschaft, Linguistik und Mediävistik ja, aber Germanistik? Fehlanzeige. Was die Teildisziplinen so sehr verbindet, dass es gerechtfertigt ist, von einer Disziplin zu sprechen, ist selbst jenen, die sich für dieses Fach entscheiden, nur schwer vermittelbar und die Frage, weshalb man das eine braucht, wenn einen doch eigentlich das andere interessiert, wird häufig gestellt. Zugegeben handelt es sich dabei nicht nur um ein germanistisches Problem. In Österreich müssen angehende Zahnärzte genauso in den Sezierraum wie angehende Chirurgen, was auch nicht jedem unbedingt logisch erscheint.

Die Krise wird schon so lange polemisch herbeigeredet, dass man den Überblick verliert, in welcher Krise respektive in welchem Krisenstadium wir uns aktuell befinden. Der Bamberger Sprachwissenschaftler Helmut Glück warnt in der FAZ vor der Verflüchtigung des Faches »in interdisziplinären und transkulturellen Wolken«¹, Hans Jochen Schiewer schürt die Angst vor einem germanistischen »Gemischtwarenland«². Gert Ueding fordert hingegen die Aufgabe der traditionellen Dreiteilung und einen »Umbau der Germanistik in ein modernes Studienfach« mit »europäischer Gesinnung«³. Das war übrigens 1990 und schon damals ein alter Hut. Die Germanistik, so bekommt man als junge Germanistin, die ihren Studierenden die Geschichte des Faches näherbringen will und muss, den Eindruck, ist ein ausgewachsener Hypochonder. Sie beschwert sich in einem fort, liegt seit den 1960ern permanent auf dem Sterbebett und kann sich trotzdem nicht über mangelnden Nachwuchs beklagen. Aber um zur ursprünglichen Frage zurückzukommen: Braucht es also eine Rückbesinnung auf die alten Kerngebiete? Mehr Goethe und weniger postmodernen Firlefanz? Wenn schon die Kohärenz dieses germanistischen Kerns zur Disposition steht, was passiert dann erst, wenn die Ränder

¹ Glück, Helmut: »Immer geringere Anforderungen«. In: FAZ (25.10.2012), S. 8.

² Wiarda, Jan Martin: »Jedem Trend auf der Spur«. In: *Die Zeit* (06.05.2010), S. 81–82.

³ Ueding, Gert: »Deutsch mit europäischer Gesinnung«. In: *Die Welt* (07.08.1990), o. S. (zitiert nach dem Innsbrucker Zeitungsarchiv).

sich in postmodernen Verflechtungen verlieren und Forschungsbereiche bearbeitet werden, die sich nur schwerlich als spezifisch germanistische Fragestellungen darstellen? Die Antwort ist: Nichts. Die Germanistik wird nicht untergehen, im Gegenteil, sie bleibt vital. Die Germanistik ist eine der letzten großen Universalwissenschaften und gerade darin besteht auch ihre Stärke. Die letzten Jahrzehnte haben gezeigt, dass interdisziplinäre Fragestellungen und Theoriemodelle in ihrem Wert nicht zu überschätzende Impulsgeber für alle unter dem Dach der Geisteswissenschaft versammelten Fächer sind. Foucault, Butler und Bourdieu haben die Germanistik mehr befruchtet als so manches germanistische Standardwerk oder ein weiterer Aufsatz zum *Faust*. Braucht das Fach eine Wende? Ja. Und nicht nur eine. Ein Fach, das sich mit Sprache und Kultur auseinandersetzt, muss in Bewegung bleiben und kann sich nicht verzweifelt an Althergebrachtes klammern und die Augen vor dem verschließen, was deutschsprachige Literatur und Kultur heute verändert und ausmacht. Das sind nun mal transkulturelle Phänomene, neue Technologien, Medien, Varietäten usw., Veränderungen also, die nur interdisziplinär erfasst werden können. Das starre Raster der Disziplinen verträgt sich mit dem wissenschaftlichen Arbeitsalltag ohnehin schlecht. Das war auch schon früher so. Vielmehr sollte der interdisziplinäre Blick über den Tellerrand eines unzeitgemäßen Traditionalismus hinaus endlich als konstituierendes Element der Germanistik betrachtet und begrüßt werden. Kein Mensch käme heute auf die Idee, die deutschsprachige Literatur des 18. Jahrhunderts interpretieren zu können, ohne die Einflüsse der französischen zu berücksichtigen. Kein Mediävist kann seine Augen vor historischen und soziologischen Fragestellungen verschließen. Und ebenso wenig kann heute Germanistik betrieben werden, ohne auf jene Einflüsse Rücksicht zu nehmen, die unser zentrales Forschungsmaterial, die deutsche Sprache und was damit passiert, bestimmen. Anstatt einem in jeder Hinsicht beschränkenden Revisionismus zu verfallen ist vielmehr eine sparsamere Verwendung des Begriffes »interdisziplinär« angeraten. Die Germanistik ist eine Kulturwissenschaft, was denn sonst? Soziologische, politische, historische, philosophische Perspektiven auf Literatur und Sprache bilden den Kern des Faches und sollten gar nicht erst als interdisziplinär bezeichnet werden. Keine Rückbesinnung auf die traditionellen Säulen Mediävistik, Linguistik und Neuere Deutsche Literatur, sondern eine Benennung des Ist-Zustandes sollte auf der Tagesordnung stehen, denn die Germanistik hat sich weiterentwickelt und sucht sich automatisch jene Themen, die in Zukunft von Belang sein werden oder es schon lange sind. Nichts zeigt das Unzeitgemäße dieser strukturellen Trias besser, als die hartnäckige Abwehr gegen ein Medium, das seinerseits schon über 100 Jahre auf dem Buckel hat: den Film. Schon längst beschäftigen sich Germanisten mit Filmen, schreiben Aufsätze, binden sie in ihre Lehre ein und trotzdem gibt es keine germanistische Filmanalyse, die diesen Namen verdient und der Akzeptanz im germanistischen Lehr- und Forschungskanon entgegengebracht wird, ganz zu schweigen vom Medium Fernsehen, dem noch stärker als dem Film der Geschmack des Trivialen anhaftet. Ein so entscheidendes Leitmedium nicht in die Systematik des Faches aufzunehmen, mutet fast schon fahrlässig an und erscheint symptomatisch. In ökonomisch prekären Zeiten,

in denen jede Wissenschaft um ihre universitäre Existenzberechtigung kämpft, ist eine strukturelle Reform unumgänglich. Dabei stellen sich zwei Optionen: Die eine besteht im Abgehen vom bisherigen 3-Säulen-System, die mit einer Vernetzung der unterschiedlichen Philologien einhergeht: Linguistik zur Linguistik, Literaturwissenschaft zu den Literaturwissenschaften usw. Dafür spricht, dass sich schon im Institutsalltag eine Entfremdung zeigt, die sich wissenschaftlich kaum überbrücken lässt. Doch davon abgesehen, dass es sich dabei um eine umfassende, weit über die Germanistik hinausgehende Reform der geisteswissenschaftlichen Taxonomie an sich handeln würde, die zum jetzigen Zeitpunkt kaum vorstellbar ist, birgt sie die Gefahr der Zersplitterung und des Bedeutungsverlusts der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, ein Prozess, der sich trotz der größten Anzahl an SprecherInnen im europäischen Raum schon seit längerem ohnehin abzeichnet. Bleibt Variante 2, die im Grunde nur das systematisch abbilden und strukturell legitimieren soll, was ohnehin schon lange im Gange ist: Die Erweiterung der traditionellen Trias und die Öffnung der Germanistik für neue Medien. Hier ist vor allem die Neuere Deutsche Literaturwissenschaft gefragt, die Linguistik hat dieses Problem schon rein nominell weniger. Das Problem der Germanistik ist nicht die prinzipielle Unvereinbarkeit seiner Teildisziplinen, sondern die Kommunikation nach außen. Die Germanistik muss sich wieder stärker in den öffentlichen Diskurs einbringen, zu aktuellen Themen Stellung nehmen, sonst erübrigt sie sich irgendwann. Die Diskussion, ob in Zukunft Interdisziplinarität oder traditionelle Germanistik forciert werden soll, ist müßig, beides schließt sich nämlich nicht aus. Sich gerade in einer Zeit auf die alten Kerngebiete der Germanistik zurückziehen zu wollen, in der die deutsche Sprache und ihr mediales System durch Phänomene wie das Internet, Social Media, Migration und Globalisierung in einen enormen gesellschaftspolitischen Wandel involviert ist, wäre ein fatales Signal des Rückzugs. Seit der universitären Institutionalisierung im 19. Jahrhundert hat das Fach sein relationales System beständig adaptiert, um seine Stellung im Wissenschaftsgefüge halten zu können, sei es über die Verankerung und Aufwertung der Linguistik in den 1960er Jahren oder die Öffnung für kulturwissenschaftliche Fragestellungen. Nicht mehr die deutsche Sprache und Literatur, sollte fortan als identitätsstiftendes Zentrum fungieren, sondern die deutsche Sprache und Medien. Die Kerngebiete der Germanistik wurden immer gepflegt, jetzt heißt es die Ränder zu kultivieren.

Mediävistische Mediologie

Wie bei allen anderen *turns* hat auch die Rede vom *medial turn* eine sowohl diagnostische wie prognostische, deskriptive wie prophetische Dimension: Mit dieser Etikettierung sollen jüngere Entwicklungen im Sinne einer Paradigmabildung bezeichnet werden, von der man suggeriert, sie sei schon eingetreten oder zeichne sich ab, die man aber genau damit auch zu beeinflussen sucht. Die faktische Reichweite der *turns* ist oft geringer als die der auf sie bezogenen Geltungsbehauptungen. So auch in diesem Fall. Was verschiedene Disziplinen unter *medial turn* verstehen, ist sehr unterschiedlich, aber verbunden dadurch, dass zusammen mit der Verheißung, elementare Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation zu thematisieren, auch Grenzen des je eigenen Gegenstandsbereichs überschritten und disziplinäre Geltungsansprüche ausgedehnt werden können. In diesem Sinne versucht die Philosophie im Blick auf Medien eine zu starke Sprachorientierung zu überwinden, die Geschichtswissenschaft verschiedenartige Quellenbestände zu integrieren und die Kunstwissenschaft anhand der Materialität der behandelten Objekte den Anschluss an andere mit Kommunikation befasste Kulturwissenschaften herzustellen. Das gilt auch für die Literaturwissenschaft. Sie kann, soweit sie nicht einfach Literatur als Medium bezeichnet, durch ein Aufgreifen medientheoretischer Fragen einerseits die Hoffnung hegen, neue Blicke auf Texte und auf deren Rolle in größeren mediengeschichtlichen Zusammenhängen zu entwickeln, ist andererseits mit der Sorge konfrontiert, ihres ureigenen Gegenstandes verlustig zu gehen.

Für die germanistische Mediävistik stellt sich die Situation insofern etwas anders dar, als für sie aufgrund der über die Jahre gewachsenen Beschäftigung mit Fragen der Textualität, der Visualität und der Performativität der *medial turn* sich gewissermaßen schleichend vollzog, der methodisch-theoretischen Fundierung allerdings entbehrte. Als man vor etwa 20 Jahren begann, sich verstärkt mediengeschichtlichen Fragen zuzuwenden, geschah dies im Bewusstsein einer zunehmend als medialisiert erfahrenen Gegenwart, die einen anderen Blick auf die Vergangenheit stimulierte: diese nämlich als eigentümlichen Wiedergänger erscheinen ließ, dessen spezifische Arten der Sinnstiftung und -vermittlung noch oder wieder die Gegenwart betreffen. Unter Bezug auf Theorieansätze, die das Feld menschlicher Kulturtechniken (Leroi-Gourhan), das Verhältnis von Oralität und Literalität (Ong), die Materialität der Kommunikation (Gumbrecht/Pfeiffer) oder die Sinnoperationen sozialer Systeme (Luhmann) konfigurierten, schien zweierlei möglich: einerseits die mediävistisch in Gang gekommene Diskussion der multisensoriellen

Wahrnehmung, des Körpers und der Memoria, der Repräsentation und der symbolischen Kommunikation in einen weiteren Kontext zu stellen und systematisch wie theoretisch anschlussfähig zu beschreiben; andererseits eben diese Beschreibung als eine für das Verstehen des medialen Haushalts der späten oder postindustriellen Moderne wesentliche zu erweisen. So entstand eine wissenschaftsgeschichtlich besondere Kombination: hier hermeneutische und semiotische Instrumentarien zur Erfassung der Alterität vergangener Sinnsysteme, dort posthermeneutische mediengeschichtliche Globalmodelle (McLuhan, Innis, Kittler, Flusser, Virilio) zur Annäherung an die Materialität der Geschichte.

Das Ergebnis war ein intensiviertes Gespräch der germanistischen Mediävistik mit anderen mediävistischen Disziplinen wie der Geschichtswissenschaft, der Kunstwissenschaft oder der Theologie, aber auch ein schillerndes Verhältnis zwischen dem Verstehen der Gegenwart und dem der Vergangenheit. Dazu kamen die Mängel einer Pionierphase: Teilweise schien die Akzentsetzung vor allem in der Verwendung aktueller Medienterminologien zu bestehen. Oft wurden medientheoretische Grundannahmen mehr übernommen als kritisch befragt. So orientierte man sich an nachrichtentechnischen Kommunikationsmodellen, die, von der Trias Sender-Bote-Empfänger ausgehend, sowohl die Dynamiken der Kommunikation wie auch deren jeweilige kulturellen und historischen Bedingungen ausblenden. Oder man folgte einem universalgeschichtlichen anthropologischen Verständnis von Medien als *extensions of man*, Erweiterungen der Sinne, die sich gemäß einer evolutionären Stufenlogik unterschiedlicher Gedächtnistypen vollzogen: von den primären Medien, die auf den Körper bezogen sind und ohne technische Hilfsmittel auskommen (*brain memory*), über die sekundären, die den Körper erweitern und auf Produzentenseite technische Hilfsmittel voraussetzen (*script memory*), zu den tertiären, die von Produzenten wie Rezipienten den Einsatz von Technik erfordern, und schließlich den quartären, die mit den Prinzipien von Digitalisierung und Vernetzung eine Sender und Empfänger neu konfigurierende hybride Integration aller anderen Medien ermöglichen.

Der genauere Blick hat gezeigt: So wie generell jüngere Medien ältere nicht einfach ablösen, sondern vor allem verändern (und beobachtbar machen), so ist auch auf das Mittelalter bezogen kein glatter Übergang vom körpergebundenen zum schriftgestützten Gedächtnis zu erkennen. Die Zunahme pragmatischer Schriftlichkeit seit dem 12. Jahrhundert führt weder zu einer Abnahme von Mündlichkeit noch zu einer Verminderung der Aura der Schrift. Sie führt weder zu einer Konkurrenz der ›Künste‹ des Wortes und des Bildes noch zu einer Verdrängung des Körpers aus dem Kommunikationsprozess. Vielmehr kommt es zu Effizienz- und Komplexitätssteigerungen. Die Schrift ermöglicht Disziplinierung, Vereinheitlichung und Verstetigung, eröffnet aber auch der Inszenierung von Mündlichkeit oder dem Ineinander von Aura und Semiose, von Präsenz und Reflexion neue Geltungsdimensionen; zudem steht sie mit visuellen Formen in einem vielfältigen Beziehungsgeflecht.

Es bietet sich insofern an, die elementaren Medien- und Gedächtnistypen weniger als schlichte Abfolge denn als funktionale Möglichkeiten zu begreifen, die sich

in verschiedenen Gesellschaften zu verschiedenen Zeitpunkten in verschiedenen Gemengelagen manifestieren. Auf diese Weise lässt es sich vermeiden, die Vormoderne im Sinne einer Vor- oder auch Gegengeschichte von der medialen Folie der Neuzeit oder Moderne her zu konstruieren. Indem man makrohistorische Annahmen über lineare oder nicht-lineare historische Prozesse forschungspragmatisch einstweilen einklammert und sich auf kleinere, überschaubare Einheiten konzentriert, sind präzisere Analysen möglich, die nicht nach dem Wesen ›des‹ Mediums fragen und den Blick nicht so sehr auf einzelne Medien, sondern auf Vermittlungsprozesse und ihre Dynamiken richten, auf die Bedingungen, unter denen etwas als Medium fungiert oder erscheint. Es muss sich dabei nicht nur um Ursprungsszenarien handeln. Vielmehr können gerade auch solche Situationen von Interesse sein, in denen vorhandene Mittel aufgegriffen und in ein neues Licht gerückt, variiert und transformiert, institutionalisiert, konventionalisiert und reflektiert werden.

Geht man davon aus, Medien würden überhaupt erst im Gebrauch zu Medien, stellt sich die Frage, wie die intrinsische Logik medialer Formen und deren vielfältige Kontexte miteinander zu verbinden sind. Sie zu beantworten bedarf es der genauen Analyse dessen, was jeweils in und mit einer Form vorgeht, die in irgendeiner Weise Vermittlungsaufgaben wahrnimmt, also einer Analyse der Medialität der ›Medien‹. Diese Medialität steht immer in einer Spannung zwischen dem, was uns als mediale Form begegnet, und dem, was diese Form ihrerseits an medialen Formen, z. B. an Darstellungen kommunikativer Akte, enthält. Das macht es nötig, die ganze Palette an Prozessen der Kommunikation, Wahrnehmung und Imagination zu analysieren, über die ein Text auch mit bestimmten historischen Modellen des Medialen (etwa zeitgenössischen Theorien der Sprache und der Schrift, der Optik und der Akustik) verbunden ist, aber auch die verschiedenen Ebenen oder Beobachtungsordnungen des Gegenstands, von der materiellen bis hin zur reflexiven, zu berücksichtigen. Während die empirische, aber auch die frühe kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft einen Großteil ihrer Verheißung daraus bezog, dass sie die Determination von Sinn durch materielle Träger und Prozesse fokussierte, die ›unterhalb‹ der eigentlichen Bedeutungsvorgänge ablaufen, kommt es der historischen Medialitätsanalyse darauf an, den ganzen Reichtum an geschichtlichen Selbstbeschreibungen medialer Gegebenheiten überhaupt erst einmal zu erfassen. Anhand der Ostentationen, der Reflexionen und der Imaginationen des Medialen ist das Inventar an Erscheinungsformen zu rekonstruieren, das uns sehen lernt, dass auch Materialität nicht unabhängig von diskursiven Konstellationen existiert.

So gesehen steht ein tatsächlicher *medial turn* noch aus, wurde doch die methodologische Dimension der Frage nach historischer Medialität erst ansatzweise in den Blick genommen. Wenn manche neuere Arbeiten die Geschichte von Medialität mit einer Geschichte der technischen Kommunikationsmittel, Zeichensysteme oder Informationsträger identifizieren, scheinen sie zu suggerieren, es handle sich hierbei um einen neuen epistemischen Gegenstand wie etwa vor einiger Zeit Mentalitäten, Emotionen oder Ordnungen. Ich schlage hingegen vor, schon im Begriff der Medialität die Perspektive als mitthematisch zu begreifen, unter der etwas als medial zu betrachten ist. Wenn man danach fragt, was in welchen Situationen

unter welchen historischen Gegebenheiten als Medium fungieren kann und was die Stellen, Orte und Konstellationen sind, an denen Medialität beobachtbar wird, entscheidet man sich für eine bestimmte Einstellung und Sichtweise, ja eine methodische Prämisse: geschichtliche Phänomene in ihrer Konstitution und Wirkung, ihrem Werden und Sich-Verändern sowie ihre Bindung an die Materialitäten der Kommunikation und die Dynamiken sozialer Sinnerzeugung zu fokussieren.

Will man die Eigenarten der mittelalterlichen medialen Gegebenheiten präziser bestimmen, wird es nicht genügen, dieses oder jenes als Medium zu verstehen und hier und da an Medientheorien anzuknüpfen. Auch wird es nicht befriedigen, den Medienbegriff einfach auf Verhältnisse vor dem Zeitalter der Medien zu übertragen und so die Mediengeschichte um ihre unzureichend erkannte Vorgeschichte zu ergänzen. Vielmehr sind die historischen wie systemischen Bedingungen der Möglichkeit des Medialen zu untersuchen und dabei analytische Kernbegriffe wie historische Modelle zu differenzieren. Das kann es ermöglichen, z.B. die bekannten Figuren medialer Übergänge (von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit, von der Handschrift zum Buchdruck, von der körpernahen zur körperfernen Kommunikation) ihrerseits als Effekte diskursiver und epistemischer Konstellationen zu begreifen.

Ein konsequent historisch-mediologischer Ansatz ist ein perspektivischer. Er versteht Mediengeschichte als Wahl einer bestimmten Beobachterebene und Entscheidung für eine bestimmte Sichtweise. Sein Ziel ist es nicht, die Dominanz eines Paradigmas zu erreichen, vielmehr anhand einer Beobachtung prägnanter medialer Konstellationen und in kritischer Distanz ebenso zu globalhistorischen Mustern wie zu technologieorientierten oder quantifizierenden Vorgehensweisen einen analytischen wie systematischen Differenzierungsgewinn zu erzielen, zwischen den historischen Konstellationen und den aktuellen Methodologien zu vermitteln. Ein solcher Ansatz steht nicht in der Gefahr, die germanistische Mediävistik ihres Gegenstandes zu berauben. Er erlaubt vielmehr, diesen in anderer Weise zu fokussieren und in Zusammenhänge einzubetten und zugleich die hermeneutischen, semiotischen und performativen Operationen zu reflektieren, die dabei eine Rolle spielen.¹

¹ Ansätze zur Umsetzung dieses Programms unternimmt der Nationale Forschungsschwerpunkt *Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven*, situiert an der Universität Zürich; vgl. auch die zahlreichen Bände der gleichnamigen Reihe.

Philologie mit mehr Sprachigkeit

Aus heutiger Sicht ist es schon fast verblüffend, dass am Beginn der Abfolge von Turns, welche die Literaturwissenschaft in den letzten Jahrzehnten geprägt haben, ausgerechnet eine linguistische Wende gestanden hat. Denn die spezifisch *sprachliche* Form von Texten ist heute eher selten Mittelpunkt germanistischer literaturwissenschaftlicher Arbeiten. Das ist einerseits verständlich, denn New Criticism und Werkimmanenz, die in den Nachkriegsjahren die feinfühlig formale Textanalyse vorantrieben, taten dies vor allem mit dem Ziel, Literatur als Überwindung bloß historischer sozialgeschichtlicher Begleitumstände auszuweisen – und boten sich so als Gegenstand einer grundlegenden Ideologiekritik geradezu an. Paul de Man hat die Vorstellung, ein Text sei dazu in der Lage, sich von seiner darstellerischen Verbundenheit mit Formen der Realität abzulösen oder sich aus seinem kommunikativen Situationsbezug herauszuheben, später wirkmächtig dekonstruiert. Gerade de Man machte andererseits aber ebenfalls die vom genauen Textbefund ausgehende sprachliche Formanalyse zum Dreh- und Angelpunkt seiner Dekonstruktion. Ein Misstrauen gegenüber der Rhetorik der Paraphrase, wie es Cleanth Brooks Manifest des New Criticism, »The Heresy of Paraphrase« von 1949, umtrieb, dürfte bei de Mans Forderung nach einem »Return to Philology« von 1982 zumindest auch mit im Spiel gewesen sein: Wer para-phrasiert, so dachte man wohl, redet eben darum herum und läuft Gefahr, den Gegenstand des Interesses zu verstellen, anstatt ihn zugänglich zu machen.

Aktuell findet sich solche Skepsis kaum noch. Die Paraphrase ist zentrales Arbeitsmittel, aber zugleich, wie aktuelle Plagiats-Debatten zeigen, blinder Fleck des Fachs. Denn was eigene Worte sind, wenn man sich professionell mit fremden Texten auseinandersetzt, bleibt ebenso ungeklärt wie entscheidend für den Mehrwert literaturwissenschaftlicher Beiträge. Zwar ist klar, dass es einen signifikanten Unterschied zwischen der Paraphrase und ihrem Gegenstand geben muss, aber niemand weiß so genau, worin diese Signifikanz besteht und worauf sie zielt. Die aktuelle Blüte der Paraphrase dürfte dabei nicht zuletzt damit zu tun haben, dass die Überwindung der ästhetizistischen Tendenzen von New Criticism und Werkimmanenz und die Hinwendung zur Sozialgeschichte bzw. zur Kultur es notwendig machten, (literarischen) Text auf möglichst weit gefasste Kontexte zu beziehen – und diese dafür zuallererst mit eigenen Worten zu erschließen. Diese Ausweitung der Gegenstände von Literaturwissenschaft war notwendig, denn so konnte man dem Eindruck entgegenwirken, das Fach betreibe einen reinen Eskapismus. Für

das Streben nach gesellschaftlicher Relevanz schien die Paraphrase als Einsatzpunkt unhintergebar, die Berücksichtigung der sprachlichen Form hingegen nicht – und deshalb kommen sogar gewichtige Beiträge zur Lyrikgeschichte aus den letzten 30 Jahren ganz ohne Formanalyse aus.

Natürlich waren damit nie alle einverstanden, und nicht zuletzt darauf wird zurückzuführen sein, dass heute die Ansicht verbreitet ist, es gebe in der Literaturwissenschaft einen Gegensatz zwischen philologischen und kulturwissenschaftlichen Ansätzen – wobei den Philologen dann eine gewisse Materialverliebtheit vorgehalten wird, die sprachliche Form und textkritischen Befund einbegreift. Beide Gegensätze aber, sowohl der zwischen Formanalyse und Paraphrase als auch der zwischen Philologie und Kulturwissenschaft sind hinderlich, wenn es darum geht, Sinn und Zweck des Fachs zu bestimmen – und ja: auch seine gesellschaftliche Relevanz. Um dies zu sehen, muss man sich klarmachen, was einerseits die Rede von Kultur und andererseits die Berücksichtigung der sprachlichen Form von Texten jeweils leistet.

Wenn gefragt wird, was Kultur ist, wird in aller Regel mit Aufzählungen geantwortet: Sitten und Gebräuche, Verhaltensregeln und soziales Gedächtnis, Kunst und Populäres, Werte und cultural objects, usw. Ich möchte hier einen einfachen Vorschlag machen, der diese Form der Aufzählung vermeidet und zugleich erklärt, warum sie dennoch so plausibel ist. Kultur ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine Art Sammelbezeichnung für all jene Mechanismen, die für uns – sowohl als Gesellschaft als auch als Individuen – Signifikanz bereitstellen. Kultur geht es darum zu bestimmen, was bedeutungsunterscheidend ist und was nicht. Kultur ist schon im Spiel, wenn man lernt, welche Lautdifferenzen Phoneme sind, also die potentiell bedeutungsunterscheidenden Grundbestandteile lautsprachlicher Verständigung. Das erkennt man unter anderem daran, dass so etwas wie Akzent bis heute als Kennzeichen kultureller Identität gilt. Um Kultur geht es aber auch, wenn der Art und Weise, wie man sein Steak oder seine Kartoffeln zerteilt, auf je unterschiedliche Weise Bedeutung zugemessen wird. Kultur ist ferner, wenn man die Bedeutsamkeit von Argumenten oder Darstellungsformen vor dem Hintergrund einer Tradition bestimmt. Und erst recht, wenn man feststellt, dass dies an unterschiedlichen Orten, zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Zusammenhängen je unterschiedlich gemacht wird. Auf all diesen Ebenen – und die Aufzählung ist ebenso unsystematisch wie unvollständig – sind Differenzen beobachtbar, die man als kulturell bezeichnet, auch wenn die Herkunft dieser Differenzen sehr unterschiedlich zu bestimmen wäre. Menschliche Gehirne wirken ebenso mit wie Bestände beschriebenen Papiers und Überlieferungszusammenhänge. Wenn man Kultur so beschreibt, zeigt sich an den einzelnen Mechanismen und Strukturebenen, die zu ihr beitragen, einerseits eine funktionale Gemeinsamkeit, andererseits wird deutlich, dass es ansonsten keinen Gesichtspunkt gibt, der ihr ein irgendwie ›systemisches‹ Ansehen gäbe. Daher die Rede von Kultur als einer Sammelbezeichnung – und daher die Tendenz zu aufzählenden Bestimmungen von Kultur.

Nichts anderes als die Bereitstellung von Signifikanz ist nun aber auch die ursprüngliche Aufgabe von Philologie – und insofern war Literaturwissenschaft als Philologie immer schon Kulturwissenschaft und umgekehrt. Entzifferung, Text-

konstitution, das Erschließen fremder Sprache – bei all diesen Tätigkeiten kommt es darauf an, zu sehen, wie die Quellen Bedeutsames von Nicht-Bedeutsamem trennen. Spätestens seit Schleiermacher ist klar, dass diese Tätigkeit – bezeichnen wir sie einmal als Textkritik in einem weiten Sinne – immer in Wechselwirkung steht zur Interpretation. Nur dann, wenn man schon von Bedeutungen aus denkt, kann man erkennen, was bedeutsam sein könnte. In diesem Sinne ist Philologie immer ein Doppeltes: Hermeneutik und Kritik, Textkonstitution und -interpretation, Aufspüren und Auslegen von Signifikanz. Was ich eingangs als sprachliche Formanalyse bezeichnet habe, ist letztlich nichts anderes als die Fortsetzung philologischer Textkonstitution in der Interpretation: Qua Formanalyse sucht man im Textbefund – im Wortlaut ebenso wie in Formen jenseits von ›Wortlautlichkeit‹, etwa in der Typographie –, nach Mustern von Signifikanz, die vielleicht nicht sofort ins Auge fallen. Formanalyse umfasst nicht nur metrische, rhetorische oder narratologische Studien, sondern etwa auch Parateextforschung, Paläographie oder die Interpretation von Mehrsprachigkeit im literarischen Text.

Nun ist es natürlich keineswegs so, dass die Reihe der literaturwissenschaftlichen Turns nicht ebenfalls auf ihre Weise die zentralen Operationsmodi von Philologie gepflegt hätte – handelte es sich doch letztlich um eine Erweiterungsbewegung, die immer wieder neue Bereiche von Signifikanz in Literatur- und Kulturgeschichte einzubeziehen versuchte. Auch hier geht es um jenes Wechselspiel zwischen dem Aufspüren und dem Auslegen von Signifikanz, durch das sich Philologie und Literaturwissenschaft von Disziplinen wie der Philosophie, die sich für bloße Bedeutsamkeiten selten interessiert, oder der Geschichtswissenschaft, die genau genommen ungerne interpretiert, unterscheiden. Wie aber könnte eine Wende, die auf die spezifische Sprachblindheit der heutigen Literaturwissenschaft reagiert, aussehen – und was spricht überhaupt für sie?

Für sie spricht sicher, dass die Hinwendung zur sprachlichen Form die fakonstitutive Spannung zwischen Hermeneutik und Kritik wieder konkret vor Augen führen könnte. Dass bedeutet nicht, dass man Linguistik und Literaturwissenschaften wieder zu einem Fach zusammenzuführen hätte. Aber ein gewisses Maß an Informiertheit über die Möglichkeiten, Sprachstrukturen zu beschreiben, wäre auf Seiten der Literaturwissenschaft durchaus wünschenswert. Dann könnte Literaturgeschichte mit Sozialgeschichte und historischer Semantik so verbunden werden, dass deutlich wird, wie gerade die Arbeit an der sprachlichen Form als strategisches Mittel eingesetzt wurde und wird, um auf Kultur einzuwirken – also darauf, was wie für Gesellschaft signifikant sein, bleiben oder werden soll. Das geht auf ganz unterschiedlichen Ebenen, nicht nur im Hinblick auf Höhenkamm-Literatur. Gerade aus den Kulturwissenschaften im weitesten Sinne kommen aktuell Anregungen, genau dies zu tun. Die Erforschung literarischer Mehrsprachigkeit beispielsweise, die nach formanalytisch sensiblen Lektüren geradezu schreit, wird derzeit eher von Studien mit postkolonialem Schwerpunkt betrieben als von den sogenannten Philologen.

In der Hinwendung zum strategischen, ja: kulturpolitischen Umgang mit sprachlich hervorgebrachten Differenzen – seien sie metrisch, paläographisch, so-

ziolinguistisch oder noch anders zu beschreiben – kann eine linguistisch, formanalytisch und textmedial informierte Literaturwissenschaft sich selbst Standards setzen, wie sie Kunst- und Musikwissenschaften immer schon haben, für die die formale Hinwendung zu ihren Gegenständen unabdinglich ist. Zugleich kann sie so klar machen, inwiefern sie relevant ist – nämlich insofern, als sie Strategien untersucht, die unmittelbar dort ansetzen, wo gesellschaftlich Bedeutsamkeit entsteht. Das wäre dann auch die Richtschnur für jene signifikante Differenz, welche die nach wie vor unabdingliche Paraphrase von ihren Gegenständen zu trennen hat – und die allein gewährleistet, dass sie tatsächlich neuartige Zugänge erschließt.

Bleibe nur noch ein kleines Problem, das hier zumindest abschließend und nebenbei anzuführen ist. Es betrifft die Bezeichnung germanistisch selbst. Denn wenn Sprachdifferenz ins Zentrum literaturwissenschaftlicher Arbeit rückt, so sollte auch vorab nicht begrenzt werden, *worin* sich diese Differenzen etablieren. Auch die ›Sprachigkeit‹ der Gegenstände, mit denen man sich auseinandersetzt, also der Grad ihrer Zugehörigkeit zu einer *langue*, wie Robert Stockhammer definiert, darf dann keine Rolle mehr spielen. Eine germanistische Wende der Germanistik? Ja, weil *eine* Grundidee von Nationalphilologie, nämlich die Verbindung der Literaturwissenschaft mit der Linguistik, nicht hätte aufgegeben werden sollen – aber nein, wenn damit eine Einschränkung auf die Sprache Deutsch gemeint sein sollte.

Credo einer germanistischen Linguistin, für die Sprache und Literatur in Forschung und Lehre unbedingt zusammengehören

In 42 Jahren (1969–2011) Forschung und Lehre an Germanistischen Instituten in Deutschland und Österreich (inklusive einiger Auslandstätigkeiten) galt mein Interesse zunehmend der sprachlichen Gestaltung und den damit verbundenen Funktionen schriftlicher und mündlicher Texte aller Art, besonders aber auch der literarischen, die in der auf Alltags- und Fachtexte fokussierten Sprachwissenschaft der 1970er und 1980er Jahre meist bewusst ausgeblendet wurden. Ein Ziel meiner Lehrveranstaltungen, wissenschaftlichen Arbeiten und Tagungsveranstaltungen war es daher immer, die Kooperation zwischen den auseinanderdriftenden Teildisziplinen unseres Faches wiederzubeleben, und zwar weniger auf der Basis grundsätzlicher Theoriediskussionen, und auch keiner »Leittheorie« folgend, als vielmehr Reflexionen anregend, welche Analysemethoden für die jeweiligen Texte besonders geeignet seien. Dazu sind zum einen differenzierte literaturwissenschaftliche Kenntnisse der Positionierung der Texte in literarischen Traditionen sowie ihrer soziopoetischen Verortung und ihrer Rezeption vonnöten, zum anderen zunächst einmal solides sprachwissenschaftliches Grundwissen und das (im universitären Unterricht meist nicht mehr vermittelte) traditionelle stilistische und rhetorische Handwerkszeug; hinzu kommt dann jedoch v.a. die Kenntnis der Methoden der sogenannten »Bindestrich-Linguistiken«, die sich im Gefolge der pragmatischen, kognitionswissenschaftlichen und anderen »turns« der Geisteswissenschaften entwickelt haben: Textlinguistik, linguistische Stilistik, Gesprochene-Sprache-Forschung, Dialoganalyse u. a. m. ermöglichen neue Herangehensweisen an Texte und *last not least* auch präzisere Beschreibungen der Sprache in der Literatur.¹

¹ Persönliche Anwendung z. B. in meiner Habilitationsschrift über die selektive und funktionalisierte Verwendung (Stilisierung) von Elementen der aktuellen Alltagssprache im neorealistischen Volksstück: Betten, Anne: *Sprachrealismus im Drama der siebziger Jahre*. Heidelberg 1985. Weitergeführt in späteren Aufsätzen zur experimentellen Literatur von Thomas Bernhard, Marie-Thérèse Kerschbaumer, Friederike Mayröcker, Ernst Jandl u. a., aber auch diachrone Aspekte von Literarizität ins Auge fassend (z. B. Mündlichkeit und Schriftlichkeit in frühneuhochdeutschen Texten/Textsorten; schriftorientierte Mündlichkeit/Bildungsbürgerdeutsch in Emigranteninterviews).

Gerade durch die innovativen Fragestellungen in den zuletzt genannten Gebieten haben die linguistische Textanalyse im Allgemeinen und die Analyse literarischer Texte im Besonderen entscheidende Fortschritte gemacht, die allerdings bis heute von manchen literaturwissenschaftlichen Kollegen und Kolleginnen, die sich immer noch auf das Scheitern früherer streng strukturalistisch ausgerichteter Kooperationsversuche berufen, ignoriert werden. Unser zunehmend verfeinertes Wissen um Text- und Diskursmuster – auf allen Beschreibungsebenen vom Laut zum Satz und zur Gesamtstruktur schriftlicher und mündlicher Texte – und ihre Variationsmöglichkeiten wie auch bewussten Abweichungen sdavon gibt dem Analysierenden heute ein differenziertes Instrumentarium zur Beschreibung von Texten aller Art an die Hand, und stellt auch für literarische Texte eine Basis bzw. Bezugsgröße dar, vor deren Hintergrund sich ihre Besonderheiten genau beschreiben lassen. Vor allem bei der Analyse experimenteller Gegenwartsliteratur, in der die Wahl der sprachlichen Gestaltungsmittel nicht nur Werkzeugcharakter hat, sondern diese vielmehr konstitutive Bestandteile der inhaltlichen Aussage sind, die sie nicht nur unterstützen, sondern mit-kreieren, wird deutlich, dass die Sprachwissenschaft nicht nur Hilfsmittel für die Literaturwissenschaft bei der Analyse von poetischen u.a. Texten bereitstellt, sondern gleichberechtigte effektive Partnerin ist.² Da die Kenntnis der diversen Paradigmenwechsel bei den literarischen Autoren und Autorinnen weitestgehend vorausgesetzt werden kann, ist es für die linguistische Analyse literarischer Texte eine besondere Herausforderung, aber auch besonders lohnend, die Sprachkonzeption, die einem literarischen Werk zugrunde liegt, und die entsprechenden formalen Entscheidungen aufzudecken und mit den auch für die Literaturwissenschaft relevanten Fragen nach Form- und Inhaltskorrespondenzen, Intention und Wirkung zu verbinden.

Bei einem solchen Verständnis von literarischer Textanalyse (das ja nicht ganz neu ist und im 20. Jahrhundert, nach Leo Spitzer, durch die Prager Schule, Roman Jakobson u.a. wichtige weitere Impulse erhielt) ist die Verzahnung von literaturwissenschaftlichen und sprachwissenschaftlichen Forschungsinteressen und -techniken so selbstverständlich, dass sich die Frage, ob die beiden zusammengehören, eigentlich erübrigen sollte. So viel Skepsis dies bei manchen Fachvertretern beider Teildisziplinen auch weiterhin auslösen mag (es ist gleicherweise ärgerlich, wenn Literaturwissenschaftler linguistische Analysen von Literatursprache nach wie vor

² Dies durch eine Vielzahl methodisch ganz unterschiedlich ansetzender Analysen zu zeigen war Anliegen der literatur- und sprachwissenschaftlich besetzten Sektion »Sprache in der Literatur«/IVG-Kongress Warschau 2010 wie auch schon der IADA-Tagung »Dialogue in Literature and the Media«. Salzburg 2003. Verkürzte Publikation (fast) aller IVG-Sektionsbeiträge in: Gruzca, Franciszek (Hg.): *Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit*, Bd.4, Band-Hg. Anne Betten, Alexander Schwarz und Stanislaw Prędota. Frankfurt a.M. 2012, S. 5–192; ausführliche Fassungen von 16 sprachwissenschaftlichen Beiträgen der IVG-Sektion in: Betten, Anne/Schiewe, Jürgen (Hg.): *Sprache – Literatur – Literatursprache. Linguistische Beiträge*. Berlin 2011; ferner Betten, Anne/Dannerer, Monika (Hg.): *Dialogue Analysis IX: Dialogue in Literature and the Media. Selected Papers from the 9th IADA Conference Salzburg 2003*, 2 Bde. Tübingen 2005.

als handwerkliche Basistechniken abtun – wie auch, wenn streng formalistisch orientierte Linguisten sie als »reine Literaturwissenschaft« bezeichnen), so sehr überzeugt und befriedigt ein solches Konzept in der Regel die Studierenden, die nur allzu oft beide Teildisziplinen nebeneinander und ohne Bezug aufeinander studieren, ohne dass sie zu sinnvollen »Vernetzungen« der jeweiligen »Kulturtechniken« (die Schlagwörter scheinen mir hier passend) angeregt würden.

Dass gerade die Muttersprachenphilologien die Aufgabe haben, den Studierenden die Techniken zur (kritischen) Analyse der Flut ganz unterschiedlicher Texte zu vermitteln, welche ihnen in den semiotisch komplexen primären und sekundären Kommunikationssystemen begegnen, die ihre/unsere Lebenspraxis bestimmen, ist daher nach meinem Verständnis zentral für universitäre Curricula. Der literarische Text, der in einzigartiger Weise das Experimentieren mit alternativen virtuellen Welten erlaubt und daher nicht nur im traditionellen Verständnis eine Vorrangstellung genießt, ist dabei nur *primus inter pares*: die Texte von Werbung, Medien, Politik u. a. m. (die teilweise mit denselben sprachlichen und stilistisch-rhetorischen Mitteln arbeiten, die auch in der Literatur Einsatz finden) sind im sprachwissenschaftlichen Ausbildungsprogramm natürlich genauso in das Repertoire linguistischer Textanalyse aufzunehmen. Obgleich hier weitere interdisziplinäre Bezüge ins Spiel kommen, sind diese heutzutage nicht mehr unbedingt abgekoppelt von literaturwissenschaftlichen Zugängen zu Texten, da längst auch im Textbegriff und der Gegenstandsbestimmung der Literaturwissenschaften mit enthalten. Es versteht sich hoffentlich von selbst, dass ich mit diesem Plädoyer die Analyse literarischer und anderer Texte weder zum alleinigen Inhalt eines Studiums der Germanistischen Linguistik noch der Literaturwissenschaft erklären möchte; sie bildet aber die Schnittstelle, an der offenbar wird, dass beide nicht voneinander getrennt werden können.

Es ist mir, theoretisch betrachtet, daher eher ein Rätsel, warum das Fach Germanistik sich so entwickelt hat, dass die Frage der Zusammengehörigkeit der Teildisziplinen Sprache und Literatur überhaupt gestellt werden muss. In der Praxis ist das gegenseitige Desinteresse jedoch leider (noch?) ein beschämendes Faktum in vielen allzu theorieverliebten, die speziellen Anforderungen der universitären Lehre wenig reflektierenden wissenschaftlichen Milieus/Schulen/Richtungen.

»Braucht die Germanistik eine germanistische Wende?« – Sie braucht sie. Wozu? Aber sie hat kein Interesse daran. Warum?

In meinem Beitrag wird es mir darum gehen, etwas eigentlich Selbstverständliches in Erinnerung zu rufen: Der Text ist ein sprachlich realisiertes Phänomen. Nur durch seine Materialität existiert er und ist er zugänglich. Ich gehe in drei Schritten vor:

1 Der frühere Blick auf Gemeinsames der (Teil-)Disziplinen

Von der Auffassung, dass es Gemeinsames gibt, ist man in der Geschichte des Faches ja mehrfach ausgegangen.¹ Wir wissen, es gehörte zu ihrem Selbstverständnis, dass sich die Germanistik als eine Einheit von Sprach- und Literaturbetrachtung etablierte. Als selbständige Wissenschaft und universitärer Lehrgegenstand hat sie sich von Beginn an sowohl der deutschen Sprache als auch ihrer Literatur zugewandt. Auch im 20. Jahrhundert sind Sprach- und Literaturwissenschaft verschiedentlich davon ausgegangen, dass sie im Text, genauer: in der Sprache des literarischen Textes einen gemeinsamen Gegenstand haben. Da ist zunächst der von Spitzer unternommene Versuch zu nennen, den sprachwissenschaftlichen Positivismus durch eine hermeneutische Herangehensweise abzulösen, die die Vertreter von Sprach- und Literaturwissenschaft gleichermaßen angesprochen hat. An die Stelle bzw. an die Seite der kritisch betrachteten werkimmanenten Methode trat dann der etwa zur gleichen Zeit ablaufende Versuch, ein Zusammenarbeiten der Teildisziplinen am Gegenstand ›Text‹ mithilfe linguistisch-strukturalistischer Methoden zu erproben, von denen sich die Literaturwissenschaft die Vermeidung des Subjektiven und die Sprachwissenschaft eine Erweiterung ihres Gegenstandes versprach. Ein exemplarisches Beispiel für diese Bemühungen ist die Gründung der Zeitschrift »Literaturwissenschaft und Linguistik«, deren Titel Programmisches versprach und um deren aktuelle Position es in diesem Heft ja geht. Wie der Strukturalismus war die aus einer pragmatisch angelegten Sprachbetrachtung

¹ Ausführlicher in Fix, Ulla: »Literaturwissenschaft und Linguistik – Das Konzept ›LiLi‹ aus heutiger linguistischer Sicht«. In: *Journal of Literary Theory* 4/1 (2010), S. 19–40.

hervorgegangene Textlinguistik und die damit verbundene Diskussion von Gattungs- und Textsortenfragen in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts noch einmal ein Anlass, das Zusammengehen zu erproben. Parallel dazu entwickelte sich ein strukturalistisch-semiotischer Ansatz, die Vorstellung von Kultur als einem hierarchisch organisierten Zeichensystem, mit – wenn auch zeitlich versetzter – großer Resonanz. Haben die Vertreter aller dieser Ansätze sich geirrt? Warum sind die Bemühungen abgebrochen?

2 Wovor scheuen sich die beiden Teildisziplinen? Was trennt sie?

Die beiden (Teil-)Disziplinen scheuen einander.

Bei dieser Feststellung geht es nicht um Paradigmen und ihre Charakteristika, sondern um die Einstellungen, die die Vertreter der (Teil-)Disziplinen zueinander haben. Zugespißt gesagt: Literatur- und Sprachwissenschaft stehen sich fremd gegenüber. Sie kennen und achten sich nicht, sie nehmen ihre Arbeiten gegenseitig nicht wahr. Aus der Unkenntnis dessen, was der andere macht, und aus Vorurteilen, z.B. »Über-den-Wolken-Schweben« für die Literaturwissenschaft und »Kommazählen« für die Sprachwissenschaft, wollen sie voneinander nichts wissen. Von der Sache her müssten sie das aber; denn beide haben es mit Texten zu tun, denen sie ohne Beachtung ihrer Sprachlichkeit nicht gerecht werden können. Die gegenseitige Ignoranz führte immer wieder dazu, dass das Rad doppelt erfunden wurde, Kategorien wie z.B. »Text«, »Kohärenz«, »Intertextualität« hätten in Kooperation vielleicht produktiver und vertiefter erfasst werden können.

Beide (Teil-)Disziplinen scheuen nicht nur einander, sondern auch die Beschäftigung mit der Sprache.

Germanisten beider Richtungen, seien es Studierende oder ausgebildete Fachleute, zeigen tatsächlich wenig Neigung, sich auf die Sprachgestalt von Texten, auf die Textoberfläche also, einzulassen. Natürlich ist diese Feststellung eine Zuspitzung, mit der dem Fach und manchem Ausübenden Unrecht geschieht. Ich wage die Behauptung aber dennoch. Sie trifft den »Mainstream«. Es zieht Germanisten beider Couleur offensichtlich zu vielem anderen mehr als zum genauen Blick auf die Sprache. Dafür gibt es gute wissenschaftstheoretische Gründe: neue Fragestellungen, neue Bedürfnisse der Gesellschaft. Diese brachten und bringen z.B. auf der einen Seite strukturalistisches, destrukturalistisches, Rezeptionsästhetisches, evolutionstheoretisches Denken und auf der anderen handlungs- und tätigkeitstheoretisches, systemtheoretisches, kognitives Herangehen hervor. Dies alles sind Ansätze mit Innovationskraft, von denen aber keiner die Sprachlichkeit ins Zentrum rückt. Eher erlauben, ja fordern sie es, über die Sprache hinwegzugehen. So kommt es zur Konzentration auf Inhalte, Handlungen, Intentionen, Themen etc., damit aber gleichzeitig zur Sprachvergessenheit.

Was jedoch könnte linguistisch (und literaturwissenschaftlich) eher relevant sein als die sprachliche Ebene von Äußerungen, geht es dabei doch um deren zeichenhafte Materialität. Die negative Konnotation des Wortes ›Oberfläche‹ als etwas Hinderliches, zu Überwindendes verleitet nicht nur den Leser, sondern auch den Wissenschaftler dazu, über diese »Barriere« hinweg möglichst reibungslos zum »Eigentlichen« vorzudringen – nämlich zu dem in der Tiefenstruktur Verborgenen, seien es Inhalte, Intentionen, wie sie die Textlinguistik interessieren, seien es Phänomene wie das Sinnangebot des Textes, das Lesartenproblem, die für die Literaturwissenschaft wichtig sind.

Das erinnert an Assmanns Unterscheidung vom Lesen des materiellen Signifikanten und vom Verstehen des immateriellen Signifikats (1988, S. 238):

Es gibt ein einfaches semiotisches Gesetz, das ist die *inverse Relation von Anwesenheit und Abwesenheit*. Damit ist gemeint, dass ein Zeichen, um semantisch erscheinen zu können, materiell verschwinden muss/.../Der Blick muss die (gegenwärtige) Materialität des Zeichens durchstoßen, um zur (abwesenden) Bedeutungsschicht der Zeichen gelangen zu können.

So sind Rezipienten im Normalfall bestrebt, schnell über die Hürde des Materiellen zum Verstehen zu gelangen. Dieses Bestreben teilen die Wissenschaftler mit ihnen. Dabei übersehen sie, dass Materialität Bedingung für das Verstehen ist und dass die Form auch etwas mitzuteilen hat. Das Missverständnis, dass das »Eigentliche« in der Tiefenstruktur liege, bringt die Vernachlässigung der Signifikanten und ihrer Bedeutungen mit sich. So ist die Textlinguistik, um ein Beispiel zu nennen, allzu oft »abgedriftet« vom WIE einer Äußerung – zum WAS, der Proposition, zum WOZU, dem Illokutionsgefüge der Äußerung, zur Situation, in der sich eine Äußerung vollzieht, und schließlich zum Wissen, in dessen Rahmen wir uns äußern und verstehen etc. Diese Blickrichtungen sind natürlich von großer Relevanz. Sie führen jedoch streng genommen nur auf dem Weg über die Wahrnehmung der Zeichen, nur über das WIE, zu Einsichten.

3 Warum es ohne einander nicht geht. Was haben die beiden (Teil-)Disziplinen Verbindendes?

Der Text als »gegenwärtige Materialität«, als sinnlich wahrnehmbare Darbietung von allem, was wir am Zeichenkonvolut inhaltlich erfassen, mitteilen und rezipieren können, ist die Stelle, an der sich die beiden (Teil-)Disziplinen treffen könnten und sollten. Seine über die Sinne wahrnehmbare und zugleich Sinn vermittelnde Gestalt ist Bedingung für die Existenz und das Verstehen des jeweiligen Textes, d. h. man dringt im Rezeptionsprozess nicht un-informiert über die Textoberfläche zum »eigentlichen Inhalt« vor, sondern bekommt durch die Art und Weise, wie Zeichen ausgewählt und eingesetzt sind, einen Zweitsinn angeboten. Im Fall literarischer Texte wird über die ästhetische Gestalt das Sinnangebot des Textes überhaupt erst hergestellt. Wenn man das akzeptiert, wird die Entscheidung, ob das Tiefenstrukturelle oder ob die Textoberfläche das »Eigentliche« sind, obsolet. Beide Bereiche können und müssen als signifikant angesehen und gewürdigt werden. Das unter der

Textoberfläche Liegende, aber eben auch die – unhintergehbare – Textoberfläche selbst. An dieser, am Faktor ›Text als wahrnehmbarer Zeichenkomplex‹ können, müssen seiner Zeichenhaftigkeit wegen Literatur- und Sprachwissenschaft anknüpfen. Anders als zu Beginn der Beschäftigung mit Texten sind heute auch die semiotischen, medientheoretischen, kulturwissenschaftlichen Voraussetzungen für einen gemeinsamen Umgang mit der Sprachgestalt als integrierender Größe für Sprach- und Literaturwissenschaft gegeben. Der auf diesen Voraussetzungen basierende linguistische Textbegriff könnte für ein neu zu begründendes »LiLi-Projekt« eine gute Grundlage bieten.

Literatur

Assmann, Aleida: »Die Sprache der Dinge Der lange Blick und die wilde Semiose«. In: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a.M. 1988, S. 237–251.

Kodieren, Annotieren, Theoretisieren

Zur Wiederannäherung von Literatur- und Sprachwissenschaft über Korpora

Die letzte ernsthafte Anstrengung der germanistischen Literatur- und Sprachwissenschaft, in der Forschung eng zusammenzuarbeiten, liegt mittlerweile mehr als eine Generation zurück. Unternommen wurde sie in den 1970er Jahren und verdankte sich dem Strukturalismus. Dieser war zwar in der Sprachwissenschaft entstanden, entwickelte aber eine Strahlkraft, die zahlreiche Disziplinen, darunter auch die Alt- und die Neugermanistik erfasste, denen er eine Verwissenschaftlichung versprach. Die Linguistik ihrerseits stellte sich der Herausforderung, die die Analyse literarischer Texte bedeutet. Die Literaturwissenschaft verdankt diesem Aufbruch zwar grundlegende Techniken der Textanalyse, die bis heute ihren Wert behalten haben, dennoch blieb er bald stecken. Für die Literaturwissenschaft wurde aus dem Strukturalismus bald der Poststrukturalismus und danach gab sie sich jenen *turns* hin, die sie zu einer Kulturwissenschaft machten und sie so immer weiter von der Sprache und damit auch von der Sprachwissenschaft entfernten. Die Ausdehnung des Textbegriffs auf das Gesamte der Kultur stellte das wohl deutlichste Indiz dieser Veränderung dar. Dagegen hat die Linguistik seit den 1980er Jahren mit großem Erfolg daran gearbeitet, zu einer empirischen Wissenschaft zu werden.¹ Die Basis hierfür sind Daten, die durch die Befragung von Sprachbenutzern und die Beobachtung von Sprachlernern oder Sprachgestörten (Grammatik),

¹ Zur Abgrenzung des empiristischen Zugangs in der Linguistik vom rationalistischen vgl. Lemnitzer, Lothar/Zinsmeister, Heike: *Korpuslinguistik. Eine Einführung*. 2., durchgesehene und aktualisierte Aufl. Tübingen 2010, S. 16–19; zur Datierung der Durchsetzung der Korpuslinguistik McEnery, Tony/Xiao, Richard/Tono, Yukio: *Corpus-Based Language Studies. An Advanced Resource Book*. 5. Aufl. London/New York 2010, S. 4. Diese und die folgenden Literaturangaben können, obwohl sie für ein fachpolitisches Statement vergleichsweise ausführlich gehalten sind, nicht mehr leisten, als einen Eindruck der Wissensgebiete zu vermitteln, die derzeit noch außerhalb des Horizonts vieler Literaturwissenschaftler liegen. Sie bevorzugen deshalb neuere Einführungen und Handbücher, ohne sich stets auf sie zu beschränken.

durch Experimente (Psycho- und Neurolinguistik) oder durch die Analyse digitaler Korpora² (Korpus- und Computerlinguistik)³ gewonnen werden.

Nachdem die Befragung bzw. die Beobachtung (in der empirischen Rezeptionsforschung) und das Experiment (in der Neuophilologie) nicht besonders weit geführt haben, bietet sich der Literaturwissenschaft durch die Arbeit mit Korpora eine neue Chance, sich verstärkt der Empirie zuzuwenden.⁴ Wenn die Bestände ganzer Archive und Bibliotheken online abrufbar sind und wenn künftig auch germanistische Editionen digitale Editionen sein werden – wofür schon allein die Änderung der Förderpraxis sorgen wird –, wird sich das unweigerlich auf die Arbeitsweise der Literaturwissenschaft auswirken.⁵ Das bedeutet aber zugleich – das ist die These, die hier zum Verhältnis der germanistischen Fächer vertreten werden soll –, dass sich die Literatur- der Sprachwissenschaft wieder annähern wird,⁶ und zwar sowohl in praktischer als auch in methodisch-theoretischer Hinsicht.⁷

In der Praxis können Literaturwissenschaftler, die Korpora erstellen und auswerten wollen, weder bei der Kodierung noch bei der Annotation auf (computer-) linguistische Kompetenzen verzichten. Damit Texte maschinenlesbar sind, müssen sie kodiert und in gängigen Formaten wie eXtensible Markup Language (XML) und Text Encoding Initiative (TEI) ausgezeichnet werden.⁸ Diese werden zwar

² Da Korpora heute im Grunde immer digitale Korpora sind – dazu McEnery/Xiao/Tono: *Corpus-Based Language Studies* (wie Anm. 1), S. 6, und Sasaki, Felix/Witt, Andreas: »Linguistische Korpora«. In: Henning Lobin/Lothar Lemnitzer (Hg.): *Texttechnologie. Perspektiven und Anwendungen*. Tübingen 2004, S. 195–216, hier S. 195 –, werde ich künftig nur noch von Korpora sprechen.

³ Zum Verhältnis von Korpus- und Computerlinguistik und deren wachsender Nähe vgl. Dipper, Stefanie: »Theory-driven and Corpus-driven Computational Linguistics, and the Use of Corpora«. In: Anke Lüdeling/Merja Kytö (Hg.): *Corpus Linguistics. An International Handbook*. Bd. 1. Berlin/New York 2008, S. 68–96.

⁴ Vgl. Meister, Jan Christoph: »Computerphilologie vs. »Digital Text Studies«. In: Christine Grond-Rigler/Wolfgang Straub (Hg.): *Literatur und Digitalisierung*. Berlin/Boston 2013, S. 267–296, hier S. 294.

⁵ Was sie ja auch schon seit geraumer Zeit reflektieren, vgl. etwa den Band von Kamzelak, Roland (Hg.): *Computergestützte Text-Edition*. Tübingen 1999.

⁶ Ein erstes Indiz hierfür liefert der Umstand, dass der Begriff »Computerphilologie« analog zu dem der »Computerlinguistik« geprägt worden ist, vgl. Jannidis, Fotis: »Computerphilologie«. In: Thomas Anz (Hg.): *Handbuch Literaturwissenschaft. Bd. 2: Methoden und Theorien*. Darmstadt 2007, S. 27–40, hier S. 27. Genauer rekonstruiert die Geschichte, aber auch die Problematik des Begriffs Meister: *Computerphilologie* (wie Anm. 4).

⁷ Allgemeiner argumentiert in diese Richtung Meister, Jan Christoph: »DH is Us or on the Unbearable Lightness of a Shared Methodology«. In: *Historical Social Research* 37 (2012), S. 77–85, hier S. 82 f., wenn er herausstellt, dass die Digitalisierung die Grenzen zwischen den geisteswissenschaftlichen Disziplinen eibnet, weil sie ihnen eine gemeinsame Sprache gibt, und das Befreiende dieser Entwicklung betont.

⁸ Vgl. Hockey, Susan: *Electronic Texts in the Humanities. Principles and Practice*. Oxford 2000, S. 24–48; Jannidis, Fotis: »Wider das Altern elektronischer Texte: philologische Textauszeichnung mit TEI«. In: *editio* 11 (1997), S. 152–177; Lehmberg, Timm/Wörner, Kai: »Annotation Standards«. In: Lüdeling/Kytö: *Corpus Linguistics* (wie Anm. 3), S. 484–501,

in einem interdisziplinären Kontext entwickelt,⁹ aber immer unter wesentlicher Beteiligung der (Computer-)Linguistik. Kodiert werden zunächst einzelne Zeichen bzw. Glyphen,¹⁰ dann der Aufbau des Textes (Paratexte, Kapitel, Überschriften, Fußnoten etc.).¹¹ Schließlich müssen die Texte selbst adressierbar gemacht und dazu mit Metadaten – zur Entstehungszeit, zum Autor, zur Gattung – angereichert werden.¹² Damit kommen noch weitere Standards wie Dublin Core (DC) oder Corpus Encoding Standard (CES) ins Spiel, für die ebenfalls (computer-)linguistische Expertise eine große Rolle spielt.¹³

Der entscheidende Vorteil eines digitalen Textes ist seine Durchsuchbarkeit.¹⁴ Diese beruht auf einer Annotation,¹⁵ die sich zwar auch an klaren Regeln ausrichtet, aber in höherem Maße als die Kodierung von Interpretation abhängt.¹⁶ Schon eine einfache Wortsuche setzt – soll sie Wortarten unterscheiden, Homonyme auseinanderhalten und Flexionsformen erfassen – eine vollständige Lemmatisierung voraus, die für größere Textmengen nur zu leisten ist, wenn man sie (semi-)automatisiert durchführt. Dazu benötigt man nicht nur digitale Wörterbücher, sondern auch Wortarten-Tagger, die von Computerlinguisten programmiert werden.¹⁷ Erst recht ist man bei der Verwendung von Werkzeugen wie Parsern und Verfahren wie Text Mining, die auch komplexere syntaktische oder semantische Relationen abfragbar machen, auf die Zusammenarbeit mit der (Computer-)Linguistik angewiesen.¹⁸ Mittlerweile lassen sich Texte mit Informationen zur Koreferenz, zur Prag-

hier S. 485–492; Lobin, Henning: *Computerlinguistik und Texttechnologie*. Paderborn 2010, S. 107–113; McEnery/Xiao/Tono: *Corpus-Based Language Studies* (wie Anm. 1), S. 22–28.

⁹ Zur Entwicklung von TEI etwa Jannidis, Fotis: »TEI in a Crystal Ball«. In: *Literary and Linguistic Computing* 24 (2009), S. 253–265.

¹⁰ Vgl. dazu Sasaki/Witt: »Linguistische Korpora« (wie Anm. 2), S. 200–205.

¹¹ Vgl. Lobin, Henning: »Textauszeichnung und Dokumentgrammatiken«. In: Ders./Lemnitzer: *Texttechnologie* (wie Anm. 2), S. 51–82.

¹² Vgl. Schmidt, Ingrid: »Modellierung von Metadaten«. In: Lobin/Lemnitzer: *Texttechnologie* (wie Anm. 2), S. 143–164, hier S. 143–152.

¹³ Vgl. Henze, Volker: »Metadata/Dublin Core«. In: Kamzelak: *Computergestützte Text-Editon* (wie Anm. 5), S. 29–40; Lehmborg/Wörner: »Annotation Standards« (wie Anm. 8), S. 493–498; Lemnitzer/Zinsmeister: *Korpuslinguistik* (wie Anm. 1), S. 46–50; Schmidt: »Modellierung von Metadaten« (wie Anm. 12), S. 152–161.

¹⁴ Vgl. Jannidis: »Wider das Altern« (wie Anm. 8), S. 152; Ders.: »Computerphilologie« (wie Anm. 6), S. 32–34.

¹⁵ Vgl. hierzu und zum Folgenden die Einführungen bei Lemnitzer/Zinsmeister: *Korpuslinguistik* (wie Anm. 1), S. 35–37, 60–100; McEnery/Xiao/Tono: *Corpus-Based Language Studies* (wie Anm. 1), S. 29–45; Ule, Tylman/Hinrichs, Erhard: »Linguistische Annotation«. In: Lobin/Lemnitzer: *Texttechnologie* (wie Anm. 2), S. 217–243.

¹⁶ Vgl. Burnard, Lou: »On the Hermeneutic Implications of Text Encoding«. In: http://users.ox.ac.uk/~lou/wip/herman_abstract.htm (29.3.2013). Das Problem der Interpretationsabhängigkeit von Annotationen potenziert sich, wenn diese eine literaturwissenschaftliche Analyse vorbereiten sollen, vgl. hierzu Hockey: *Electronic Texts* (wie Anm. 8), S. 75, 77.

¹⁷ Vgl. Fitschen, Arne/Gupta, Piklu: »Lemmatising und Morphological Tagging«. In: Lüdeling/Kytö (wie Anm. 3), S. 552–564.

¹⁸ Vgl. Kermes, Hannah: »Syntactic Preprocessing«. In: Lüdeling/Kytö: *Corpus Linguistics* (wie Anm. 3), S. 598–613; Lobin: *Computerlinguistik* (wie Anm. 8), S. 41–53; Mehler, Alexander:

matik¹⁹ und zum Stil anreichern. Schließlich ist auch eine Annotation möglich, die auf mehreren Ebenen ansetzt und so die Textualität eines Textes, vor allem seine Kohäsion und seine Kohärenz, zum Gegenstand des Zugriffs macht.²⁰ Um in solcherart annotierten Korpora zu recherchieren, braucht man Techniken und Tools, über die ebenfalls die Computerlinguistik verfügt.²¹ All diese Schritte werfen freilich eigene Schwierigkeiten auf, wenn sie für Texte älterer Sprachstufen geleistet werden müssen.²²

Das Verhältnis zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft bei der Annotation wird sich unterschiedlich gestalten. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht mag der Computerlinguistik die Rolle einer Hilfswissenschaft zukommen, wenn sie etwa einen Tagger oder einen Parser auf bestimmte Texte abstimmt. In anderen Fällen werden Literatur- und Sprachwissenschaft inhaltlich eng zusammenarbeiten und gemeinsam Fragen angehen, die sich im Schnittpunkt ihrer Interessen befindet. Der Titel der Zeitschrift »Literary and Linguistic Computing« steht für ein solches Forschungsprogramm. Zu denken ist hier an Themen wie die Stylometrie, die durch Korpusstudien Autor-, Epochen- und Gattungsstile zu bestimmen sucht.²³

»Textmining«. In: Lobin/Lemnitz: *Texttechnologie* (wie Anm. 2), S. 329–352; Nivre, Joakim: »Treebanks«. In: Lüdeling/Kytö: *Corpus Linguistics* (wie Anm. 3), S. 225–241; Rayson, Paul/Stevenson, Mark: »Sense and Semantic Tagging«. In: ebd., S. 564–579.

¹⁹ Vgl. Archer, Dawn/Culpeper, Jonathan/Davies, Matthew: »Pragmatic Annotation«. In: Lüdeling/Kytö: *Corpus Linguistics* (wie Anm. 3), S. 613–642.

²⁰ Vgl. Stede, Manfred: *Korpusgestützte Textanalyse. Grundzüge der Ebenen-orientierten Textlinguistik*. Tübingen 2007, der allerdings literarische Texte noch als zu komplex ausschließt (S. 15).

²¹ Vgl. Hockey: *Electronic Texts in the Humanities* (wie Anm. 8), S. 49–65; Wallis, Sean: »Searching Treebanks and other Structured Corpora«. In: Lüdeling/Kytö: *Corpus Linguistics* (wie Anm. 3), S. 738–759; Wynne, Martin: »Searching and Concordancing«. In: ebd., S. 706–737.

²² Einige davon behandelt Claridge, Claudia: »Historical Corpora«. In: Lüdeling/Kytö: *Corpus Linguistics* (wie Anm. 3), S. 242–259, hier S. 250–255.

²³ Vgl. etwa Allison, Sarah u.a.: »Quantitative Formalism: an Experiment«. In: *Literary Lab Pamphlet* 1 (2011). In: <http://litlab.stanford.edu/LiteraryLabPamphlet1.pdf> (27.3.2013); Binongo, José Nilo G./Smith, M.W.A.: »The Application of Principal Component Analysis to Stylometry«. In: *Literary and Linguistic Computing* 14 (1999), S. 445–465; Clement, Ross/Sharp, David: »Ngram and Bayesian Classification of Documents for Topic and Authorship«. In: *Literary and Linguistic Computing* 18 (2003), S. 423–447; Hockey: *Electronic Texts* (wie Anm. 8), S. 104–123; Hoey, Michael u.a. (Hg.): *Text, Discourse and Corpora. Theory and Analysis*. London u.a. 2007; Holmes, David I.: »The Evolution of Stylometry in Humanities Scholarship«. In: *Literary and Linguistic Computing* 13 (1998), S. 111–117; Hoover, David L.: »Statistical Stylistics and Authorship Attribution: an Empirical Investigation«. In: *Literary and Linguistic Computing* 16 (2001), S. 421–444; Ders.: »Frequent Word Sequences and Statistical Stylistics«. In: *Literary and Linguistic Computing* 17 (2002), S. 157–180; Ders.: »Frequent Collocations and Authorial Style«. In: *Literary and Linguistic Computing* 18 (2003), S. 261–286; Ders.: »Multivariate Analysis and the Study of Style Variation«. In: *Literary and Linguistic Computing* 18 (2003), S. 341–360; Ders.: »Testing Burrows's Delta«. In: *Literary and Linguistic Computing* 19 (2004), S. 453–475; Labbé, Cyril/Labbé, Dominique: »A Tool for Literary Studies: Intertextual Distance and Tree Classification«. In: *Literary and Linguistic Computing* 21 (2006), S. 311–326; Mahlberg, Michaela: »A Corpus Stylistic Perspective on Dickens' *Great Expectations*«. In: Marina Lambrou/Peter Stockwell (Hg.): *Contempora-*

Wie die Sprachwissenschaft wird auch die Literaturwissenschaft irgendwann dazu übergehen, nicht nur bekannte Fragen auf der Grundlage der Korpora genauer zu beantworten, sondern neue zu stellen, die sich mittels Korpora überhaupt erst auf-tun.²⁴ Die Grundlage hierfür bieten ›freie‹, problemspezifische Annotationen.²⁵ Sie ermöglichen es, thematische Zusammenhänge oder temporale Relationen zu erfassen.²⁶ Diese Techniken der Textannotation den Bedürfnissen der Literaturwissenschaft anzupassen, ist eine aktuelle Forschungsaufgabe.²⁷ Wie erfolgreich sie sich lösen lässt, hängt nicht zuletzt davon ab, ob sich die Anreicherung literarischer Texte mit den entsprechenden Daten irgendwann automatisieren lässt.²⁸

Solche praktische Zusammenarbeit, vor allem aber ihr Ergebnis, die durchsuchbaren Korpora, werden dazu führen, dass sich das Wissenschaftsverständnis der germanistischen Teilfächer angleicht, und zwar auf der methodischen wie auf der theoretischen Ebene.²⁹ Zu denken ist hier erstens an ein erneuertes literaturwissenschaftliches Interesse an Gesetzmäßigkeiten. Denn diese treten erst hervor, wenn man sich nicht nur mit Einzeltexten beschäftigt, sondern größere Textmengen untersucht. Umgekehrt erleichtern es Korpora, Gesetze durch Gegenbeispiele zu widerlegen. Wer Gesetze formulieren und falsifizieren will, muss in seinen Fragen

ry *Stylistics*. London 2007, S. 19–31; McIntyre, Dan/Walker, Brian: »How Can Corpora be Used to Explore the Language of Poetry and Drama?« In: Anne O’Keeffe/Michael McCarthy (Hg.): *The Routledge Handbook of Corpus Linguistics*. London/New York 2010, S. 516–530; Merriam, Thomas: »Intertextual Distances, Three Authors«. In: *Literary and Linguistic Computing* 18 (2003), S. 379–388; McEnery/Xiao/Tono: *Corpus-Based Language Studies* (wie Anm. 1), S. 113–116; Oakes, Michael P.: »Corpus Linguistics and Stylemetry«. In: Anke Lüdeling/Merja Kytö (Hg.): *Corpus Linguistics. An International Handbook*. Band 2. Berlin/New York 2009, S. 1070–1090; O’Halloran, Kieran: »The Subconscious in James Joyce’s *Eveline*: A Corpus Stylistic Analysis which Chews on the *Fish Hook*«. In: *Language and Literature* 16 (2007), S. 227–244; Semino, Elena/Short, Mick: *Corpus Stylistics: Speech, Writing and Thought Presentation in a Corpus of English Writing*. London u.a. 2004; Yu, Bei: »An Evaluation of Text Classification Methods for Literary Study«. In: *Literary and Linguistic Computing* 23 (2008), S. 327–343; Stede: *Korpusgestützte Textanalyse* (wie Anm. 20), S. 40–43.

²⁴ Vgl. Lemnitzer/Zinsmeister: *Korpuslinguistik* (wie Anm. 1), S. 32–38, und McEnery/Xiao/Tono: *Corpus-Based Language Studies* (wie Anm. 1), S. 8–11, zur Unterscheidung von korpusgestützten und -basierten Ansätzen.

²⁵ Vgl. ebd., S. 43.

²⁶ Vgl. Meister, Jan Christoph: »Tagging Time in Prolog: The Temporality Effect Project«. In: *Literary and Linguistic Computing* 20 (2005), S. 107–124; Stede: *Korpusgestützte Textanalyse* (wie Anm. 20), S. 88 f., 99; Finlayson, Mark A. (Hg.): *The Third Workshop on Computational Models of Narrative. Istanbul, May 26–27 2012*. In: narrative.csail.mit.edu/ws12/proceedings.pdf (28.3.2013).

²⁷ Vgl. Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Rapp, Andrea: »Hohe Romane und blaue Bibliotheken. Zum Forschungsprogramm einer computergestützten Buch- und Narratologiegeschichte des Romans in Deutschland (1500–1900)«. In: http://www.germanistik.ch/publikation.php?id=Hohe_Romane_und_blaue_Bibliotheken (28.3.2013), S. 4.

²⁸ Vgl. Jannidis: »Computerphilologie« (wie Anm. 6), S. 33.

²⁹ Zur linguistischen Diskussion um die Reichweite der Korpusarbeit vgl. McEnery/Xiao/Tono: *Corpus-Based Language Studies* (wie Anm. 1), S. 7 f., aus literaturwissenschaftlicher Sicht Meister: »Computerphilologie vs. »Digital Text Studies«« (wie Anm. 4), S. 274 f., 293.

und Antworten genauer sein, als das in der Literaturwissenschaft vielfach üblich ist, und er muss seine Hypothesen in unterscheidbare Teile zerlegen, wenn er sie mit dem Computer testen will, da dieser immer nur eine Operation nach der anderen ausführen kann.³⁰

Entsprechend dürfte sich – zweitens – der literaturwissenschaftliche Umgang mit Belegen ändern.³¹ In der Literaturwissenschaft stellt es ein verbreitetes Verfahren dar, aus einem einzelnen Text oder einer einzelnen Textstelle Aussagen allgemeiner Art abzuleiten. Dieses Vorgehen, das auf Intuition und Tradition beruht, mag akzeptabel sein, solange es alternativlos ist. Korpora bieten nun aber die Möglichkeit, Plausibilität in Prüfbarkeit zu überführen.³² Die bloße Behauptung, ein bestimmtes Beispiel sei signifikant, wird dann nicht mehr reichen; vielmehr ist sie zu erhärten. Dazu bedarf es sorgfältiger Überlegungen, beginnend bei der Konstitution des Korpus. Denn immer, wenn man nicht mit Komplettkorpora arbeitet, stellt sich die Frage, wie viele und welche Texte man für dieses auswählt, um repräsentative Aussagen zu dem Thema zu erhalten, an dem man arbeitet.³³ Weiterer Überlegungen bedarf die Auswertung der Treffer, die in der Linguistik unter dem Stichwort der Korpusvidenz angestellt werden.³⁴ Die computergestützte Textlinguistik stellt dabei zunehmend auf quantitative Ansätze ab, ersetzt Regeln durch Regularitäten und arbeitet stochastisch.³⁵ Für die Literaturwissenschaft dürften

³⁰ Vgl. Heuser, Ryan/Le-Khac, Long: »A Quantitative Literary History of 2,958 Nineteenth-Century British Novels: The Semantic Cohort Method«. In: *Literary Lab. Pamphlet* 4 (2012), S. 49. In: <http://litlab.stanford.edu/LiteraryLabPamphlet4.pdf> (27.3.2013); Meister: »Computrphilologie vs. »Digital Text Studies«« (wie Anm. 4), S. 294; Smith, John B.: »Computer Criticism«. In: Rosanne G. Potter (Hg.): *Literary Computing and Literary Criticism. Theoretical and Practical Essays on Theme and Rhetoric*. Philadelphia 1989, S. 13–44, hier S. 39.

³¹ Hierzu und zum Folgenden schon Smith: »Computer Criticism« (wie Anm. 30), S. 39.

³² Vgl. McEnery/Xiao/Tono: *Corpus-Based Language Studies* (wie Anm. 1), S. 6f.

³³ Vgl. Biber, Douglas: »Representativeness in Corpus Design«. In: *Literary and Linguistic Computing* 8 (1993), S. 243–257; Hunston, Susan: »Collection Strategies and Design Decisions«. In: Lüdeling/Kytö: *Corpus Linguistics* (wie Anm. 23), S. 154–168; Lemnitzer/Zinsmeister: *Korpuslinguistik* (wie Anm. 1), S. 50–54, 57 f.; McEnery/Xiao/Tono: *Corpus-Based Language Studies* (wie Anm. 1), S. 13–21, 71–73. Die besonderen Probleme, die historische Korpora in dieser Hinsicht bereiten, beleuchtet Claridge: »Historical Corpora« (wie Anm. 22), S. 246–249, die Übertragung auf literarische diskutieren Heuser/Le-Khac: »A Quantitative Literary History« (wie Anm. 30), S. 5, und Jannidis/Lauer/Rapp: »Hohe Romane und blaue Bibliotheken« (wie Anm. 27), S. 8–10.

³⁴ Vgl. Lemnitzer/Zinsmeister: *Korpuslinguistik* (wie Anm. 1), S. 54–57; eine umfassende Diskussion bietet Kepser, Stephan/Reis, Marga (Hg.): *Linguistic Evidence. Empirical, Theoretical and Computational Perspectives*. Berlin/New York 2005; aus literaturgeschichtlicher Sicht Heuser/Le-Khac: »A Quantitative Literary History« (wie Anm. 30), S. 7–9.

³⁵ Vgl. allgemein zur Statistik in der Korpuslinguistik Baroni, Marco/Evert, Stefan: »Statistical Methods for Corpus Exploitation«. In: Lüdeling/Kytö: *Corpus Linguistics* (wie Anm. 23), S. 777–803; Manning, Christopher D./Schütze, Hinrich: *Foundations of Statistical Natural Language Processing*. Second Printing with Corrections. Cambridge, MA/London 2000; McEnery/Xiao/Tono: *Corpus-Based Language Studies* (wie Anm. 1), S. 52–58; Mehler, Alexander: »Quantitative Methoden«. In: Lobin/Lemnitzer: *Texttechnologie* (wie Anm. 2), S. 83–107; praktisch einführend Baayen, Rolf Harald: *Analyzing Linguistic Data. A Practical Int-*

Methoden der Statistik etwa im Bereich der Stilanalyse, der Historischen Semantik, der Rezeptionsforschung³⁶ oder der Literaturgeschichte³⁷ attraktiv sein. Auch die Zuweisung von Texten zu Gattungen oder Genres lässt sich so automatisieren, was es erlaubt, die überkommenen Klassifikationen zu testen;³⁸ entsprechend kann man in Korpora nach intertextuellen Bezügen suchen.³⁹ Des Weiteren basieren die Metrik und die Strophik auf Regelmäßigkeiten und bieten sich ebenfalls für maschinelle Analysetechniken an.⁴⁰ Als letztes Anwendungsgebiet quantitativer Verfahren ist hier die Narratologie zu nennen, die in hohem Maße formalisiert ist und sich deswegen für deren Einsatz eignet.⁴¹

Drittens werden abstrakte Modelle künftig auch in der Literaturwissenschaft eine größere Rolle spielen.⁴² Denn wenn das Distant Reading, das die enormen, tatsächlich vorhandenen Textmengen in den Blick nehmen will, neben das Close Reading tritt, das dem kanonisierten Einzeltext gilt – anders als Franco Moretti würde ich diese unterschiedlichen Arten des Lesens nicht in ein Verhältnis der Ersetzung, sondern in eines der Ergänzung bringen wollen –, braucht es Verfahren, die zwischen den zahllosen Einzeldaten Zusammenhänge stiften. Zu ihnen gehören Techniken der Visualisierung wie Graphen, Stammbäume und Karten,⁴³ die etwa die äußeren Konjunkturen und die innere Geschichte von Gattungen sowie die Relationen zwischen Figuren,⁴⁴ zwischen Orten oder zwischen Figuren und Orten veranschaulichen. Legt man sie – hier wäre Moretti weiterzudenken – nicht analog, sondern digital an, lassen sie sich dynamisch gestalten, wobei sie dann wiederum

roduction to Statistics Using R. Cambridge u. a. 2008, und Gries, Stefan Thomas: *Statistik für Sprachwissenschaftler*. Göttingen 2008; zur Überprüfung literaturwissenschaftlicher Thesen Stevenson, Barbara: »Adapting Hypothesis Testing to a Literary Problem«. In: Potter: *Literary Computing and Literary Criticism* (wie Anm. 30), S. 61–74.

³⁶ Vgl. Finn, Ed: »Becoming Yourself: The Afterlife of Reception«. In: *Literary Lab. Pamphlets* 3 (2011). In: <http://litlab.stanford.edu/LiteraryLabPamphlet3.pdf> (29.3.2013).

³⁷ Vgl. dazu die Modellstudie von Heuser/Le-Khac: »A Quantitative Literary History« (wie Anm. 30).

³⁸ Vgl. Allison u. a.: »Quantitative Formalism« (wie Anm. 23), S. 5; Hockey: *Electronic Texts* (wie Anm. 8), S. 69; Jannidis: »Computerphilologie« (wie Anm. 6), S. 36.

³⁹ Vgl. Hockey: *Electronic Texts* (wie Anm. 8), S. 67–69.

⁴⁰ Vgl. ebd., S. 78–83.

⁴¹ Vgl. Jannidis: »Computerphilologie« (wie Anm. 6), S. 35 f.; Jannidis/Lauer/Rapp: »Hohe Romane und blaue Bibliotheken« (wie Anm. 27), S. 12 f.; skeptisch: Meister, Jan Christoph: »Computational Approaches to Narrative«. In: David Herman/Manfred Jahn/Marie-Laure Ryan (Hg.): *Routledge Encyclopedia of Narrative Theory*. London/New York 2005, S. 78–80.

⁴² Vgl. hierzu und zum Folgenden Moretti, Franco: *Kurven, Karten, Stammbäume. Abstrakte Modelle für die Literaturgeschichte*. Mit einem Nachwort von Alberto Piazza. Frankfurt a. M. 2009.

⁴³ Dass diese bei Moretti höchst problematisch sind, zeigt Mellmann, Katja: »Evolutionsgedanken als Factory Outlet. Frano Morettis »Stammbäume« der Literaturgeschichte«. In: *literaturkritik.de* 2 (2009). In: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=12719 (19.6.2013).

⁴⁴ Hier kommen auch Netzwerke ins Spiel vgl. Moretti, Franco: »Network Theory, Plot Analysis«. In: *Literary Lab. Pamphlet* 2 (2011). In: <http://litlab.stanford.edu/LiteraryLabPamphlet2.pdf> (27.3.2013).

auf einer (computer-)linguistischen Erschließung der Texte aufbauen.⁴⁵ In jedem Fall dürfte der Einsatz solch »objektivistische[r] Verfahrensweisen«⁴⁶ die Literatur- der Sprachwissenschaft annähern.

Das Ende der Interpretation ist mit ihnen – um abschließend noch ein weit verbreitetes Vorurteil aufzugreifen – nicht verbunden; vielmehr stellen sie nur eine andere Art des Interpretierens dar. Grundsätzlich bedürfen alle Daten, die sich aus Korpora erheben lassen, der Interpretation, und dasselbe gilt selbstverständlich für sämtliche Methoden, die angewandt werden, um sie zu gewinnen.⁴⁷ Allerdings sind Interpretationen, die sich (auch) auf Daten stützen, valider, weil sie transparent machen, auf welchen Wegen und auf welcher Basis sie gewonnen worden sind, und weil sie sich in höherem Maße der Prüfung aussetzen. Die Zusammenarbeit mit der Sprachwissenschaft wäre demnach nicht nur vom Streben nach neuen Erkenntnissen getragen, wie sie die Korpora bereithalten, sondern ein weiteres Mal mit dem Anspruch verbunden, das literaturwissenschaftliche Tun qua Empirie zu verwissenschaftlichen, ohne es dabei um seine Spezifika zu bringen, denn: »Nur Fühlende haben ein Interesse am Messen: Sie wollen es genauer wissen. Nur Messende haben ein Interesse am Fühlen: Sie wollen es genauer wissen.«⁴⁸

⁴⁵ Zur Bedeutung der Visualisierung von Textbefunden vgl. Heuser/Le-Khac: »A Quantitative Literary History« (wie Anm. 30), S. 48; Meister: »Computerphilologie vs. »Digital Text Studies«« (wie Anm. 4), S. 294 f.

⁴⁶ Moretti: *Kurven, Karten, Stammbäume* (wie Anm. 42), S. 8.

⁴⁷ Vgl. Heuser/Le-Khac: »A Quantitative Literary History« (wie Anm. 30), S. 4, 46; Meister: »Computerphilologie vs. »Digital Text Studies«« (wie Anm. 4), S. 273.

⁴⁸ Seel, Martin: *Theorien*. Frankfurt a. M. 2009, S. 67.

Neues für Ihr Smartphone: Die Lit-App ©

Die Literaturwissenschafts-Applikation (kurz Lit-App) ist die ultimative Antwort einer konsequent medienorientierten Germanistik auf das mobile Internet. Spätestens 2016 wird die Kurzanleitung zum kostenlosen Download überall innerhalb der Bologna-Zone in jedem Erstsemester-Pack liegen, zwischen Parfümprobe (bzw. Kondom) und Müsliriegel. Das Herunterladen wird dann natürlich längst nicht mehr an die Wahl eines Studienfachs gebunden sein – und schon gar nicht an ein Studium.

Dienen soll die Lit-App (light up!) nämlich zuallererst der akademischen Standortsicherung bzw. der Förderung des Wettbewerbs zwischen den einzelnen ehemaligen Volluniversitäten und ihren Lehrformen. Ein Kampf um Raum, längst als letzte Essenz des öffentlichen wie privaten Lebens erkannt, hat zugleich den nützlichen Nebeneffekt der Wegschaffung der Historie aus dem Leben.

Bisher haben wir die Studierenden auf allzu viele Abwege zu allen möglichen literarischen Texten geschickt. Es kommt aber darauf an, mit Hilfe der Lit-App Umwege, sprich turns, zu vermeiden. Am Herzen liegt uns daher die frühestmögliche bedarfsgerechte Orientierung der Studieninteressenten und Studienanfänger/innen. Der Bildungsdschungel gerade in den früher geistes-, dann eine Weile lang kulturwissenschaftlich genannten Fächern muss vom Start weg transparent gemacht werden, notfalls durch Brandrodung. Prioritäten müssen gesetzt und der Blick gerade derjenigen, die sich heute noch als physisch Anwesende in die sogenannte Hochschullandschaft verirren, muss sofort auf das wirklich Wesentliche gelenkt werden.

Dabei geht es um das optimale, dynamisierte Gleichgewicht zwischen schrumpfenden Ressourcen, sich ausweitenden Konzeptionen, verkürzten Durchlaufzeiten, auseinanderdriftenden Zielgruppen und längst überquellenden Absoluten-Rückhaltebecken. Die Lit-App stellt hierfür ein optimiertes Bildungs-Navigationssystem bereit, das die hinter jeder Biegung (>turn<) lauenden Chancen und Risiken im Voraus erkennt, anzeigt und mit den Vorgaben aus dem Profil jedes einzelnen Studierenden abgleicht. Nur solche para- und postuniversitären Dienstleistungen erfüllen tatsächlich die allgemein kodifizierten Normen der Zielgruppengerechtigkeit, Chancengleichheit und der Marktoptimierung von Studieninhalten.

Natürlich wird auch der Qualifizierungsgedanke nicht übergangen: Die App zählt mit, wie oft sie, nach der längst überfälligen Verkürzung der Studienzeiten, innerhalb der schlussendlich übriggebliebenen Studien-Woche aufgerufen wird.

Mit nur wenigen Credit-Klicks führt die App zum EU-weit gültigen Katalog aktuellster Nachschlüsselqualifikationen.

Und wie funktioniert's nun? Auf die denkbar einfachste Weise: Die App verfügt über ein Eingabefeld, in das maximal 80 Zeichen hineinpassen, außerdem über ein Feld für die Adressausgabe in gleichem Umfang und die Navigationsanzeige. Benutzer/innen müssen keine Umlaute und weder das c, noch das ß, das x oder das y beherrschen; der Rest sind ohnehin Bilder. Die Hersteller verpflichten sich zu verlässlichen updates, insbesondere zur regelmäßigen Aktualisierung der regions-spezifischen Adressen. Außerdem wird hier ein Zufallsgenerator eingesetzt, der es erlaubt, auf die Suchanfragen durch überraschende neue semantische Verknüpfungen zu reagieren (*turn*-Übungen). Insbesondere werden die Interessen der regionalen Wirtschaftsförderung, des Kultur- und Eventmarketing, des Hochschulprofils sowie der Agentur für politische Korrektheit (früher Wahrheitsministerium) in den bereitgestellten Informationen kreativ aufgegriffen.

Soweit es die Begrenzung der Zeichenzahl zulässt, sind Suchanfragen zu Autorennamen, Werktiteln, Gattungen, zufälligen Hirnblasen u. a. möglich. Die Lit-App weiß auf alles eine Antwort, und zwar schon knapp vor der Frage; automatische Ergänzungsvorschläge, Algorithmenbildung über die häufigsten Suchanfragen und Rechtschreibhilfe sind selbstverständlich.

Einige Beispiele für das wirklich umfassende Service-Angebot der Lit-App:

Eingabe:

Johann Peter Hebel

Anzeige: Informationen über die nächstgelegene Weinstraße mit Anschriften der angesagtesten Restaurants, Weingüter und Weinprobeterminen

Eingabe: Faust I

Anzeige: Kontaktdaten der örtlichen Selbsthilfegruppe Studieren mit Kind

»Joseph und seine Brüder« – Kontakt zur zuständigen Gleichstellungsbeauftragten

»Die Verwandlung« – Regionale Borkenkäfer-Monitoringstelle

»Othello« – Selbsthilfegruppe Anti-Diskriminierung

Stichwort »Komödie«: Link zum kostenlosen Download sämtlicher Folgen der *Feisten Drei*

Kleist – Freiwilligenwerbung der Bundeswehr

Literatur und kulinarische Kulturen – Wegweiser zur nächsten McDonald's-Filiale (sponsored link).

Viele Autoren sind auch besonders gut mit Lifestyle-Produkten zu vernetzen und können für sie als Werbeträger dienen (»Die Einsamkeit des Langstreckenläufers«; die gesamte deutsche sogenannte Pop-Literatur).

Fakultativ können zusätzlich Zusammenfassungen von Romanen oder Dramen in 80 Zeichen (ohne Benutzung gebeugter Verben oder Adjektive) downgeloadet werden. Eine der attraktivsten Zusatzanwendungen erstellt schließlich auf dieser Basis vollautomatische Kommentare oder Blog-Beiträge zu – selbstverständlich –

ungelesenen Texten für die persönliche Homepage, das post-germanistische Party-Gespräch usw.

Über die klare Inhalts-, also Ökonomieorientierung hinaus stellt die kontextsensitive Umformulierung von Texten der Weltliteratur eine wesentliche didaktische Erleichterung dar, weil sie allzu komplexe Vermittlungsformen umgeht. In Lebenswelten, in welchen nicht einmal eine elektronische Haltestellenanzeige den Wartenden noch die Abstraktionsleistung abfordert, sowohl die Uhrzeit als auch den Fahrplan selbständig lesen und beide Datenmengen drittens noch in ein Verhältnis bringen zu können, kann und darf der Literaturunterricht in puncto Anschaulichkeit nicht zurückstehen. Die einzige, auch didaktisch alles bewegende Frage ist die nach dem Bezug der Texte zu der Ich-Hier-Jetzt-Origo des Studierenden, welche aber ständig unterwegs ist und sich angesichts allzu vieler turns und Abzweigungen vor der Lektüre von z.B. »Faust« nur noch fragt: Wie gelange ich am schnellsten in Auerbachs Keller? Oder auf Robinsons TUI-Insel, etc. Der beste »turn« ist immer noch, was einen antörnt, oder?

Damit rückt eine Verdichtung und strikte Anwendungsorientierung des Lernstoffs buchstäblich in greifbare Nähe: in touch bleiben mit dem smarten Phone! Im Idealfall soll künftig kein/e Studierende/r länger als für die Dauer einer Lit-App-Abfrage in der Warteschleife Kultur oder in der Warteschleife Sprache festgehalten werden, sondern schnellstmöglich ins Leben, das heißt in gewinnversprechende Zonen zurückgeführt werden. Auf höchstmögliche Aktualität und Realitätsnähe wird natürlich der größte Wert gelegt. Was sonst sollte nach allen medialen turns schließlich in der Literatur sichtbar werden und von ihr übrigbleiben – wenn nicht ihre Inhalte, oder genauer: deren Shareholder-Value. Kurs ist schließlich Kurs, in academia wie an der Börse. Es kommt nur darauf an, beides intelligent zu verknüpfen. Künftig wird niemand mehr etwas wie Phantasie entwickeln oder auf die Idee kommen müssen, dass es sich bei den eingegebenen Begriffen um etwas anderes als um austauschbare Zeichenketten handele. Schließlich ist das ja auch – dafür haben wir fünf Jahrzehnte gekämpft – nicht der Fall.

Die Lit-App ist natürlich auf Nachhaltigkeit angelegt, wie wir sie seit Pawlows Experimenten als Grundlage jeder höheren Bildung kennen. Nur regelmäßige Anwendung über einen längeren Zeitraum, also etwa über die Halbwertszeit eines Minister-Dokortitels oder 100 Einwochen-Studierendengenerationen hinweg, kann Reflexion durch Reflexe ersetzen. Nur Wiederholung garantiert das Lernen der im Leben wirklich wichtigen Geschäftsadressen und verhindert, dass sich etwa durch die Hintertür doch wieder Texte ins gerade gesäuberte Bildgedächtnis einschleichen. Jeder Verantwortliche im Bereich der universitären Bildung weiß, dass Texte nichts bedeuten. Wer einmal ins Internet geschaut hat, erkennt, dass Wörter von Natur aus zufällig – und in zufälliger Schreibweise – aufeinander folgen. Es wäre vermessen, die Anwender der Lit-App durch das Lehren längst historisch gewordener Regeln in ihrer Abbiege-Freiheit beschränken und irritieren zu wollen. Haben aber Texte oder gar sogenannte Sprachkunstwerke keinerlei eigene Struktur, sondern sich längst als elektronische Phantome in die Virtualität verflüchtigt, wie sollte es dann ein Wunder sein, dass auf breitester Front die Flucht (»one good

turn«) in die Inhalte eingesetzt hat, das heißt dorthin, wo andere Arten von Schein am leichtesten mit Inhalten verwechselt werden. Unsere App automatisiert diesen Vorgang lediglich und erlaubt, ihn auf ökonomischste Weise abzuschließen. Damit amortisieren sich noch die letzten einst in die längst geschlossenen und abgewickelten germanistischen Bibliotheken und Institute investierten Kosten, und was die Forschung betrifft, kann die stagnierende Selbstbefriedigung ohnehin nur auf dem Wege der Autosuggestion noch auf Wachstumskurs gebracht werden. Es gilt, die kulturellen Gedächtnisspeicher von Ballast zu reinigen und sie freizubekommen für das heutzutage einzige Wissensgut von wirklich zukunftsichernder Bedeutung: Kurse, und nochmals Kurse, also Währungs- und Aktienkurse.

Braucht also die Germanistik angesichts all dessen einen germanistischen turn? Nun, zunächst einmal wurde die Lit-App auch als Diskussionsumgehungssystem entwickelt: Tauchen etwaige Meinungsverschiedenheiten, gar interessante Streitpunkte auf, nimmt der kluge Navi-Besitzer (App-Applikant) einfach einen anderen *turn*. Sollte er dabei versehentlich bei Grundfragen der Form, der Historizität von Bedeutungen und der ästhetischen Eigengesetzlichkeit sprachlicher Gestaltung landen, wäre das zwar nicht im Sinne des Erfinders, aber vielleicht unausweichlich.

Wie man es auch dreht und wendet, es fehlt etwas (facheinheitliche Theorie)

1984 stellte Niklas Luhmann der Soziologie den Befund »Theoriekrise«¹ aus. Aussagen, die den Begriff der Krise bemühen, sind stets drastisch; die Rede von einer Krise der Theorie betrifft das Zentrum der Wissenschaft. Die Entscheidung über – um im eigentlichen Bedeutungsfeld des Begriffs zu bleiben – Leben und Tod/weiteres Dahinsiechen steht an. Zugleich motiviert der Begriff die Aktivierung einer Semantik des Umschlags bzw. der Wende. Wer Krise sagt, schreibt in diesem Sinne Reinhart Koselleck, zeigt an, »daß eine Entscheidung fällig ist, aber noch nicht gefallen. [...] Die allgemeine Unsicherheit in einer kritischen Diskussion ist also durchzogen von der einen Gewißheit, daß – unbestimmt wann, aber doch bestimmt, unsicher wie, aber doch sicher – ein Ende des kritischen Zustandes bevorsteht. [...] Die Krise beschwört die Frage an die geschichtliche Zukunft.«² Der »Umschlag der bestehenden Verhältnisse«³ hatte sich 1984 zumindest für die Soziologie bereits konkretisiert. Luhmann bestimmt ihn als Ende der Exegese der Klassiker und der Versuche, diese zu kreuzen, also Verbindungen zwischen klassischen und daher nicht mehr hinterfragten Theorien zu ziehen, Elemente einer klassischen Theorie in die andere klassische Theorie zu transplantieren, um dann, im nächsten Schritt, Verwässerung zu beklagen und durch Reinigung wieder den unverfälschten Klassiker zurückzugewinnen. 1984 ist die Soziologie, so Luhmann, noch ganz mit »[...] selbstproduzierten Daten und, was Theorie angeht, [...] mit selbstproduzierten Klassikern«⁴ beschäftigt. Es bedarf eines radikalen Schnitts, einer Wende, will man dem anzunehmenden weiteren Verlauf entgegenwirken. Die Antwort kann nur in einer allgemeinen Theorie liegen, zu der *Soziale Systeme* den *Grundriß* liefert:

Die Einheit der Soziologie erscheint dann nicht als Theorie und erst recht nicht als Begriff ihres Gegenstandes, sondern als pure Komplexität. Das Fach wird nicht nur intransparent, es hat seine Einheit in seiner Intransparenz. Die Komplexität wird nur perspektivisch angeschnitten, und jeder Vorstoß variiert mehr, als er kontrollieren kann. Selbst wenn man also mit einer Ausschöpfung des

¹ Luhmann, Niklas: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M. 1984, S. 7.

² Koselleck, Reinhart: *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt* [1959]. Frankfurt a.M. 1997, S. 105.

³ Koselleck: *Kritik und Krise* (wie Anm. 2), S. 105.

⁴ Luhmann: *Soziale Systeme* (wie Anm. 1), S. 28.

Gedankenguts der Klassiker früher oder später rechnen müsste, hätte man mit der selbsterzeugten Dunkelheit immer noch genug zu tun.⁵

So weit sei es gekommen, weil die Soziologie sich als »lernunfähig«⁶ erwiesen habe: Man habe sich von Umwelt-Angeboten wie u. a. Informationstheorie und Kybernetik nicht irritieren lassen. Das in *Soziale Systeme* gemachte und mit »Universalitätsanspruch« auftretende Angebot ist eine solcherart informierte universale Theorie, die an »fachfremde, interdisziplinär erfolgreiche Theorieentwicklungen«⁷ anknüpft und zur »facheinheitlichen Theorie«⁸ taugt. Dies selbstverständlich im Zeichen des allen Fundamentalfuror begleitenden Hinweises auf Kontingenz, nämlich dass eine solche Theorie nicht notwendig Systemtheorie heißen müsse (aber einiges für den Systembegriff spreche). Und dennoch ist hier der legitime Anspruch, den man sicher auch an das stellen kann, was sich als Wende/*turn* aus gibt oder von anderen als solche ausgegeben wird, erfüllt: Es geht um das Ganze.

Lässt sich daraus vielleicht etwas über unsere Situation, d. h. die auf Dauer gestellte Beobachtung einer Krise der Philologie und die vielen kleinen Wenden und Kehren lernen? Die Symptome, die den Beobachter auf eine Krise schließen lassen und die damit einhergehenden Vorwürfe unterscheiden sich, wie die langen Debatten um das Fach *Neuere deutsche Literaturwissenschaft* zeigen, wenig: Planlosigkeit, Verdunklung, Selbstbezogenheit. In Dialogform auf dem Flur klingt das so: »Was macht eigentlich die neuere Abteilung?« »Ich glaube, das wissen die selber nicht mehr wirklich. Irgendwas mit Theorie.« Das Fach scheint für Beobachter intransparent zu werden. Allerdings entsteht dies im Fall der Philologie gerade aus der Bereitschaft, sich durch Angebote der disziplinären Umwelt irritieren zu lassen und diese Irritation informativ zu machen. Diese theoretisch informierten und doch perspektivischen Anschnitte, die den Beobachter verwirren, segeln momentan ironischerweise unter der Flagge des *turns*. Gerade das, was sich als Wende selbst beschreibt oder beschrieben wird und von daher auf die Krisensemantik bezogen ist (es sei denn, irgendwer zöge Schlingern dem geraden Kurs vor, um es etwas interessanter zu machen) trägt zur Undurchschaubarkeit der Komplexität und d. h. der weiteren Verdunklung bei.

Das Problem liegt in der Wende, die jede Rede von einem *turn* zitiert – und woraus sie zugleich den Anspruch legitimiert, wahrgenommen zu werden. Es ist die Herkunft der Rede, die auch im Zitat noch den Verdacht erweckt, es könnte sich diesmal wirklich um die Peripetie der Tragödie handeln, hin zum Guten (was ja durchaus möglich ist). Die Rede von *turns* lehnt sich bekanntlich an Richard Rortys programmatischen Sammelband *The Linguistic Turn* von 1967 an. Der Universalitätsanspruch und die Herausforderung der Disziplin sind in diesem Fall kaum zu übersehen: Mit der Hinwendung auf das Medium sollte sich die Zukunft der Philosophie entscheiden, und im Zuge dessen auch die Frage, ob Philosophie

⁵ Ebd., S. 8 f.

⁶ Ebd., S. 25.

⁷ Ebd., S. 11

⁸ Ebd., S. 7.

eine Wissenschaft ist oder nicht.⁹ Die Wende zur Sprache/auf das Medium hat in diesem Fall so weitreichende Konsequenzen, dass von einem Paradigmenwechsel gesprochen werden kann. Was hier als *turn* eingeführt wird, versucht sich an einer allgemeinen Theorie der Disziplin.

Die gegenwärtigen *turns* der Literatur- und Kulturwissenschaften unterlaufen diesen Anspruch schon durch den engen Zuschnitt des *turns*: So lässt sich etwa vom *postcolonial turn* kaum verlangen, Angebote für eine allgemeine Theorie des Fachs zu machen. Der Anspruch, den die Rede von einem *turn* impliziert, wird zugleich erhoben (denn ansonsten könnte man es auch lassen, eine Wende zu verkünden) und aufgegeben. Die Folge davon ist, dass die Erwartungen diffus werden: Irgendwie suggeriert die Rede von einem *turn*, es habe eine allgemeine Wende stattgefunden bzw. stehe bevor und irgendwie ist es die Eröffnung einer weiteren Schwerpunktbildung in der Disziplin, die zu weiterer Textproduktion und Unüberschaubarkeit führt, ansonsten aber mit allem friedlich koexistiert. Der übliche Hinweis auf die Differenz von Begriff und Bezeichnung reicht im Fall der starken Semantik der Wende nun nicht aus. Es fragt sich also, was der Begriff leistet. Das bisschen Flitter eines weiteren Anglizismus dürfte zumindest leicht zu ersetzen sein.

Zieht man die Rede von *turns* aus der Situationsdiagnostik ab, zeigt sich die wendegeplagte Philologie als das, was sie spätestens seit Ende der Werkimmanenz ist: polykontextual und polyzentrisch. Dies hat einerseits erfreuliche Freiheitsgrade eröffnet, was sich u. a. in den Themen und Methoden der gegenwärtig angefertigten Dissertationen zeigt. Andererseits bedeutet es Selektionszwang (was Komplexität eben mit sich bringt) und damit, um der Intransparenz vorzubeugen, mehr Aufwand in der Begründung von Selektionen. Dies ist aber durchaus machbar und auch vermittelbar. Sobald man aufhört, Schwerpunktbildungen (aufgrund der Unübersichtlichkeit) als Krise und Abwendung der Krise (als *turn*) zu deuten, dürfte sich auch die Semantik der Wende erledigen. Wenn gerade die Polyzentrik aber zur Diagnose eines Mangels führt, bedarf es statt Klagen und Planung des nächsten *turns* der erneuten, da bisher nicht beantworteten Frage nach einer facheinheitlichen Theorie. Eben der Frage, die Luhmann für die Soziologie gestellt hat. Und das bedeutet dann zwangsläufig, sich so weit wie Luhmann 1984 aus dem Fenster zu lehnen. Auch dann hat sich die Paradoxie der *turns* bzw. das Ausrufen von Wenden, kaum dass Anschlussfähigkeit unter Beweis gestellt wurde, erledigt.

Dies bedeutet allerdings sicher nicht weniger Theorie und sicher nicht weniger Diskussion. Denn nach wie vor hat Peter Szondi's Feststellung, dass »eine neue Methodenlehre der Philologie vonnöten ist«, ¹⁰ ihre Berechtigung. Was also, wie

⁹ Vgl. den in den Band aufgenommenen Beitrag von Schlick, Moritz: »The Future of Philosophy« [1932]. In: *The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method*. With two Retrospective Essays. Hg. v. Richard M. Rorty. Chicago 1992, S. 43–53.

¹⁰ Szondi, Peter: »Bemerkungen zur Forschungslage der literarischen Hermeneutik«. In: Peter Szondi: *Studienausgabe der Vorlesungen* (Bd. 5 = *Einführung in die literarische Hermeneutik*). Hg. v. Jean Bollack/Helen Stierlin. Frankfurt a.M. 1975, S. 404–408, hier S. 405.

sehr man es dreht und wendet, fehlt, ist eine *literarische Hermeneutik* der Gegenwart. Nicht, dass es keine aussichtsreichen Kandidaten gegeben hätte, wie die vielfach ungeliebten Theoriediskussionen gezeigt haben (die immerhin Anlass zur Selbstversicherung fachexterner und einiger -interner Beobachter gegeben haben, dass sie wohl alles richtig machen, schließlich machen die mit der Theorie ja alles falsch). Aber gerade das Beispiel der Dekonstruktion macht deutlich, dass diese Hoffnungen auch enttäuscht werden können – wobei es wiederum Szondi war, der *De la Grammatologie* als »Literaturtheorie« verstanden hat und 1970/1976 verwundert feststellte, dass dies »in Deutschland noch kaum Beachtung gefunden hat«¹¹. Bekanntlich lud Szondi Derrida dann nach Berlin ein; hier scheinen die Grenzen weniger scharf gezogen worden zu sein, als dies dann später der Fall war – was sicherlich produktiver ist. Aber nur weil es Enttäuschungen gibt, hört man wohl nicht auf, es zu versuchen und fängt an, traurig ob der Hoffnungslosigkeit der Situation zu werden.

Man kann sich fragen, wie diese Interpretationslehre zugeschnitten sein soll, und wird vermutlich primär darunter nicht mehr wie Szondi eine die »Philologie mit der Ästhetik versöhnende Auslegungslehre verstehen wollen«¹², obwohl auch dies mit Blick auf Probleme der Form nach wie vor zu diskutieren wäre. Gleiches gilt für die Frage nach Ästhetik als Philosophie der Kunst oder/und Medienästhetik. Gerade die Diskussion um Medien hat so starke Spuren hinterlassen, dass sie glücklicherweise nicht mehr ignoriert werden kann, was sich nicht zuletzt in Denominationen niederschlägt. Die Einheit des Fachs lässt sich allerdings durch Medientheorie nicht generieren, es sei denn, man möchte sich fortan mit der Medienwissenschaft verwechseln.

Man kann dann darüber diskutieren, ob zur Ausarbeitung dieser Auslegungslehre »die Literaturwissenschaft mit der neueren Sprachwissenschaft sich verbünden muß«¹³. Ohne Zweifel nach wie vor gültig ist allerdings der Hinweis, dass diese Interpretationslehre sich selbst als geschichtlich verstehen muss. Es geht, hier lohnt sich m.E. die schlichte Wiederholung, um »ein künftiges System, das dereinst seinerseits als ein historisches erscheinen wird.«¹⁴ Alle Hoffnung, dass es diesmal für die Ewigkeit ist und die Theoriediskussion aufhört, muss wohl eine trügerische bleiben. Die Einheit des Fachs wird sich – anders lautenden Behauptungen zum Trotz – nicht jenseits der Theorie finden. Dies gilt auch dann, wenn die Behauptung, es ginge auch und sogar besser theoriefrei, in der Form eines *turns* ausgegeben wird. Und die Rede von einem *hermeneutic turn* wäre glücklicherweise in einem Fach, das es grundsätzlich mit der Auslegung von Texten zu tun hat, so redundant, dass sie uns erspart bleiben dürfte.

¹¹ Szondi, Peter: »Schleiermachers Hermeneutik heute«. In: Peter Szondi.: *Schriften II*. Hg. v. Jean Bollack u.a. Frankfurt a.M. 1977, S. 106–130, hier S. 113.

¹² Szondi, Peter: *Studienausgabe der Vorlesungen* (Bd. 5 = *Einführung in die literarische Hermeneutik*). Hg. v. Jean Bollack/Helen Stierlin. Frankfurt a.M. 1975, S. 25.

¹³ Szondi: »Schleiermachers Hermeneutik heute« (wie Anm. 11), S. 109.

¹⁴ Szondi: *Studienausgabe* (wie Anm. 12), S. 25.

Wendeschwindel

Die Herausgeber dieser Zeitschrift imaginieren am Schluss ihrer Überlegungen zur disziplinären Identität der Germanistik eine schwindelerregende letzte (?) Drehbewegung: hin zu sich selbst und zugleich weg zu anderen. Man möchte gerne erleben, welche Figur das Fach dabei macht. Welches Fach eigentlich?

Ich sehe, oberhalb der stetig wechselnden sektoralen Forschungsrichtungen, mindestens drei ›Germanistiken‹. Die erste versteht sich traditionell als Philologie und damit als basale Verstehenslehre mit dem Versprechen, innerhalb der Gesamtheit der Geisteswissenschaften eine spezifische Erkenntnisleistung zu erbringen, die zweite als Sprach- und Literaturtheorie im Sinne einer an Literalität und Oralität historisch-systematisch ausgerichteten Ästhetik, Poetik (bzw. Gattungslehre) und Rhetorik. Die dritte schließlich hat sich hin zu einer Kulturwissenschaft ›entgrenzt‹ und beansprucht damit zugleich Gesellschaftstheorie, Historik, Soziologie, Anthropologie oder Mediologie zu sein. Sie stellt ein sehr dynamisches und ebenso instabiles Moment innerhalb des Fachganzen dar.

Noch werden bisher – vor allem durch Ausbildungsstandards und Qualitätsnormen – die auseinanderstrebenden Richtungen durch ein Reservoir von Grundaxiomen, die als theoretische, methodische und gegenstandsbezogene ›Selbstverständlichkeiten‹ gewissermaßen unsichtbar geworden sind, zusammengehalten. Sie sind es, die eine geregelte disziplinäre und interdisziplinäre Kommunikation überhaupt erst ermöglichen. Die Funktion dieser Wissensbereiche wird in der Regel unterschätzt. Man sollte die ›Selbstverständlichkeiten‹ nicht als ›blinde Flecken‹ theoretischer Reflexion verorten, sondern als epistemisches Feld, das durch vielfache Überlagerungen eines in historisch unterschiedlichen theoretischen und methodischen Konstellationen gewonnenen Wissens ausgezeichnet und deshalb komplexer und dynamischer ist, als es wahrgenommen wird. Die literaturwissenschaftlichen Grundannahmen kennzeichnet zudem eine hohe Konvertibilität für konkurrierende Theorien.

Anders als die Herausgeber sehe ich keine Anhaltspunkte dafür, dass durch eine ›germanistische Wende‹ eine Annäherung der drei oben grob umrissenen Richtungen erreicht werden könnte. Es wäre schon viel gewonnen, wenn die Tradierung und Weiterentwicklung literaturwissenschaftlicher Grundannahmen gesichert wäre. Beobachten lässt sich hingegen, dass sie in kulturwissenschaftlichen Forschungs- und Ausbildungszusammenhängen zurückgedrängt werden, sodass interdisziplinäre Interferenzen zunehmen.

Vor diesem Hintergrund einer zuverlässigen Grundlage literaturwissenschaftlichen Theorie- und Gegenstandswissens einerseits und einer ›gespaltenen Disziplin‹ andererseits zeichnen sich in einer schwierigen Phase der Neuorientierung der Geisteswissenschaften mehrere gangbare Wege ab, vor allem wenn man die Frage nach der ›Leistung‹ der Germanistik, sei es nun die ›alte‹ oder die ›neue‹, in den Vordergrund rückt. Für meine Arbeit habe ich in Auseinandersetzung mit dieser Situation einen der möglichen Wege eingeschlagen und versucht, die politische Dimension zurückzugewinnen, die jeder Wissenschaft zu Eigen ist. Das klingt nach einem Hang zu umtriebiger Tagespolitik und Vereinfachung. Oder ambitionierter und deutschspezifisch formuliert, nach »Gutmachung, Reinigung und Rechtfertigung« (Thomas Mann). Das Gegenteil bildete die Voraussetzung dafür, Aberhunderte von Quellen, Dokumenten, literarischen Werken und bildlichen Darstellungen zu erschließen, ordnen und kommentieren. Sich zurückziehen, lesen und grübeln, in immer neuen Anläufen schreiben, anstatt Wahrheiten zu verkünden und Meinungen durchzusetzen. Die Rückkehr zum philologischen ›Kern‹ der Germanistik also und zugleich die Verbindung mit den anderen beiden Richtungen, der Sprach- und Literaturtheorie und einer transdisziplinären Kulturwissenschaft.

Vielleicht sollte man ganz einfach nur den Möglichkeiten vertrauen, die eine durch Theorie und Methoden gut ausgerüstete und durch Unabhängigkeit von Trends, und Förder- und Programmlinien sich auszeichnende Geisteswissenschaft ihren Akteuren eröffnet. Das Mainstreamverhalten der US-amerikanischen *humanities* mit ihren modischen *turns* und *labels*, ihren Gurus und deren *political correctness* und akademischen Geschmeidigkeit kann nicht der Maßstab des Erfolgs und der Leistung sein. Der französische Soziologe Boltanski beklagt, gegen die Anpassungswissenschaft gerichtet, dass es kein kritisches Denken mehr gäbe, das den ständigen Veränderungen unserer Welt gewachsen sei. Sicher gibt es keine Weltklärungsmodelle mehr vom Format und der Wirksamkeit eines Marx, Nietzsche, Weber oder Freud. Aber ein paar Etagen tiefer darf man sich als Wissenschaftler schon auf die Suche danach begeben und nach Inhalten und Werten fragen.

Es muss nicht die Erkundung der Nachtseiten der Kultur und der Schattenseiten der Gesellschaft und die Erforschung des Zusammenhangs von Macht, Wissen und Sprache sein. ›Nützlich‹ können solche Forschungen sein, wenn sie über das aufklären, was sprachliche und ästhetische Repräsentationsformen in Räumen des Imaginären an Ignoranz, Lüge, Verstellung, Hass und Verachtung hervorbringen. In einer als überkomplex erlebten Umwelt können die Geisteswissenschaften aber ebenso »Orientierungsfunktionen« (Peter-André Alt) übernehmen. Gemeinsam ist einer pluralen, sich der Gesellschaft zuwendenden Geisteswissenschaft, dass sie die Symbolsysteme erforscht und die ihnen zugrundeliegenden Wahrnehmungs- und Deutungsmuster und die mit ihnen verbundenen Machtkonzepte aufzudecken weiß. Mehr noch eint sie die Haltung, auch in Zeiten eines allgemeinen Werteverlusts auf der Unteilbarkeit des Humanen, der Menschenwürde zu beharren, auf Zeichen ihrer Gefährdung mit ihrer Erkenntniskraft zu reagieren und gegen die Selbstaufhebung zivilgesellschaftlicher Errungenschaften zu wirken. Das vermag sie heute in einer konservativen wie in einer innovativen oder subversiven Varian-

te gleichermaßen: durch die Bewahrung des kulturellen Erbes, ebenso wie durch Gelehrsamkeit und Geistesgegenwart oder die intellektuelle Intervention im politischen Raum.

Literatur und Rhetorik, vormodern

Im großen Lager der Rhetorik finden sich allerhand Angebote für »Formen einer kollektiven sprach- und literaturwissenschaftlichen Intelligenz« (»Call for Papers« zu diesem Heft), wiewohl nicht eben »neue«. Sie verdanken sich einer Episteme, die aus dem Interesse für sprachliches Handeln durch Textformung hervorging. Versuchen, aus diesem Speicher Anregungen für eine »Rückbesinnung auf zentrale Gegenstände und Verfahren« (ebd.) der Germanistik zu beziehen, steht indes der anhaltend wirkungsmächtige Zusammenhang zwischen dem Niedergang der Rhetorik und den Anfängen der Einzelphilologien in den epistemologischen Umbrüchen des 18. Jahrhunderts im Weg. Als beharrungskräftig erwiesen sich etwa die institutionengeschichtlichen Folgen der frühgermanistischen Fehlannahme, eine in Sprache und Literatur bestehende Nationalkultur habe sich aus Verhältnissen eines deutschen Altertums entwickelt. Die Irrigkeit dieser Gründungshypothese ist ihrerseits freilich kein Beleg dafür, dass deutsche Sprache und Literatur vor der Nationalphilologie im Entstehungs- und Rezeptionsraum der erhaltenen Quellen keine wichtigen Bestandteile kultureller Praktiken gewesen wären. Meine germanistische Identität besteht jedenfalls in den Kompetenzen, die es zur Erhellung der in älteren deutschen Sprachstufen erhaltenen Texte als eines solchen Bestandteils braucht.

Der angesprochenen Rückbesinnung setzt allein schon die begriffliche Konstituierung aller Gegenstände Grenzen. Weder *Nibelungenlied* noch *Parzival*, weder Literatur noch Rhetorik »sind« mehr dasselbe wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dass die Erwartungen an die kulturellen Leistungen »schöner« Literatur in jüngerer Zeit abnahmen und die Probleme, im Rekurs auf sie die Existenz einer institutionalisierten Literaturwissenschaft zu rechtfertigen, im selben Maß wuchsen, könnte historisierungswillige Interessen an der Geschichte poetischer Praktiken – verstanden als Verbindungen aus Formenrepertoires und ihnen zugeschriebenen kulturellen Bedeutungen – wegen der geringeren Versuchung zur Gegenwartslegitimierung immerhin auch fördern. Unter dieser Voraussetzung sollte eine Wissenschaft von der älteren deutschen Literatur, die die vormoderne rhetorische Episteme ins Kalkül zieht, nicht zuletzt an den Begriffen zentraler »Gegenstände« arbeiten.

Aristoteles wollte die Rhetorik als eine Fähigkeit verstehen, »bei jedem Gegenstand das möglicherweise Glaubenerweckende zu erkennen« (»Rhetorik« I.2; 1355^b). Das impliziert eine für den Wissenstypus »techné« charakteristische Verbindung zwischen Erkenntnis und Handeln: Der Redner braucht zur Identifikation

des Glaubhaften ein Analyseverfahren, dessen Ergebnisse seine Praxis des Glaubhaftmachens anleiten. Den Anspruch, praktische Methoden des Glaubhaftmachens auf analytische Heuristiken des Glaubhaften zu gründen, hat die Rhetorik während ihrer langen vormodernen Geschichte im Rahmen unterschiedlicher kultureller Wirklichkeitsmodelle verfolgt: Aristoteles etwa identifizierte das Glaubhafte mit denjenigen Sätzen, die »Allen oder den Meisten oder den Weisen wahr scheinen, und auch von den Weisen wieder entweder Allen oder den Meisten oder den Bekanntesten und Angesehensten« (›Topik‹ 1.1; 100^b). Für Augustinus war allein die biblische Offenbarungswahrheit glaubhaft, aber von der rhetorisch adressatengerechten Formulierung durch den Heiligen Geist bei der Verbalinspiration nicht ablösbar (›De doctrina christiana‹ IV). Boncompagno da Signa brachte angehenden Juristen zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Bologna bei, dass wahrheitsähnliches Wahrscheinliches glaubhaft sei; Advokaten müssten deshalb die Fähigkeit beherrschen, »Wahres darzulegen, Wahrheitsähnliches zu erfinden, Erlogenes zu bemänteln, Falsches unter dem Bild der Wahrheit zu verbergen« (›Rhetorica novissima‹ III.II). Als Prinzip nicht nur sprachlichen, sondern jeder Art glaubhaften sozialen Handelns empfahl Castigliones an Ciceros Redner-Ideal orientierter ›Cortegiano‹ die Simulation von Unangestrengtheit, weil sie dem sozialen Akteur die Unterstellung höherer Leistungspotentiale als die gezeigten einträgt.

Jedes dieser Beispiele weist Gründe für die Bedrängnisse aus, in die die Rhetorik im 18. Jahrhundert geriet. Dass sie später wieder auf die wissenschaftliche Agenda kam, lag nicht nur an der wachsenden Erkenntnis ihrer Bedeutung für kulturelle Praktiken und deren Diskursivierung in Antike, Mittelalter und Früher Neuzeit, sondern ebenso an den Optionen der Begriffsbildung, die sie in den Umfeldern des philosophischen Pragmatismus sowie verschiedener Theorien sprachlichen und diskursiven Handelns bot. Gegenwärtig könnten Modelle der wechselseitigen Relationen zwischen Wissensformen und sozialem Handeln im Theoriefeld ›Kultur als Praxis‹ neue konzeptionelle Anschlussstellen und Anregungen für die historische Forschung nahelegen.

Den Verfassern rhetorischer Traktate waren Kategorien, die Ähnlichkeiten mit wissenssoziologischen haben, jedenfalls nicht fremd: Sie verstanden sich als Experten einer Steuerungskompetenz, die auf *common-sense*-Unterstellungen des Alltagswissens, Statusgeneralisierungen des Milieuwissens, der systemisch-funktionalen Operationalität des Institutionen- und Führungswissens und Geltungsprätentionen des Professionswissens ebenso kalkulierte wie auf die Vor- und Nachteile ihrer Impliziteits- und Reflexivitätsgrade. Selbstverständlich war die vormoderne Rhetorik keine empirische Sozialwissenschaft; ihre Kategorienbildung reflektierte und perfektionierte die praktische Kompetenz, in Ausdifferenzierung begriffene Wissensarten zweckorientiert unterscheiden oder identifizieren zu können. Die eingangs zitierte Definition des Glaubhaften als Topik bei Aristoteles beispielsweise impliziert mögliche Differenzen zwischen Alltags- und Expertenwissen ebenso wie potentiell identische funktionale Tauglichkeit. Dieser Kategorisierungsweise wegen war die vormoderne Rhetorik eine *techne*, die jede verfügbare Art von Wissen nach denselben zweckorientierten Prinzipien zu gebrauchen lehrte.

Ein rhetorisch angeleitetes Interesse an der älteren deutschen Literatur könnte demnach Zusammenhängen zwischen glaubhaft Gemachtem, Verfahrensweisen des Glaubhaftmachens und als glaubhaft Vorausgesetztem nachgehen, um kulturelle Wissenspraktiken zu rekonstruieren. Dass das ohne die Berücksichtigung der lateinischen und romanischen Literatur nicht geht, versteht sich angesichts der historischen Verhältnisse; genauso lässt sich mit diesen aber ein Interesse an der Rolle deutschsprachiger Texte rechtfertigen. Der Rekonstruktion rhetorischen Reflexionswissens der Akteure und seiner Applikation kommt dabei übrigens nur eine begrenzte Bedeutung zu, weil kulturelle Praktiken des Glaubhaftmachens rhetorisches Reflexionswissen ebenso wenig voraussetzen wie Sprechen grammatikalisches oder Erzählen narratologisches.

»Dichtung« drängt sich apriorisch in dem Maß als Material auf, in dem versifizierte Texte die erhaltene Überlieferung dominieren. Dass bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts die weitaus meisten schriftlich aufgezeichneten deutschsprachigen Texte dazu dienten, von schriftkundigen Geistlichen für glaubhaft Gehaltenes schriftunkundigen Laien glaubhaft zu machen, rückt insbesondere die Relationen zwischen Verfahrensweisen des Glaubhaftmachens und bei den Adressaten als glaubhaft Vorausgesetztem in den Blick. Auch im 12. und 13. Jahrhundert war es mangels eines ausdifferenzierten Systems volkssprachlicher schriftlicher Textsorten Versifiziertes, das unter den Einfluss des im lateinischen Schulunterricht mit neuer Intensität vermittelten rhetorischen Reflexionswissens geriet. Die historische Konstellation, die sich dabei ergab, hatte für die poetischen Praktiken und die auf sie bezogenen Konzeptionalisierungen Konsequenzen, die sich als Exempel für die eingangs erwähnte Arbeit an der begrifflichen Gegenstandskonstruktion anbieten.

Lateinische Dichtung, konstituiert durch das Differenzmerkmal Versifikation, war in der Spätantike als Gegenstand rhetorischer Praxis zu einer systemischen Textsorte geworden. Seitdem war sie entweder – etwa in allen Arten religiöser und weltlicher Panegyrik – ein Bestandteil kultureller Praktiken, die sie auf Glaubhaftigkeit verpflichteten, oder ein Übungs- und Spielfeld rhetorischer Kompetenz in Schulunterricht und gelehrten Selbstdarstellungs- und Geselligkeitspraktiken. Im zweiten Fall bot sie eine vereinzelt schon in der Karolingerzeit verbreitet und kontinuierlich seit dem späteren 11. Jahrhundert genutzte Möglichkeit, Verfahrensweisen des Glaubhaftmachens von strikten Glaubhaftigkeitsansprüchen abzulösen und der rhetorischen Textproduktion bei *inventio*, *dispositio* und *elocutio* Freiheiten einzuräumen, die es in anderen lateinischen Textsorten nicht gab.

Volkssprachliche Dichtung, die sich ebenfalls des Verses bediente, war bis zum 12. Jahrhundert eine mündlichkeitsgemäße Form für alles Überlieferungswürdige (weshalb sie auch für die Vermittlung religiösen Wissens instrumentalisiert werden konnte). Eine Lizenz zur spielerisch-artifiziellen Thematisierung alles Möglichen wie in der lateinischen Schul- und Gelehrtenichtung lag unter solchen Umständen fern. Die neue »höfische« Dichtung indes verband bis weit ins 13. Jahrhundert beides miteinander: Obwohl sie als volkssprachliches Medium kultureller Selbstverständigung nahezu konkurrenzlos und deshalb auf Glaubhaftigkeit verpflichtet blieb, öffnete sie sich einer spielerischen Artifizialität des Glaubhaftmachens, wie

sie im lateinischen Schulunterricht eingeübt und in gelehrter Geselligkeitsdichtung praktiziert wurde.

Möglicherweise legt dieses recht spezifische Zusammentreffen spielerischer Artifizialität und hoher Geltungsansprüche eine Erklärung der Gründe nahe, deretwegen ästhetische Begriffe, die die höfischen Dichter kaum verstanden hätten, ihren Produkten seit dem späteren 18. Jahrhundert einige Wertschätzung verschafften. Nicht weniger verdankte sich die Applizierbarkeit ästhetischer Konzepte jedoch historischen Zusammenhängen zwischen Formenrepertoires, die die rhetorische Infiltration der volkssprachlichen Dichtung im 12. und 13. Jahrhundert hervorbrachte, und aufgrund komplexer Traditionsprozesse im 18. Jahrhundert im Gebrauch befindlichen, denen die Ästhetik neue kulturelle Bedeutungen zuschrieb. So hat es etwa manche ›Allegorie‹ zum ›Symbol‹ gebracht (wiewohl nicht jede). Auch wenn ein rhetorisch angeleitetes Interesse an der älteren deutschen Literatur unter solchen Umständen als ›Rückbesinnung auf zentrale Gegenstände und Verfahren‹ literaturwissenschaftlicher Germanistik erscheinen mag, kann es doch auf eine Veränderung der begrifflichen Gegenstandskonstruktionen zielen; und auch wenn das Rahmenmodell ›Kultur als Praxis‹ die vormoderne Rhetorik seiner Ahnenreihe einverleibt, kann es doch keinen Erkenntniswert beanspruchen, wenn es begriffliche Gegenstandskonstruktionen nicht verändert. Rückbesinnung muss schon sein – aber immer als Voraussetzung der Kritik.

Rolle rückwärts?

Eine Kritik der Kritik der Kritischen Heteronormativitätsforschung (Queer Studies)

In den letzten Jahren vollzog sich ein gesellschaftspolitischer Paradigmenwechsel. 1994 wurde der Paragraph 175 abgeschafft, 2001 die Eingetragene Lebenspartnerschaft eingeführt, 2006 das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz verabschiedet. Heute besteht gesellschaftlicher Konsens, dass Diskriminierungen aufgrund geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung nicht akzeptabel sind. Akademische Debatten korrespondieren mit gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen. So gehen auch gesellschaftliche Prozesse wie die Gleichberechtigung der Frau und die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensformen mit einer sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschungsperspektive einher, die sich der Dekonstruktion heteronormativer Vorstellungen widmet.

Die germanistische Mediävistik hat den *queer turn* inzwischen vollzogen. Die *Zeitschrift für deutsche Philologie* veröffentlichte 2009 den Forschungsbericht »Kritische Heteronormativitätsforschung. Der *queer turn* in der germanistischen Mediävistik«.¹ In den Heften 3/2012 und 1/2013 veröffentlichte sie einen zweiseitigen Aufsatz von Rüdiger Schnell, der sich anlässlich des Forschungsberichts kritisch mit den Queer Studies auseinandersetzt.² Die *Germanisch-Romanische Monatsschrift* druckte 2012 einen weiteren Aufsatz von Rüdiger Schnell, der dieselbe Kritik an einem anderen Beispiel illustriert.³ Die *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* nahm die Queer Studies in das vorliegende Heft über die *turns* der Germanistik auf. Der von Christiane Ackermann und Michael Egerding herausgegebene Band »Literatur- und Kulturtheorie in der Germanistischen Mediävistik« (2013) widmet den Queer Studies ein eigenes Kapitel.⁴

¹ Vgl. Kraß, Andreas: »Kritische Heteronormativitätsforschung. Der *queer turn* in der germanistischen Mediävistik«. In: *ZfdPh* 128 (2009), S. 95–106.

² Vgl. Schnell, Rüdiger: »Queer Studies in der Mediävistik. Anspruch und Wirklichkeit«. In: *ZfdPh* 131 (2012), S. 431–454 (Teil 1), *ZfdPh* 132 (2013), S. 103–128 (Teil 2).

³ Vgl. Ders.: »Courtly love und *queer theory*. Eine Fallstudie zur Foucault- und Laqueur-Rezeption«. In: *GRM* 62 (2012), S. 267–288.

⁴ Vgl. Ackermann, Christiane/Egerding, Michael (Hg.): *Literatur- und Kulturtheorie in der Germanistischen Mediävistik*. Berlin 2013 (i. Dr.).

Wenn Rüdiger Schnell die Mission verspürt, den Queer Studies auf siebzig Seiten die Leviten zu lesen und wenn zwei Fachzeitschriften sich entscheiden, ihm diesen Platz einzuräumen, dann ist das für die Queer Studies ein ambivalentes Signal. Einerseits ist die Debatte eine implizite Anerkennung der Queer Studies, andererseits ist sie von Ressentiments getrübt, die es aufzuzeigen und auszuräumen gilt. Zu diesem Zweck empfiehlt sich ein Queer Reading der von Schnell geübten Kritik. An ihr lassen sich exemplarisch typische Figuren des heteronormativen Denkens aufzeigen. Es handelt sich um jene Denkfiguren, die Roland Barthes in den *Mythen des Alltags* als Merkmale der bourgeoisen Ideologie bestimmt.⁵

Impfstoff. Schnell konzediert, die »politische Agenda der *queer theory*« sei »durchaus berechtigt[]«. ⁶ Mit dieser Toleranzgeste immunisiert er sich gegen den Vorwurf der Diskriminierung. Im selben Atemzug entzieht er die gewährte Toleranz wieder mit der Behauptung, die politische Agenda komme »der wissenschaftlichen Praxis der *queer studies* ständig in die Quere«. ⁷ Angesichts der »Vielfalt an politischen, philosophischen und kulturellen Strömungen, die in die *queer theory* eingegangen sind«, blickt er in die Büchse der Pandora: »Kampf gegen Rassendiskriminierung, Marxismus, AIDS-Aktivist*innen, lesbischer Feminismus, *gay movement*, Transgender, Intersexualität, sexuelle Subkulturen, Postmoderne, u. a.« ⁸

Entzug der Geschichte. Heteronormatives Denken entzieht den Objekten ihre Geschichte und erklärt sie zu überzeitlichen Naturtatsachen. Das tut auch Schnell, wenn er sich darüber beklagt, dass die Queer Studies die »naturgegebene Materialität des Geschlechtskörpers [...] einfach negiert oder ignoriert« hätten. ⁹ Das ist ein klares Bekenntnis zum Essentialismus. Wer an die Natur glaubt, muss sich vor der Geschichte nicht mehr fürchten.

Assimilation. »Der Kleinbürger ist ein Mensch, der unfähig ist, sich den Anderen (das Andere) vorzustellen. Tritt ihm der Andere vor Augen, wird der Kleinbürger blind, er ignoriert und leugnet ihn, oder er verwandelt ihn in sich selbst« (Barthes). ¹⁰ Schnell wünscht sich einerseits, dass die Queer Studies *genauso* denken wie er, nämlich monologisch, und wirft ihnen vor, dass »die Pluralität der Ansätze« ihr »Profil verunklart«. ¹¹ Das hindert ihn nicht daran, von der »reinen Lehre« der *queer theory* zu sprechen. ¹² Andererseits wünscht er sich, dass die Queer Studies *ganz anders* denken als er selbst, nämlich postmodern, und krei-

⁵ Vgl. Barthes, Roland: *Mythen des Alltags*. Vollständige Ausgabe. Berlin 2012, S. 303–312 (»Der rechte Mythos«); vgl. Kraß, Andreas »Der heteronormative Mythos. Homosexualität, Homophobie und homosoziales Begehren«. In: Mechthild Bereswill/Michael Meuser/Sylka Scholz (Hg.): *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit*. Münster 2007, S. 136–151, hier S. 147–150.

⁶ Schnell: »Queer Studies in der Mediävistik« (wie Anm. 2), Teil 2, S. 128.

⁷ Ebd.

⁸ Schnell: »*Courtly love* und *queer theory*« (wie Anm. 3), S. 267.

⁹ Ebd., S. 287.

¹⁰ Barthes: *Mythen des Alltags* (wie Anm. 5), S. 307.

¹¹ Schnell: »Queer Studies in der Mediävistik« (wie Anm. 2), Teil 2, S. 104.

¹² Ebd.

det ihnen an, »recht traditionell« zu sein.¹³ Schnell stützt die Thesen der Queer Studies nach seinem Weltbild zurecht. Die angebliche »queer These von der frei verfügbaren, vom Geschlechtskörper losgelösten und diskursiv und performativ beliebig herstellbaren Geschlechtsidentität« gibt es nicht.¹⁴ Judith Butler definiert Performativität als heteronormativen Zwang, nicht als postmoderne Beliebigkeit, und sie entwertet den Körper nicht, sondern deutet ihn als zentralen Schauplatz der Performativität.¹⁵ Unzutreffend ist die Behauptung, die Queer Studies litten an einer »Fixierung auf Homoerotik«.¹⁶ Es geht ihnen um Dekonstruktion von Heteronormativität, nicht um die Entlarvung von Homosexualität. Letztere ist eine heteronormative Kategorie und als solche Gegenstand der kritischen Analyse.

Exotismus. Schnell wählt englische Formulierungen und kursive Markierungen, um die ausländische Herkunft der Queer Studies hervorzuheben. Er bezeichnet deutsche Mediävist_innen, die sich mit Queer Studies befassen, als »queer medievalists«.¹⁷ Auf Deutsch heißt das sinngemäß: »mediävistische Schwuchteln«.¹⁸ Es macht einen Unterschied, ob das diskriminierende Attribut *queer* von einer Forschungsrichtung als affirmative Selbstbezeichnung zitiert oder von einer Person als pejorative Fremdbezeichnung auf andere Personen bezogen wird. Wie Eve Kosofsky Sedgwick schrieb: »queer« can signify only *when attached to the first person*.¹⁹

Tautologie. »Gleiches mit Gleichem zu definieren« (Barthes), ist ein weiteres Merkmal der heteronormativen Monologizität.²⁰ Die Tautologie ersetzt Argumentation durch Magie. Schnell *weiß*, was mittelalterliche Dichter dachten, als sie ihre Werke schrieben: »Gottfried will«, »Gottfried geht es um«.²¹ Da Autor und Werk für Schnell identisch sind, kann er schreiben: »der Text sagt ausdrücklich«.²² Auch Autor und Erzähler sind dasselbe: »Wie hier liegt Gottfried an vielen anderen Stellen seines Romans viel daran, Markes falsches Minneverlangen nach Isolde zu thematisieren. Darauf kommt es dem Erzähler an«.²³ Wer aber befindet, dass Markes Minne »falsch« sei? Der Autor? Der Text? Der Erzähler? Rüdiger Schnell? Wenn er eine Kollegin, die den Text anders liest als er (nämlich queer), entrüstet fragt: »Wie ist es möglich, Gottfrieds Tristanroman so misszuverstehen?«, dann zeugt diese Frage von der divinatorischen Gewissheit, selbst den Roman genau richtig verstanden zu haben.

¹³ Ebd., S. 126.

¹⁴ Schnell: »Courtly love und queer theory« (wie Anm. 3), S. 286.

¹⁵ Vgl. Jagose, Annamarie: *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin 2001.

¹⁶ Schnell: »Queer Studies in der Mediävistik« (wie Anm. 2), Teil 2, S. 127.

¹⁷ Ebd., S. 125.

¹⁸ Vgl. Merriam-Webster, Stichwort »queer«: »(1) *often disparaging*: homosexual (2) *sometimes offensive*: gay«. In: www.merriam-webster.com/dictionary/queer (29.04.2013).

¹⁹ Sedgwick, Eve Kosofsky: *Tendencies*. Durham 1993, S. 8.

²⁰ Barthes: *Mythen des Alltags* (wie Anm. 5), S. 308.

²¹ Schnell: »Queer Studies in der Mediävistik« (wie Anm. 2), Teil 2, S. 125.

²² Ebd., S. 124.

²³ Ebd.

Weder-noch. Diese Denkfigur besteht darin, »zwei Dinge als Gegensatz aufzustellen, beide gegeneinander abzuwägen und sie dann beide zu verwerfen« (Barthes).²⁴ Schnell wirft den Queer Studies vor, sie verhielten sich inkonsequent, wenn sie *einerseits* betonten, es sei »anachronistisch, in Bezug auf das Mittelalter von Homosexualität oder Heterosexualität zu sprechen«, *andererseits* aber in mittelalterlichen Texten »Subtexte mit homoerotischer Relevanz« suchten.²⁵ Der Widerspruch ist keiner. Es ist *sowohl* richtig, dass das von Michel Foucault beschriebene Dispositiv der Sexualität erst für die Moderne gilt, *als auch* dass man in mittelalterlichen Texten Formationen des Geschlechts und Begehrens findet, die sich heteronormativen Vorstellungen der Moderne entziehen. Schnell aber »flieht vor dem unerträglichen Realen« (Barthes),²⁶ indem er befindet, nicht er, sondern die Queer Studies hätten »über die Anwendbarkeit von (post)modernen Theorien auf mittelalterliche Texte zu wenig nachgedacht«.²⁷

Quantifizierung. »Indem er jede Qualität auf eine Quantität zurückführt, erspart der Mythos Intelligenz: Er begreift das Reale mit geringerem Aufwand« (Barthes).²⁸ Auch Schnell ist sparsam (außer an Druckseiten). Seine Antwort auf den elfseitigen Forschungsbericht hat den *siebenfachen* Umfang. Er will nach »Durchsicht von *Dutzenden* von mediävistischen *queeren* Studien« nichts Taugliches gefunden haben.²⁹ Die *Hälfte* der in den Fußnoten zitierten Forschungsliteratur stammt von Schnell selbst, der die Queer Studies mit seinem eigenen Œuvre zu exorzieren versucht.

Feststellung. Eine besonders effektive Strategie des heteronormativen Denkens ist die Feststellung, die sich auf Sprichwörter und den gesunden Menschenverstand beruft. Mit dem Furor eines Großinquisitors knöpft sich Schnell vier jüngere Kolleginnen vor, um akademische Todesurteile über sie zu fällen. Eines lautet: »Etwas sarkastisch könnte man das Motto bemühen: ›Operation gelungen, Patient tot‹.³⁰ Ein anderes lautet: »[Die Verfasserin] selbst ist so fasziniert von der Vorstellung zweier Frauen, die zusammen ins Bett gehen und sich küssen«, dass sie sich »persönlich angesprochen« fühlt.³¹ Infam ist die Feststellung, Eve Kosofsky Sedgwick, die 2009 im Alter von 59 Jahren verstarb, habe »in ihren Schriften die De-Erotisierung der weiblichen Brust betrieben, bedingt durch persönliche Umstände (Krebserkrankung)«.³²

Während Schnell sich müht, den Stein der Queer Studies zurückzurollen, ist dieser längst weitergerollt. Ein neues Paradigma ist die Intersektionalitätsforschung,

²⁴ Barthes: *Mythen des Alltags* (wie Anm. 5), S. 308 f.

²⁵ Schnell: »Queer Studies in der Mediävistik« (wie Anm. 2), Teil 1, S. 439 f.

²⁶ Barthes: *Mythen des Alltags* (wie Anm. 5), S. 309.

²⁷ Schnell: »Queer Studies in der Mediävistik« (wie Anm. 2), Teil 1, S. 440.

²⁸ Barthes: *Mythen des Alltags* (wie Anm. 5), S. 309.

²⁹ Schnell: »Queer Studies in der Mediävistik« (wie Anm. 2), Teil 2, S. 125 (meine Hervorhebung).

³⁰ Ebd., S. 121.

³¹ Ebd., S. 106.

³² Schnell: »*Courtly love* und *queer theory*« (wie Anm. 3), S. 285.

die nach den Überkreuzungen verschiedener Diskriminierungsmerkmale fragt.³³ Die Kategorien des Geschlechts und der Sexualität sind demnach nicht separat zu betrachten, sondern im Zusammenspiel mit Klasse, ›Rasse‹, Alter, Religion, Nation, Behinderung etc. Diese Perspektive lässt sich mit Gewinn auf die germanistische Mediävistik übertragen, indem man nach der intersektionellen Konstitution literarischer Figuren und nach der historischen Genealogie diskriminierender Diskurse fragt. Der nächste Turn steht vor der Tür.

³³ Vgl. Dietze, Gabriele/Yekani, Elahe Haschemi/Michaelis, Beatrice: »Queer und Intersektionalität«. In: *Portal Intersektionalität*. In: www.portal-intersektionalitaet.de (29.04.2013).

Germanistische Pirouetten

1 Sprache und Literatur, Sprachen und Literaturen

Dass Literatur aus Sprache besteht, ist offensichtlich. Dass diese Sprache schriftliche Sprache ist, zeigt der Ausdruck, mit dem Literatur bezeichnet wird: Es sind die *litterae*, die die Literatur charakterisieren. Die wissenschaftliche Befassung mit Literatur scheint also ganz selbstverständlich eine wissenschaftliche Befassung mit schriftlicher Sprache in sich zu enthalten. Faktisch aber haben die wissenschaftliche Befassung mit Sprache und die wissenschaftliche Befassung mit Literatur häufig nur noch wenig miteinander zu tun. Sprache erscheint als selbstverständliche Voraussetzung von Literatur, derer sich die Wissenschaft von der Literatur in ihren Objektbestimmungen wie in ihrer eigenen Methodologie problemlos bedienen zu können meint. Sprache, als selbstverständlich vorhanden unterstellt, wird zum blinden Fleck in der Befassung mit Literatur.

Das Auseinanderfallen der Befassung mit Literatur und mit Sprache ist in der Formulierung »Linguistik und Literaturwissenschaft« immer schon präsent und wurde gerade so zum herausfordernden Programm. Institutionelle Umsetzungsversuche zur *LiLi*-Fakultät freilich zeigen in ihrer kurzen Geschichte die Zähigkeit dessen, wovon das Programm weg wollte.

Was in der Germanistik gilt, gilt ähnlich in anderen Disziplinen, die sich mit Literaturen befassen, gilt ähnlich in Philologien allgemein. Die disziplinäre Arbeitsteilung in der Befassung mit Sprache wie die mit Literatur erscheint als fast so selbstverständlich wie das Vorhandensein der Sprache, aus der Literatur entsteht. Diese Selbstverständlichkeiten aber sind in Wahrheit keine. Sie gehören zu den zahlreichen zur Präsupposition geronnenen Unterstellungen, von denen die Philologie lebt. Das Auseinanderdriften beider Wissenschaften, der Linguistik und der Literaturwissenschaft, ratifiziert gleichsam die Kosten, die aus dem Mangel der Reflexion über die eigenen stillschweigenden Voraussetzungen resultieren.

Germanistik als Philologie ist zutiefst geprägt von einer Anverwandlungsgeschichte eines Theoriebestandes, dessen Grundaussagen mehrfach erodiert sind. Philologie gewann ihre Dignität, ja den Grund für ihr Bestehen aus der Dignität von Texten. Die Realität der Texte aber, auch in ihrer Gestalt als Literatur, vermag diese Dignität nicht mehr zu entfalten.

Weder deren Beschwörungen noch die Ernennung von Surrogaten zu entsprechenden Objekten versetzen die Literaturwissenschaft in einen Stand zurück, in dem sie gesellschaftlich bestimmend aufgetreten ist, und dies mit Gründen. In der

Aufgabe der Interpretation heiliger Texte wie in der Etablierung einer Klassizität, die selbst schon nur noch eine schwache Abschattung der Aura war, die die heiligen Texte umgab und auszeichnete, zehrt sie von einer Bedeutung, deren Grundlagen sich aufgelöst haben. So gerät die Literaturwissenschaft in jenes Rotieren, das in der *turn*-Metaphorik zwar nicht auf den Begriff, aber doch auf die Metapher gebracht ist.

2 Turns und Turniere

In Zeiten, in denen sich Wissenschaft als Institution zunehmend dem Wettbewerbsgedanken unterstellt, legt sich die Assoziation des Turnierwesens, denke ich, nahe. Die Turniere haben einen klar erkennbaren Siegespreis – eben die Hand jener *scientia*, deren Charme und Schönheit das Füllhorn an Forschungsmitteln ist, das ihr von angeblich forschungsfördernden Institutionen überreicht, besser: in diese Hand gedrückt worden ist. Der jeweils aktuellste *turn* schlägt alle vorigen aus dem Turnier; der Turnierplatz freilich hat mit dem, wozu Wissenschaft gesellschaftlich etabliert und in anderen Domänen wohl auch immer noch betrieben wird, nämlich dem Gewinn gesellschaftlich relevanter Erkenntnisse, nur noch wenig zu tun. Die schnelle Abfolge sogenannter *turns* in den Geistes- und Sozialwissenschaften, eine Abfolge, die im Übergang der Pirouette zum Derwischentanz ist, hat eine unterschwellige Bindung an eine von ihr abgelöste Modemetapher, den »Paradigmenwechsel«. Wie oft, hilft auch für den »turn« ein Blick in die Etymologie. Der ins Deutsche ja nicht direkt übersetzbare »turn«, den die Linguistik für die Bezeichnung des Drankommens im Gespräch angesichts der Unbeholfenheit des Ausdrucks »drankommen« ins terminologische Inventar übernommen hat, hat eine erstaunlich deutliche verbale Ableitung. Das »Oxford Dictionary of English Etymology« schreibt (1966, S. 949), *turn* sei ein Verb »of extensive sense-development the basic notions of which are rotation and deviation from a course«. Diese Beschreibung trifft eine unterschwellige Bedeutungskontinuität, die das Geheimnis der *turns* und die Notwendigkeit seiner immer schnelleren Abfolgen begleitet, ja ihnen zugrunde liegt. Was geschieht in einer akademischen Disziplin, was geschieht in einem ganzen Feld akademischer Disziplinen, die einen solchen Wirbel betreiben und/oder sich in ihn treiben lassen? Vor allem aber: Wo enden die Pirouetten, die sich dem Auge des disziplinären wie des extradisziplinären Betrachters darbieten?

3 Über die Schriftlichkeit hinaus

Dass im Tausch der *turns*, im Wechsel der Paradigmen der Literaturwissenschaft die Wissenschaft von der Sprache relativ früh ins Abseits geriet, ist nicht erstaunlich – und war und ist zugleich Anlass dafür, eine dieser Disziplinen Linguistik eigenen Distanz nutzend, sich zunehmend zu lösen sowohl von den Objekten der Literatur wie von den Methoden jener Literaturwissenschaft, deren methodologische

Standards eine eigenartig diffuse Melange aus offiziell diskreditierten und faktisch praktizierten Fragmenten und Restbeständen des interpretativen Geschäftes bilden, das sie in ihren Blütezeiten entwickelt hatte. Ohne dass dies in eine disziplinreflexive kritische Bewegung ihrer Geschichte als Linguistik und der ihres Zwillings, der Literaturwissenschaft, ernsthaft überführt worden wäre, hat die Linguistik im vergangenen halben Jahrhundert einige der vermeintlichen Selbstverständlichkeiten aufgelöst oder jedenfalls faktisch in Frage gestellt, auf die sich die Disziplin Germanistik mehr als ein Jahrhundert lang verlassen hatte. Sprache wurde identifiziert als *mehr denn – schriftliche – Literatur*. Die *Mündlichkeit* gewann wissenschaftliches Interesse. Sprache wurde wahrgenommen als mehr denn das, was auratisierbar erschien – die *Alltäglichkeit* ihrer Verwendung, die Alltäglichkeit ihres Erscheinens gewann eine Dignität, die anders begründet ist als in Verfahren der Auratisierung (wenngleich die Versuchung zu solcher Auratisierung weiterhin nahelag und sich in einer Fetischisierung des *factum brutum linguisticum* durchaus in neuer Gestalt erkennen lässt). Vollends gewinnen neue Medialität und die Technologisierung des Wortes eigene Gewichte.

4 Fachgeschichte als Fall-Geschichte

Zur gesellschaftlichen Bedeutung, ja Durchschlagskraft der jungen Disziplin Germanistik im 19. Jahrhundert gehörte ihr Stellenwert für die Begründung einer politisch-sozialen Struktur, für den Nationalstaat. Anders als es der Blick aus dem Elfenbeinturm der einmal etablierten Disziplin nahelegt, sind es diese Begründungszusammenhänge, die – von den deutschen Altertümern über die deutsche Sprache, ihr Wörterbuch und ihre Grammatik bis hin zu den zu Gründungsdokumenten ernannten Texten – die gesellschaftliche Etablierung und Fundierung der Disziplin überhaupt ermöglichten. (Ähnliches gilt für andere neuzeitliche Philologien in anderen europäischen Kulturräumen.) Das Ensemble sprachlich erscheinender historischer Gründungsmythen, deren nachweisbare Strukturgeschichte bis hin zur Umsetzung in der Didaktisierung als »Fach Deutsch« in der Schule erlaubte und erforderte eine Reihe von wissenschaftlichen Befassungsweisen mit der deutschen Sprache und Literatur und deren universitäre Etablierung und Etatisierung. Die Weiterungen dieser Geschichte im ausgehenden 19. und im 20. Jahrhundert, ihre Problematik und die Traumata, die sie zur Folge hatten, sind zwar im Prinzip erkannt, aber nicht unbedingt wirklich verarbeitet.

Das Kollabieren der vermeintlich aus den Katastrophen geretteten philologischen Bestände in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzog sich in mehreren Etappen. Zu der jüngsten, am wenigsten vermuteten und geradezu über die Disziplin und ihre Nachbardisziplinen gekommenen Phase dieses Kollabierens, der sogenannten Bologna-Reform, verhält sich die Germanistik offensichtlich in einer Mischung aus Applaus und Schreckstarre, wobei manche derjenigen, die zunächst applaudierten, mittlerweile nicht selten auch dieser Starre anheimfallen. Ihre Strukturauswirkungen auf das, was man als ein deutsches oder vielleicht auch als

ein mitteleuropäisches Konzept von Universität, als eine praktizierte Einheit von Lehre und Forschung, von Lernen und Erkennen, von Kritik und Innovation, von Tradierung und Transformation sehen kann, werden unter kräftigen Belobigungen von interessierter Seite als Beseitigung Humboldtscher Relikte gefeiert – und führen in der Konsequenz zu einer Eliminierung wesentlicher Aspekte universitärer Arbeit, wie sie für Geisteswissenschaften nicht nur charakteristisch, sondern unabdingbar sind.

5 Transnationalität

Dass mehr als die – von manchen freilich offenbar geradezu herbeigesehnte – Nischenexistenz für die Philologien, für die Germanistik überhaupt noch möglich sein könnte, das ergäbe sich in einer Neubestimmung elementarer philologischer Aufgaben. Dazu gehört ohne Zweifel eine andere Stellenwertbestimmung des Verhältnisses von Linguistik und Literaturwissenschaft oder Linguistik und Medienwissenschaft oder Linguistik und Kulturwissenschaft. Die zum Teil nur nomenklatorischen Veränderungen in der Benennung von Literaturwissenschaft bleiben außerhalb der eigentlichen Problematik. Die gesellschaftlichen Aufgaben einer Neubestimmung der Sprachen und der in ihnen eingeschriebenen Kulturen und die Entwicklung eines die nationalen Begründungszusammenhänge übersteigenden neuen Verständnisses von Philologie sind für Europa von einer erheblichen, einer für die Weltsprachensituation möglicherweise exemplarischen Bedeutung. Der Weg zu einer systematisch begründeten und bildungstheoretisch wie praktisch realisierungsfähig gemachten Mehrsprachigkeit wird zu einer Überlebensnotwendigkeit nicht nur für die Wissenschaften von den europäischen Sprachen, Literaturen und Kulturen, sondern für diese Sprachen, Literaturen und Kulturen selbst. Dies als Aufgabe zu begreifen, würde die Philologien à jour oder, genauer gesagt, über den Tag und seine Wechselfälle hinaus bringen. Eine Transnationalisierung der Germanistik, eine Transnationalisierung der Philologien ist eine Aufgabe, die nicht nur wissenschaftstheoretisch und methodologisch, sondern auch wissenschaftspolitisch und bildungstheoretisch von erheblicher Brisanz ist. Erkannt ist sie nicht – weder theoretisch noch in ihren praktischen Konsequenzen. Europa dümpelt in der Faktizität seiner Sprachenpolitik, begleitet von wohlgemeinten Proklamationen und wirkungslosen sogenannten »Prinzipien« wie dem Barcelona-Prinzip, einer faktischen neuen Einsprachigkeit einerseits, einer zur Nischenexistenz prädestinierten Folklorisierung seiner Kulturen, Literaturen und Sprachen andererseits entgegen. Die Abbauprozesse der europäischen Philologien in den europäischen wie den außereuropäischen Universitäten in den letzten zwanzig Jahren sprechen eine klare, aber innerhalb dieser Disziplinen selbst bisher kaum vernommene Sprache. Linguistik und Literaturwissenschaft im 21. Jahrhundert zu betreiben, heißt mehr, als sich an den Vergnügungen der germanistischen *turn*-Pirouetten zu beteiligen. Es heißt, sich auf die gesellschaftlichen Aufgaben zur Entwicklung von Sprache/n und Verständigungsverfahren, an der Entwicklung einer alltagsfähigen Hermeneu-

tik als Realität des Umgangs mit dem Fremden aktiv zu beteiligen und der Vielfalt der Sprachen eine Zukunft zu ermöglichen, die gegen nationalistische Regressionen wie gegen vermeintlich universalistische Hegemonialtendenzen den Widerstand kritischen Denkens aktualisiert. Philologie, die sich diesen Herausforderungen stellt, hat nicht zuletzt eine erhebliche Bildungsaufgabe, in der der Sprache und den Sprachen eine neue Relevanz für gesellschaftliche Prozesse veränderter kommunitärer Strukturen zukommt.

Turn, Turn, Turn – Literaturwissenschaft nach dem Ende der Theorie

»To everything (Turn, Turn, Turn) / There is a season (Turn, Turn, Turn) / And a time to every purpose, under Heaven«. So *The Byrds* im Jahre 1965. Die Zeit der 1960er Jahre war nicht allein vom biblischen Wort erfüllt, das der mit dem Song *Turn, Turn, Turn* von den Byrds adaptierte Pete Seeger in seinem Text bemüht. Sie stand ganz im Zeichen des *linguistic turn*. Für das Selbstverständnis der Germanistik hatte das weitreichende Konsequenzen. Gegen die historische Herkunft des Faches aus der Älteren Literaturwissenschaft kam der Innovationsschub in den 1960ern von Seiten der Sprachwissenschaft, die im Zeichen des Strukturalismus lieber Linguistik heißen wollte. Literaturwissenschaft und Linguistik lautete das Zauberwort, das neuen Universitäten wie Bielefeld, Siegen und Konstanz ebenso voranstand wie neugegründeten Zeitschriften, allen voran der Siegener Lili. Der Schritt hin zu einem Fachverständnis im Zeichen der neuen Verbindung von Literaturwissenschaft und Linguistik brachte zahlreiche Veränderungen mit sich. Zu ihnen zählte die Stärkung der Literaturtheorie als wissenschaftlicher Grundlegung des Faches ebenso sowie die Erweiterung der Nationalphilologie zu einer Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft. Kritiker sahen allerdings schon damals die disziplinäre Einheit des Faches gefährdet. Der große Verlierer schien die Mediävistik zu sein. Sie drohte, in der Historischen Sprachwissenschaft auf der einen und der Literaturwissenschaft auf der anderen Seite aufzugehen und ihre Eigenständigkeit zu verlieren. Die Pläne einer institutionellen Neubestimmung des Faches im Zeichen des *linguistic turn* stießen jedoch schnell an ihre Grenzen. Als unüberwindliches Hindernis stellte sich die staatlich vorgegebene Aufgabe der Lehrerbildung dar. Die Idee, nicht Deutschlehrer, sondern Sprach- oder Literaturwissenschaftler auszubilden, die dann auch den Deutschunterricht unter sich aufteilen sollten, erwies sich politisch als undurchführbar. Nicht zuletzt dadurch öffnete sich eine Kluft zwischen einer theoretisch avancierten Literaturwissenschaft im Zeichen der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft und einer Germanistik, die sich – letztlich erfolgreich – gegen die drohende Auflösung ihrer disziplinären Einheit zu Wehr setzte.

Mitte der neunziger Jahre aber wurden die Karten neu gemischt. Auf den *linguistic* folgte der *cultural turn*, der sich seinerseits in eine Vielzahl von neuen Turns ausdifferenzierte, die aufzuzählen der Mühe inzwischen vielleicht nicht mehr lohnt. Kein noch so winziger Schritt scheint mehr gemacht werden zu können, oder

mit dem Attribut des Turns versehen zu werden. Für das disziplinäre Verständnis des Faches bedeutete der *cultural turn* eine erneute Zäsur. Er war gleichbedeutend mit einem Zurücktreten literaturtheoretischer Fragen, einer Marginalisierung der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, die sich institutionell in Deutschland nie hat durchsetzen können, und einer Neuausrichtung der Germanistik. Im Fach selbst schien dieses Mal der Verlierer nicht die Mediävistik, sondern die Sprachwissenschaft zu sein – jedenfalls solange diese sich nicht längst schon als eine naturwissenschaftliche Disziplin versteht und eh aus dem Fach auszuscheren verlangt. Dass nicht länger die Sprache den gemeinsamen Referenzpunkt von Älterer und Neuerer Literaturwissenschaft wie der Linguistik bildet, sondern ein meist diffuser Begriff von Kultur, wie selbst Stephen Greenblatt zugibt, überantwortete das Fach zugleich neuen Allianzen. An die Stelle der alten Geisteswissenschaften trat das neue Doppel von Natur- und Kulturwissenschaft mit der Aufgabe, die Gräben zwischen den zwei Kulturen endlich zu schließen. Die Frage, die sich mit den Byrds stellt, lautet aber: What's the purpose?

Vom *cultural turn* sind unbestritten innovative Impulse ausgegangen. Sie betreffen weniger die theoretische Frage nach dem, was Literatur eigentlich ist, als vielmehr das Verhältnis von Literatur zu anderen Diskursen. Wo nicht länger alles Text sein darf, wie die Dekonstruktion meinte, da droht alles zum Kontext zu werden, allen voran die Literatur selbst, die ihren privilegierten Platz als Paradigma des Textes aufgeben muss. Mit der kulturwissenschaftlichen Öffnung ergeben sich aber zugleich neue Probleme. Die Literaturwissenschaft hat im Zeichen des *cultural turn* neue Bündnispartner erhalten, aber auch alte verloren. Zu ihnen zählt die philosophische Ästhetik, die in aktuellen Diskussionen so gut wie keine Rolle mehr spielt, ebenso wie die Psychoanalyse und die Ethnologie. Wo Michel Foucault 1966 in epistemologischer Hinsicht noch von »Gegenwissenschaften« geträumt hatte, die den alten Humanwissenschaften ein Ende bereiten sollten, da treten heute neue Bündnispartner wie die Kognitionswissenschaften auf, die das Fach mit einem Anspruch auf wissenschaftliche Exaktheit versehen, der sich allein in empirisch ausgerichteter Forschung erfüllen kann.

Das macht sich besonders am Verhältnis der Fachwissenschaft zur Didaktik bemerkbar. In den sechziger Jahren war das Problem der Lehrerbildung die große Innovationsbremse für die Neuausrichtung der Germanistik an den Universitäten. Dabei hat sich die Didaktik bis in die neunziger Jahre theoretischen und fachlichen Fragen immer aufgeschlossen gegenüber gezeigt. Heute aber präsentiert sich die Didaktik als Speerspitze einer Avantgarde, die sich ganz einer empirischen Wende verschreibt. Die unmittelbare Folge ist eine völlige Loslösung der Didaktik von der Fachwissenschaft. Die Didaktik nähert sich bis zur völligen Geistlosigkeit den Erziehungswissenschaften an, gibt den Begriff der Bildung und dem damit verbundenen Auftrag von sich aus auf und findet in der Kompetenzorientierung eine Erfüllung, die sie von fachwissenschaftlichen Diskussionen abschneidet. Es ist schier zum Verzweifeln. Denn die Didaktik steht mit ihrer empirischen Ausrichtung nicht allein. Auf der anderen Seite der Skala, an der sich einst die Literaturtheorie befand, stehen kognitionswissenschaftliche Erklärungsmodelle, die

die alte ästhetische Frage *Wozu Kunst?* neu im Zeichen der Evolutionsbiologie zu beantworten beanspruchen. Die Literaturwissenschaft sieht sich so mit einem naturwissenschaftlichen Erkenntnisanspruch konfrontiert, den sie immer nur erfüllen kann, indem sie die eigenen Standards konsequent unterläuft.

Damit macht sich zugleich ein wesentlicher Unterschied zwischen dem *linguistic turn* der sechziger und dem *cultural turn* der neunziger Jahre bemerkbar. In den sechziger Jahren kamen die wesentlichen Innovationen aus dem Fach selbst heraus. Die Innovationen der neunziger Jahre sind im Wesentlichen von außen geleitet. Sie stehen in einem unmittelbaren Zusammenhang mit politischen Steuerungsmechanismen wie der mit dem Bologna-Prozess verbundenen Modularisierung der Fächer und den damit verbundenen Evaluationsprozessen. Die Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften ist ganz anders verlaufen, als Medienwissenschaftler wie Friedrich A. Kittler sich das geträumt hatte. Eifrige Germanisten widmen sich empirischen Studien, in denen erst Schüler und dann Lehrer auf ihre Kompetenzen abgeklopft werden, mit dem immer gleichen Ergebnis, dass der internationale Standard noch nicht erreicht sei. Willfährig schafft sich das Fach selbst ab.

So ist es kein Wunder, dass sich nach der Theoriemüdigkeit der neunziger Jahre aktuell eine gewisse Turnmüdigkeit bemerkbar macht. Am Reck der Germanistik hat es sich ausgeturnt. Der einzige Turn, der dem Fach noch zu wünschen wäre, ist ein *political turn*. Denn der *linguistic turn*, der die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bestimmte, war, wie im Zeitalter »After Theory« (Terry Eagleton) heute gerne unterschlagen wird, zugleich mit politischen Ansprüchen verbunden, die eine Neuausrichtung der Faches jenseits seiner nationalphilologischen Bindungen forderten. Die Betonung literaturtheoretischer Fragen und die komparatistische Ausrichtung des Faches gingen mit politischen Innovationen einher, die das Gesicht der Germanistik seit den sechziger Jahren ganz unabhängig vom Streit zwischen Hermeneutik und Dekonstruktion verändert haben. Psychoanalyse, Kritische Theorie, Dekonstruktion und Diskursanalyse standen trotz interner Differenzen gemeinsam für den neuen politischen Anspruch des Faches ein, mit der national belasteten Vergangenheit zu brechen. Das scheint heute so gut wie vergessen. Wie schon Walter Benjamin wusste, betrifft das Vergessen aber immer das Beste. Nach den Turns ist vor den Turns, aber die Bestimmung der Literatur- als Kunstwissenschaft, von der schon Peter Szondi im Blick auf die dem Fach notwendige Methodik einer Analyse dichterischer Vorgänge sprach, sollte nicht vergessen machen, dass die Aufgabe der Philologie nicht in der empirischen Überprüfung fremdgesteuerter Standards besteht und dass sich die Poetik nicht in einer den Naturwissenschaften abgelesenen Hingabe an die Kategorie des Wissens erschöpft. Ein *political turn* könnte in Erinnerung rufen, dass das Fach eine gesellschaftliche Verantwortung besitzt, die sich nur schlecht empirisch messen lässt, die ihm aber seit den 1960er Jahren einen Auftrieb gegeben hat, den schon die Byrds besungen haben: »To everything (Turn, Turn, Turn) / There is a season (Turn, Turn, Turn) / And a time to every purpose, under Heaven«. Vielleicht nicht im Himmel, aber hier auf Erden: Time for a political turn.

Das sozialhistorische Verständnis höfischer Dichtung – eine unendliche Geschichte der Wiedergängerei?

Gesellschaftsgeschichtliche Deutungsversuche haben in der Altgermanistik eine lange Tradition, setzen sie doch bereits bei den Romantikern ein, die den Minnesang wie die höfische Romanliteratur ganz selbstverständlich im adeligen Rittertum der Stauferzeit, seiner Frauenverehrung und Galanterie verorten. Es folgten dann, vor allem in der Romanistik, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, und wieder verstärkt seit den späten 50er Jahren, die verschiedensten Versuche einer sozialhistorischen Konkretisierung ihrer gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen und funktionshistorischen Bestimmung, die jeweils sehr unterschiedliche gesellschaftliche Faktoren als entscheidende Kontexte, wenn nicht gar ›Verursacher‹ bestimmter literarischer Typen und Texte identifizierten und auf dieser Basis Überlegungen zu ihrer spezifischen ›Funktion‹ anstellten.¹ Auf der Oberfläche wurde ein bunter Strauß von Gesellschaftsthemen geflochten, denen man in letzter Instanz die Verantwortung für die Herausbildung bestimmter literarischer Themen zuwies: das adelige Herrschaftsgefüge von Königtum, Dynastienadel und niederem Adel, die Vasallitätsbeziehungen in Herrschaft und Dienst, diverse Aufstiegs- wie Abgrenzungsbestrebungen im Adelsgefüge, die fürstlichen Gottes- und Landfriedensbewegungen, der Fürstenhof als gesellschaftliches Herrschaftszentrum, die Familien- und Ehepolitik des Dynastienadels, die Rolle der Städte oder gar die bäuerlichen Revolten des 12. bis 14. Jahrhunderts. Dabei ging es im wesentlichen um gesellschaftliche Veränderungen, die je nach Deutungstheorem sehr unterschiedliche Ausprägungen annehmen konnten: Im Rahmen einer historisch-materialistischen Geschichtstheorie erweist sich unter den Stichworten ›Krise des Feudalismus‹, ›Vordringen der Geldwirtschaft‹ oder ›Aufstieg des Bürgertums‹ der Jahrhunderte übergreifende Gesellschaftsprozess des allmählichen Niedergangs des Adels mit seinen diversen Etappen interner Umschichtung als der entscheidende sozialhistorische Verständnisrahmen, für nichtmarxistische Sozialhistoriker ist hingegen der als ›Territorialisierung‹ bezeichnete Prozeß fürstlicher Herrschaftskonzentration mit seinen Auswirkungen auf die Hierarchisierung der verschiedensten Adelsgruppen grundlegend und eine historisch-anthropologisch ausgerichtete Mediävistik

¹ Vgl. den Forschungsbericht von Liebertz-Grün, Ursula: *Zur Soziologie des ›amour courtois‹. Umrisse der Forschung*. Heidelberg 1977.

wird eher die Umstrukturierungsprozesse der Adelsfamilie im Erb- und Eherecht, ihren Herrschaftsformen und geistlichen Praktiken ins Zentrum rücken.

Aber all diesen Faktoren gesellschaftlicher Veränderung ist gemeinsam, dass sie als Krisensymptome für mentale Dispositionen der Autoren wie ihres Publikums im Reaktionsspektrum von affirmativer Macht- und Prestigedemonstration der vermuteten ›Gewinner‹ bzw. Verlusterfahrungen oder Abstiegsängsten der ›Verlierer‹ verantwortlich gemacht werden, demnach in den literarischen Texten über diverse Vermittlungsprozesse kultureller wie (sozial-)psychologischer ›Verschiebung‹ und ›Verarbeitung‹ ihren mehr oder weniger direkten thematischen Niederschlag gefunden haben.

Umstritten waren allerdings – diese Forschungskontroverse teilte die Mediävistik von den 60er bis in die frühen 80er Jahre des 20. Jahrhunderts mit den Neuphilologien – die Bedeutung wie inhaltliche Konturierung der Vermittlungsschichten zwischen den literarischen und gesellschaftlichen Fakten, die unter der Perspektive unterschiedlicher literatursoziologischer ›Schulen‹ und damit jeweils wechselnder Deutungsprämissen, Kontextzugriffen und terminologischer Arsenalen diskutiert wurden: Eine zentrale Rolle spielte dabei zwar die materialistische Literaturtheorie marxistischer Prägung in ihren divergierenden Auslegungen, seien es Louis Althusser's Praxis- oder Lucien Goldmann's Homologie-Konzept, Pierre Machereys Kritik an der Programmatik ›verborgener‹ Strukturen oder Raymond Williams' Cultural Materialism. Aber auch Niklas Luhmann's systemtheoretisches Gesellschaftsmodell, das *durée*-Schichtenmodell der Mentalitätsgeschichte oder die psychoanalytisch fundierte Zivilisationstheorie von Norbert Elias wurden als Basis eines gesellschaftsgeschichtlichen Verständnisses der höfischen Dichtung in ihrer jeweiligen Belastbarkeit diskutiert.

Allerdings verloren diese gesellschaftsgeschichtlichen Textlektüren in der Altgermanistik² – auch dies in Parallele zu den neueren Philologien – bald an Attraktivität, ja waren geradezu verpönt, nicht nur wegen ihrer zumeist sehr grobschlächtigen inhaltsbezogenen Engführung gesellschaftlicher Sachverhalte mit literarischen Themen und ihrer ebenso erbitterten wie wenig zielführenden Methodendebatten, sondern wohl vor allem, weil sich im Schatten dieser literaturwissenschaftlichen Diskussionen in den 1980er Jahren schon längst vergleichbare Deutungskonzepte etabliert hatten, die ein weit in die verschiedensten Ausprägungen kulturwissenschaftlicher Theoriebildung ausgreifendes Diskussionsfeld mit entsprechend reich ausdifferenzierten Ergebnissen literarischer Funktionsbestimmungen versprachen: die Frauen- und Geschlechterforschung, die Foucault'sche Diskursanalyse, Michail Bachtin's Dialogizitätskonzept volkskultureller Gegenwelten, der New Historicism, die performative Ritualdynamik, der Postkolonialismus, die historische Emotions-

² Dies gilt nicht in gleicher Weise für die Romanistik, da hier – vor allem in den USA – nach der im Jahre 1972 erschienenen französischen Übersetzung von Erich Köhler's Chrétien-Buch in den 1990er Jahren eine etwas verspätete Köhler-Diskussion einsetzte; vgl. dazu den Forschungsüberblick von Wolfzettel, Friedrich: »La littérature française du Moyen Âge: perspectives sociologiques (1970-2000)«. In: *Perspectives médiévales* (2005), S. 469–502.

forschung, der Ecocriticism etc. Unter dem Signum einer kulturwissenschaftlichen Umorientierung der Literaturwissenschaften übernahmen sie – im Rahmen wechselnder *turns* – die Deutungshoheit funktionsgeschichtlicher Textlektüren, verbannten das historisch-gesellschaftliche Textverständnis der 1960er und 1970er Jahre als eher abgestandene Klassen- und Sozialgeschichte auf die hinteren Ränge – mit dem Ergebnis, dass damit auch die in dieser literarhistorischen Richtung so kontrovers wie diffizil geführte Debatte um die zentrale literaturwissenschaftliche Vermittlungsproblematik der Kontextualisierung relativ abrupt abbrach und ein Großteil der hier erarbeiteten Problematisierungskonzepte in Vergessenheit geriet.

Diese Ausblendung der Kontroversen um die historischen Grundlagen und methodischen Voraussetzungen sozialgeschichtlicher Textlektüren bedeutet allerdings zugleich einen erheblichen Verlust an literaturwissenschaftlicher Differenzierungskompetenz, die den neueren kulturwissenschaftlichen Textlektüren sehr zugute gekommen wäre, sind diese doch – vielleicht mehr als ihnen lieb sein mag – in ihren Fragestellungen wie auch ihren methodischen Verfahren der ›alten‹ Sozialgeschichte so sehr verpflichtet, dass sie weniger eine methodische Neuorientierung bieten, sondern eher sehr direkte Ableger sind, die lediglich thematisch etwas andere Wege einschlagen. Denn ob performative Geschlechterforschung oder Heteronormativitätsdiskussion, ob Bachtins volkskulturelle Gegenwelten oder Foucaults Konterdiskursivität, die komplizierten ›Verhandlungen‹ des New Historicism oder die Hybriditätsfiguren des Postkolonialismus – in ihrer literarhistorischen Zurechtweisung begeben sich diese kulturwissenschaftlichen Konzepte ebenso wie die sozialgeschichtlich orientierte Literaturwissenschaft auf die Suche nach literarischen Spuren mehr oder weniger verborgener gesellschaftlicher wie ideologischer Spannungen und Widerstände, nach Ausgegrenztem und Gegenläufigem, nach subversiven Potentialen, die in verdeckten Schichten der Texte sedimentiert seien und sich in geradezu archäologischen Erschließungsverfahren freilegen ließen. Und wie in den älteren sozialgeschichtlichen Deutungsversuchen wird auch hier diesen freigelegten Themen die spezifische ideologische Funktion der Texte zugewiesen. Nur dass es sich nun nicht um vermutete soziale Abstiegs- oder Funktionsverlustängste bestimmter Adelsschichten handelt, die im höfischen Roman in der literarischen Figur des höfischen Ritters und seinen militärischen Auentiureerfolgen eine exorbitante ideologische Kompensation wie gesellschaftliche Aufwertung erfahren, im Minnesang hingegen ihr gruppenspezifisches Dienstethos zu einer standesübergreifenden Leitidee formieren, sondern eher um verborgene misogyne Geschlechterhierarchisierungen, dem adeligen Allianzdispositiv gegenläufige Transgressionsphänomene des Imaginären, von Heteronormativitätspostulaten verdeckte homophile Begehrensstrukturen, um Exklusions- wie Inklusionsphantasmen, die in genderhistorischen, diskurstheoretischen oder postkolonial ausgerichteten Lektüren der Texte unter der Oberfläche normativer literarischer Darstellungen aufzusuchen seien. Die Verfahren der ›Textauslegung‹ sind jedenfalls nicht nur vergleichbar, sondern im Wesentlichen geradezu identisch – und damit auch die Probleme der Vermittlung zwischen den auf der Textebene verhandelten literarischen Themen und den als entscheidende Kontexte herangezogenen Gesellschafts- und Ideologiefaktoren.

Im Unterschied zu den erbitterten Methodendebatten der älteren sozialgeschichtlichen Literaturgeschichtsschreibung werden allerdings in den neueren kulturwissenschaftlichen Textlektüren diese Kontextualisierungsprobleme kaum mehr als solche wahrgenommen, geschweige denn in ihren Prämissen und Konsequenzen diskutiert. Im Gegenteil: Da in der neueren kulturwissenschaftlichen Literaturtheorie die Derridasche Formulierung *il n'y a pas de hors-texte* als Grundmaxime das Text-Kontext-Verständnis bestimmt, ist der Verzicht auf ausgefeilte Diskussionen einer Text-Kontext-Vermittlungsproblematik ebenso konsequent wie die Propagierung texthermeneutischer Praktiken, die in suggestiven Formulierungen wie *negotiations* oder *work of substitution, condensation, displacement* relativ umstandslos die verschiedenen Ebenen von poetischer Themenbildung, historisch-gesellschaftlicher Faktizität und imaginärer Konstrukte miteinander in Beziehung setzen, wenn nicht gar einander überblenden. Allerdings: Im Sinne der für alle literaturwissenschaftlichen Verfahren der Textauslegung so zentralen Kontrolle der Beliebigkeit³ wünscht man sich hier gelegentlich eine den ›fruchtlosen‹ Grabenkämpfen der alten sozialgeschichtlich orientierten Literaturwissenschaft vergleichbare Kultur der erbitterten Methodendebatten, mit denen man sich damals – über alle eher unerquicklichen politisch-ideologischen Selbstpositionierungen im Kampf um die Deutungshoheit hinweg – über »Kohärenzkriterien literarischer Hermeneutik«⁴ und damit zugleich über elementare Standards des literaturwissenschaftlichen Geschäfts verständig hat.

Wie notwendig eine solche Methodendiskussion der literaturwissenschaftlichen Kontextualisierung ist, zeigt das erstaunliche *comeback* sozialgeschichtlicher Deutungen, das seit einigen Jahren in der Mediävistik, vor allem in angelsächsischen romanistischen Arbeiten zur höfischen Dichtung, zu beobachten ist. Denn hier kehren in einer verblüffenden Selbstverständlichkeit, ja geradezu Ungeniertheit jene gesellschaftlichen Themenschwerpunkte zurück, die bereits die Diskussionen der 60er und 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts im Sinne sozialer wie ideologischer Problemzonen für ein gesellschaftsgeschichtliches Verständnis der höfischen Dichtung bestimmt haben: das Vordringen der Geldwirtschaft, das aufstrebende Bürgertum, die Konzentration fürstlicher Herrschaft, die ökonomischen Schwierigkeiten des Adels, die Krise des Feudalismus.⁵ Zwar laufen diese Arbeiten unter der kulturwissenschaftlichen Konzept-Flagge im Umkreis der Theoriebildung von Jacques Derrida, Jacques Lacan, Slavoj Žižek, Judith Butler, Jean Baudrillard oder Giorgio Agamben, bedienen sich des entsprechenden terminologischen Repertoires und argumentieren auch gelegentlich auf der Basis jüngster historischer

³ Vgl. dazu Kablitz, Andreas: *Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur*. Freiburg i. Br. 2012, S. 98 f.

⁴ Kablitz: *Kunst des Möglichen* (wie Anm. 3), S. 229 ff.

⁵ Geradezu paradigmatisch neuerdings bei Fajardo-Acosta, Fidel: *Courtly Seductions, Modern Subjections: Troubadour Literature and the Medieval Construction of the Modern World*. Tempe, AZ 2010; vgl. aber auch den programmatischen Band von Stahuljak, Zrinka u.a.: *Thinking through Chrétien de Troyes*. Cambridge 2011, hier vor allem Kinoshita, Sharon: »Feudal Agency and Female Subjectivity«, S.111–138.

Forschungsergebnisse etwa zur Feudalismus-Problematik, aber im Wesentlichen werden hier doch wieder dieselben Gesellschaftsfaktoren aufgerufen, die bereits in der mediävistischen Debatte um Erich Köhlers gesellschaftsgeschichtliche Deutungen der höfischen Dichtung eine Rolle gespielt haben – und vor allem: Sie sind nun unhinterfragte Prämissen literarischer Themenkonstrukte und damit zugleich eindruckliche Dokumente einer eher problematischen Forschungsgeschichte von Wiedergängerei.

Ein Hoch auf die germanistische Wende! Aber mit Vorbehalt

Ja ist die Antwort auf die Frage: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Es ist ein Ja zu höheren literaturwissenschaftlichen Kompetenzen, im dem zugleich ein unterschwelliges/ sekundäres Nein zu stark moralisierenden Tendenzen widerhallt. Eine für diese Wende vorbildliche Literaturwissenschaft sähe ein literarisches Gewebe als Ganzes und zugleich seine ästhetischen Kett- und ethischen Schussfäden, die sie zwecks einer rigorosen Analyse auseinanderhielte. Das gesuchte *Ja* ist aber kein absolutes, freischwebendes, sondern ein bedingtes. Es bedarf deswegen eines kurzen Umrisses der auf dieses Ja hinführenden Geschichte der Germanistik als Disziplin. Dieser Umriss legt eine Beziehung zwischen Germanistik im deutschsprachigen Raum und German Studies in Nordamerika frei, die zur Entwicklung von Literaturwissenschaft/Cultural Studies und ästhetische/moralische Motivationen parallel verläuft. Alle diese Begriffspaare gelten heutzutage richtig oder falsch als Oppositionen. Vor diesem Hintergrund lässt sich ein Programm für eine germanistische Wende skizzieren, das eine fokussierende Wirkung auf die Disziplin ausüben könnte.

Bis vor kurzem ist die Germanistik hauptsächlich auf kanonischen Wegen gewandert. Es gibt zwei oft gehörte und zumeist feindlich entgegengesetzte Begründungen für diese Tatsache, die gleichwohl auch Reaktionen aufeinander sind. Die eine den Wert des Kanons befürwortende Begründung folgt einer Argumentation, die sich für eine ästhetisch-wissenschaftliche hält. D.h. mit dem Adjektiv »wissenschaftlich« räumt sie sich das Recht ein, Wahrheitsaussagen über das »Gelingen« (früher: Schönheit)¹ eines literarischen Kunstwerks herauszustellen. Z.B: Es ist wahr, dass dieses Werk sich schön lese – wir sollten eine Reihe von sich ergänzenden, aber sich nicht erschöpfenden Empfehlungen für seine weitere Lektüre anfertigen. Dieses Anfertigen von analytisch-reflexiven Fachempfehlungen ist die Hauptaktivität auf dem Spielplatz der Literaturwissenschaftler, die sich mit einem mehr oder weniger stabilen Kanon beschäftigen. Eine Meta-Aussage ertönt über ihre unterschiedlichen Aussagen: *Es ist wahr, dass man den Roman X aus den Gründen Y einen ästhetisch gelungenen nennen darf, ob eine richtige moralische Gesinnung auch darin ist, ist eine für uns zweitrangige Frage – was nicht bedeutet*

¹ Siehe Luhmann, Niklas: »Ist Kunst codierbar?«. In: Niklas Luhmann: *Schriften zur Literatur*. Hg. von Niels Werber. Frankfurt a.M. 2008.

das sie überflüssig ist, aber wir sollen uns zuerst mit Fragen des Was und des Wie des Gelingens abgeben.

Sehr oft widerhallt in dieser Meta-Aussage die Stimme des Desengagement für die Gegner der »Kanon-Hüter«, die hier stichwortartig »Kanon-Kritiker« genannt werden. Sie behaupten, dass die Herrschaft und Herkunft des Kanons aus der Vormacht einer die westliche Welt überdeckenden Machtstruktur (eines Patriarchats) stammen. Kritiker, die in diesem Modus forschen, treiben einen eher abwertenden Umgang mit dem Kanon, wogegen sie meistens *moralische* Ansprüche erheben anstatt Wahrheitsaussagen treffen. In einer relativ kurzen literaturgeschichtlichen Zeitspanne haben solche Kritiker, die sich oft im Cultural Studies-Lager befinden, den moralischen Wert des Kanons in Frage gestellt. Sie behaupten oft, dass die Autoren des Kanons und ihre Verehrer meistens aus dem Bildungsbürgertum kommen und dementsprechend kein »echtes« Interesse für die Stimmen der bis jetzt »Stimmlosen« zeigen können. Für genau diese Stimmen interessieren sich die Kanon-Kritiker. Der eigene bürgerliche Stammbaum wirkt nur selten als logischer Schlagbaum, der die Verfolgung dieses Interesses behindert. Ihr Meta-Gebot lautet ungefähr so: *Ein Werk, das den Stimmlosen eine Stimme verleiht, oder das die Mechanismen, die sie zum Verstummen bringen, erhellt, spricht die Sprache der moralisch Gerechten, die konstitutiv auch eine schöne Sprache sein muss.*

Obwohl die pauschalen Skizzen zweier Fäden einer Literaturgeschichte unvollständig sind, bringen sie den Grundunterschied zwischen den Lagern ans Licht. Fast jeder kennt aber verschweigt diesen Unterschied. Wiederholt zeigt Niklas Luhmann – unverschämt aber mit unschuldiger Miene – dass dieser Unterschied aus einer Unterscheidung zwischen *Textwissenschaft* und *Textaktivismus* entsteht, welche eine Grenze zwischen einer Vorliebe für das Wahre und eine für das Unschädliche zieht.² Es gibt einen zweifachen Grund, warum diese Trennungslinie verschwiegen wird: Die Hüter des Kanons wollen den Kritikern des Kanons nicht reaktionär, und die Kritiker den Hütern nicht dumm vorkommen. Die Hüter wissen, dass sie gut *argumentieren* können, aber vielleicht von einer moralischen Ambivalenz geprägt sind. Dass sie gut *sind*, aber vielleicht einer stichhaltigen Argumentation ermangeln, wissen die Kritiker. Es gibt natürlich nur selten einen »reinen« Kanonhüter oder -kritiker. Aber dieser Umriss sollte einem näheren Verständnis der möglichen Abstufungen zwischen den beiden Extremen nützen.

Die Hervorhebung dieser Leitdifferenz will zeigen, dass in der Literatur viel verloren geht, wenn man der Tendenz der dogmatischen Kanonkritik folgt, die dazu verleitet, die Ganzheit eines Textstoffes nur mittels eines moralischen Modells zu betrachten. Nach diesem Muster gehören auf die Seite des Guten jene Texte, die eine unbestimmte Zukunft projizieren, in der die Menschheit an keinen schädlichen Machtprozessen leidet. In umgekehrter Weise gehören auf diese Seite auch diejenigen Texte, die als Negativ der utopischen Texte gegen die eben genannten Machtprozesse durch Darstellungen einer verfallenen Vergangenheit bzw. Gegenwart warnen. In der Nachkriegsliteratur sieht man öfter als Utopien solche Warn-

² Vgl. Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M. 1997, S. 663–64.

texte, in denen das »Gelingen« auf den Darstellungen einer jämmerlichen Existenz ruht. Jämmerlichkeit übernimmt daher die positive Leitfunktion: Je erbärmlicher, je verwerflicher, desto besser. Eine solche Stellungnahme hat die effektive Folge, dass der Kritiker, der eine unschädliche neue Welt fordert und fördern will, nein zu fast allem in seiner unmittelbaren Gegenwart sagt.

Dieser Hang zum Nein-Sagen führt wiederum zur Notwendigkeit einer germanistischen Wende und zugleich zu der Aufgabe, vor der sich Nietzsche fast 150 Jahre vorher befunden hat: »Gegen die Wissenschaft der Philologie wäre nichts zu sagen: aber die Philologen sind auch die Erzieher. Da liegt das Problem, wodurch auch diese Wissenschaft unter ein höheres Gericht kommt«. ³ Gesetzt, dass man wie Nietzsche der Literaturwissenschaft (als Verwandter der Philologie) eine erzieherische Funktion einräumt – was eine deutliche obgleich hintergründige Prämisse meines Arguments ist – braucht man dann Vorbilder, die uns ab- und anzuratende Verhaltensweisen vorführen. Mit anderen Worten lässt sich die Mahnrede, die Nietzsche in verschiedenen Formen durch seine ganze schaffende Phase erhoben hat, noch heute wiederholen: Wir, die wir uns mit den Textwissenschaften beschäftigen, begegnen Vorbildern der Negativität – Antihelden, Nein-Sager, Aussteiger usw. – bis zum Überdruß; was wir viel mehr nötig haben sind Vorbilder, die ein *jasagendes* Ethos verkörpern.

Zum Schluss sei Jean Paul vorgestellt als taugliches Vorbild für eine germanistische Wende, die sich ein *jasagendes* Ethos aneignen möchte. Ein mögliches Vehikel für diese Wende wäre Jean Pauls Theorie des Charakters, die auch ein relativ vernachlässigtes Gebiet der Germanistik anspricht. Obwohl sich die Germanistik und German Studies seit Jahrzehnten primär für thematische Analysen interessiert haben, erscheinen Vorbilder erzähltheoretisch hauptsächlich in Form des *Charakters*. Man sagt: »Ich möchte mich wie ein Mann ohne Eigenschaften benehmen«, aber nicht: »Ich möchte wie die Handlung vom Kapitel 2 des Romans auftreten«.

In *Vorschule der Ästhetik* sammelt Jean Paul Beobachtungen, die den Vorrang des Charakters hervorheben. Zuerst definiert er seinen Begriff: »Der Charakter ist bloß die Brechung und Farbe, welche der Strahl des Willens annimmt«. ⁴ Dann bezieht er den Willen auf Soziabilität: »Der Wille kennt nur zwei Ich, das fremde und das eigne; folglich nur Liebe gegen jenes und Selbstachtung gegen dieses – oder Lieblosigkeit und innere Ehrlosigkeit«. ⁵ Im nächsten Schritt verbindet Jean Paul das erste Einstellungspaar mit Stärke des Charakters und das zweite mit Schwäche, um die Folgen dieser Verhältnisse zu erklären: »Der höhere Mensch kann zwar den niedrigen erraten, aber nicht der niedrige den höhern, weil der Sehende, als eine

³ Nietzsche, Friedrich: »Notizen zu Wir Philologen«. In: *Kritische Studienausgabe*. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Berlin 1999, S. 14.

⁴ Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik*. Hg. von Wolfhart Henckmann. 2. Ausgabe. Hamburg 1990, S. 208.

⁵ Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik* (wie Anm. 4), S. 213.

Bejahung, leicht die Blindheit als eine Verneinung setzen kann, der Blinde hingen nie den Sehende erraten«.⁶

Jean Paul bekräftigt hier zwei Thesen des vorhergehenden Arguments. Erstens sind Charaktere, die eine bedingte Bejahung aussprechen, interessanter für die Germanistik, als diejenigen, die etwas absolut verneinen. Solche Charaktere präsentieren Germanisten mit einem Nebeneinander verschiedener Lebensentwürfe. Zweitens lohnt sich die Analyse von ja-sagenden Charakteren, obwohl sie wegen doppelter Sicht doppelte Arbeit macht. Diese Art der Analyse bürgt für die Möglichkeit einer konsequenteren Germanistik, die Ja zum Kanon sagen kann, aber auch nötigenfalls Nein.

⁶ Ebd., S. 215–216.

Product Placement in der (digitalen) Gegenwartsliteratur: Ein »Commercial Turn«?

»Dieser Roman wird Ihnen präsentiert von ...«¹, so titelte die *Zeit* im September 2010 – und ließ eine Glosse zur kontextsensitiven Werbung folgen, wie sie sich von den Anfängen von Werbung in der deutschsprachigen Literatur (etwa bei Hans Magnus Enzensberger und Alfred Döblin) über den aktuellen product-placement-lastigen Status in Zukunft weiterentwickeln könnte. Stein des Anstoßes war die gesponserte Repräsentation eines Markenartikels in einem Unterhaltungsroman:

»Ein elegantes, modernes Stück, eine Halskette mit Streifen aus Gold und Weißgold...«, so beschreibt die englische Autorin Fay Weldon das Schmuckstück, das ein reicher Immobilienmakler seiner Frau für 18.000 Pfund kauft. An sich keine ungewöhnliche Szene in einem Roman. Allerdings heißt dieser Roman »The Bulgari Connection« und Fay Weldon hat eine nicht bezifferte Summe dafür bekommen, dass der Name des italienischen Juweliers in ihrer Story erwähnt wird.²

Im Jahr 2000 erschien mit Fay Weldons *The Bulgari Connection* erstmals ein mit kommerziellem Product Placement versetzter Roman. Das namensgebende Modelabel hatte die Autorin angeworben und vertraglich eine Integration von nicht unter zwölf Erwähnungen des Markennamens *Bulgari* an prominenten Stellen der literarischen Handlung gegen die Zahlung eines fünfstelligen Honorars festgelegt³. Eine derartige »Fremdfinanzierung«⁴ von Autoren stellt die freie künstlerische Arbeit infrage und impliziert einen zusätzlichen Aufgabenbereich für Autoren: Literatur als Werbeträger.

Product Placement im literarischen Feld ist per se kein bemerkenswertes Novum. Gisela Mütting verzeichnet erste werbliche Strukturen bereits zur Mitte des 19. Jahrhunderts⁵, einem Zeitpunkt also, der weit vor dem Erscheinen von Wer-

¹ Vgl. In: <http://www.zeit.de/kultur/literatur/2010-09/werbung-in-buechern>. Alle Online-Quellen zuletzt aufgerufen am 28.04.2013

² Auszug aus einer Besprechung von Weldons Reklameroman bei *Spiegel Online*. In: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/product-placement-fay-weldons-reklame-roman-a-155065.html>

³ Vgl. Mütting, Gisela: *Die Literatur »bemächtigt sich« der Reklame: Untersuchungen zu Werbung und werbendem Sprechen in literarischen Texten der Weimarer Zeit*. Frankfurt a.M. 2003.

⁴ Eine Finanzierung von Autoren gebunden an spezifische inhaltliche Affirmationen (z.B. die Laudatio bestimmter Personen) stellt beispielsweise die Grundlage mediävistischer Hofdichtung dar.

⁵ Vgl. Weldon, Fay: *Die Bulgari Connection*. München 2005.

bung liegt, wie wir sie heute kennen. Der Ursprung literarischen Product Place-ments wird somit auch international zeitgleich verortet:

A recent survey of 19th century British literature uncovered advertising subtly placed within classic texts by authors like **Dickens**, **Austen**, and **Thackeray**. From *Vanity Fair*, for example: »My sisters say she has diamonds as big as pigeons' eggs,« George said, laughing. »How they must set off her complexion! Surely she avails herself of Madame A. T. Rowley's Toilet Mask (or Face Gloves)...«⁶

Die offizielle Genese des Begriffs Product Placement lässt sich im Zuge kommerzieller Vereinbarungen zwischen den Filmschaffenden in den ersten großen Filmstudios im Hollywood der 1920er Jahre und ersten Werbepartnern (beginnend bei Vertretern aus der Automobilindustrie, die den Produktionen leihweise teure Karosserien zur Verfügung stellten, wenn diese im Gegenzug hinreichend im fertigen Film präsentiert wurden) begründen. Trotz seines klar wirtschaftlichen motivierten Ursprungs wird der Begriff Product Placement in kurrenten Diskursen jedoch zu gleichen Teilen für kommerzielle und non-kommerzielle Produktplatzierungen innerhalb eines Trägermediums (üblicherweise Bewegtbildformate) verwendet. Das bloße Vorkommen von Konsumgütern innerhalb einer literarischen Erzählung kann alleine also noch keine Hinwendung zeitgenössischer Literatur zu kommerziellem Sponsoring bezeugen, sondern lediglich auf die Aktualität und zunehmende Omnipräsenz von Marken und Werbung verweisen.

Da die materielle Ausstattung einer literarischen Erzählung ohnehin nur in der Imagination ihrer Leser sichtbar wird, sind Autoren im Gegensatz zu Filmschaffenden nicht auf vertraglich gebundene Werbepartner angewiesen. Sie können auf ein beliebiges Quantum an Produkt- und Markennamen zurückgreifen, sofern es für ihre jeweilige Fiktion sinnvoll zu sein scheint. Zeitgenössische Autoren wie etwa Christian Kracht und Benjamin von Stuckrad-Barre konnten ab Mitte der 1990er Jahre sogar ganze literarische Karrieren auf der (kritischen) Diskussion kommerzieller Kultur und ihrer Gegenstände begründen. Krachts Roman *Faserland* etwa stützt seinen kompletten Aufbau auf ein Gerüst aus Markennamen. Gerade diesem kritischen Blick auf die Konsumkultur im allgemeinen und prägnante Marken im besonderen widersprach die von *Bulgari* und Weldon initiierte affirmative Besprechung von Konsumgütern innerhalb eines Romans. In den bestehenden jungen Kanon der konsumkritischen Literatur, in dem sich neben Kracht und Stuckrad-Barre mittlerweile immer mehr junge Autoren (etwa Florian Illies, Else Buschheuer oder Sibylle Berg) durch ihre subversiven Texte etablierten, können »käufliche« Autoren wie Weldon also nicht aufgenommen werden.

Dennoch lassen sich erste kanonische Züge erkennen, unter denen sich literarische Texte summieren, die sich nicht der Konsumkritik, sondern der Konsumförderung verschrieben haben. Dies entspricht einer Hinwendung zur fremdfinanzierten Literatur. Üblicherweise geht diese neuere PR-Strömung mit entsprechenden Sponsoring-Verträgen einher, wie sie derzeit primär im amerikanischen Raum zu

⁶ Auszug aus einer Verortung literarischen Product Placements im amerikanischen Raum: In: <http://www.themillions.com/2010/09/product-placement-in-19th-century-british-novels.html>.

beobachten sind. Dort erfolgen bereits erste Ausschreibungen von Autoren oder Autorenteams, die vage Projektskizzen ihrer geplanten belletristischen Werke zur werblichen Anreicherung anbieten. Konkret kann dies so aussehen, dass Werbepartner (vorrangig Hersteller von Mode- und Gebrauchsgegenständen) die Publikation finanziell unterstützen und im Gegenzug ein im Vorfeld festgelegtes Quantum an Produktennennungen im Romantext erwerben können.

Zu finden sind diese Bücher online oder in internationalen Buchläden. Nachdem Sie diese Titel gelesen haben, sind Sie vielleicht der Annahme dass (sic!) die Firmen lediglich das Sponsoring des Buches übernommen haben, doch der Inhalt ist Standardkost. Möglichst nicht den Inhalt des Buches mit dem Produkt vermischen. Aber weit gefehlt! Die Rückseite des Buches »The Oreo Cookie Counting Book« sagt folgendes: Kinder werden es lieben nach unten zu zählen während 10 kleine Oreos gestapelt, eingetunkt und geknabbert werden..... bis keiner mehr da ist! Ein schnelles Durchblättern bestätigt das tatsächlich auf jeder Seite die Oreo Cookies in Erscheinung treten.⁷

Durch die wachsende Popularität von Literatur, die optional von werblichen Einflüssen »besiedelt« werden kann, stellt sich die Frage nach einer etwaigen Verschiebung des Kanons: wenn der literarische Kanon ebenso gut durch kommerzielle Phänomene geprägt werden kann; handelt es sich dann überhaupt noch um einen literarisch-freien Kanon? In der Presse finden sich zunehmend Berichte, die Romane aus ihrer eigentlichen narrativen Funktion entbinden und sie als zeitgenössische Werbeflächen deklarieren, die wiederum stärker von Marken wie *Skittles*, *Hershey's*, *M&M's* oder *Oreo*⁸ geprägt werden als von frei fingierten Inhalten, wie man sie in einem Roman erwarten würde. Derartige Romane können in ihrer Handlung erheblich durch eine oder mehrere Dachmarken gesteuert werden. In der Praxis sieht dies beispielsweise so aus, dass potenzielle Werbepartner das Personal der Romanhandlung festlegen können. Demnach kann durchaus eine Nebenfigur in die Handlung integriert werden, deren Auftritte exklusiv der Präsentation eines spezifischen Modelabels gewidmet sind⁹.

Ein denkbarer »Commercial Turn« in der (germanistischen) Literaturwissenschaft könnte etwa zeitgleich mit der Ergänzung des klassischen papiernen Buchwesens durch weitere multimodale Medien verortet werden. 2010 hat der Großkonzern *Amazon* das Patent auf Werbeformate in E-Books auf dem deutschen Markt erworben. Diese Form der digitalen Werbung in Büchern befindet sich zwar derzeit noch in der Entwicklung, jedoch wären neben den in der Literatur altbekannten statischen Illustrationen zusätzlich animierte Formen bis hin zu filmischen Formen denkbar. Das im Romantext enthaltene Product Placement könnte somit

⁷ Auszug aus einer aktuellen Prognose zum Thema Product Placement in Romanen aus der werbewissenschaftlichen Plattform BEO. In: <http://brandedentertainmentonline.de/literatur/46-literatur/742-product-placement-in-buechern>.

⁸ Ebd.

⁹ Ein Blogbeitrag auf der amerikanischen Seite jezebel.com beinhaltet ein Interview mit der Autorin Tina Wells, deren geplante Romanreihe über eine Heldin namens Mackenzie Blue von eventuellen Werbepartnern inhaltlich beeinflusst werden soll. In: <http://jezebel.com/358651/young-adult-novels-plumb-new-depths-of-product-placement>.

nicht nur grafisch wiedergegeben werden, sondern auf eine Art und Weise repräsentiert werden, wie es ansonsten nur in TV- und Kinospots zu finden ist. Für eine derartig werblich angereicherte Publikationsform wären selbstverständlich gerade Werke wie der eingangs besprochene Reklameroman von Weldon attraktiv, also Werke, die sich durch ein spezifisches Vorkommen an Markennamen im Roman-text auszeichnen. Für diesen denkbaren neuen »Kommerz-Kanon« ist es sicherlich unerheblich, ob die beteiligten Werke unabhängig von ihrer Werbefähigkeit – und somit »reduziert« auf ihre inhaltliche Qualität – in einen literarisch hochwertigen Kanon aufgenommen würden.

Sicherlich ist in naher Zukunft nicht von einer »Übernahme« des literarischen Feldes durch die Werbeindustrie zu rechnen, dennoch kann der sich stetig ausweitende Bereich der kommerziellen Literatur längst nicht mehr als marginal abgetan werden. Wenn also ein etwaig anstehender »Commercial Turn« auch nicht die komplette zeitgenössische (und zukünftige) Literatur determinieren und zukünftig auch konstituieren kann, so muss dennoch das junge Genre des Werberomans als mögliche Größe im literarischen Feld wahrgenommen werden. Insbesondere in Kombination mit der zunehmenden Fülle an E-Books (zweifelloso einem Produkt des *Digital Turns*) könnte der Einfluss der Werbeindustrie auf den Literaturbetrieb entschieden zunehmen. Konkret könnte dies so aussehen, dass neue Romane ein spezifisches Lektorat durchlaufen, in dem sie auf ihre Werbeförmi gkeit hin geprüft werden. Über eine Aufnahme in ein bestimmtes Verlagsprogramm sowie die daraus resultierende Positionierung eines literarischen Texts auf dem kurrenten Markt könnte demnach nicht allein die inhaltliche Qualität des Geschriebenen entscheiden. Ein »Commercial Turn« könnte die eingangs bereits in der *Zeit* postulierte kontextsensitive Werbung zum Zünglein an der Waage über den (wirtschaftlichen) Erfolg oder Misserfolg neuerer Literatur erheben.

Die Epigonen und der Neopositivismus¹

Vor wenigen Jahrzehnten war ›Epigone‹ noch kein Unwort. Epigone hieß ein ›nachgeborener‹ Autor, der zwar großen Vorbildern nacheifert, aber hinter ihnen zurückbleibt. Den Epigonen gehörte vor allem die Zeit nach Goethes Tod, aber man ortete sie bald überall in nach-klassischen Zeiten, so auch im 13. Jahrhundert. Renommierete Mediävisten gossen ihren ganzen Hohn über die Dichterlinge aus, die es gewagt hatten, das Werk der Großen Wolfram von Eschenbach oder Gottfried von Straßburg fortzusetzen, die die stilprägenden Autoren der sog. mittelhochdeutschen ›Klassik‹ nachzuahmen oder durch übertriebene Künstelei, *blüemen* genannt, überbieten zu wollen oder die Versatzstücke der höfischen Dichtung unermüdlich neu zu kombinieren. Das Spätmittelalter galt als eine Zeit des Verfalls.

Zu Recht warf eine jüngere Generation solchen Urteilen einen a-historisch-normativen Literaturbegriff vor, kritisierte die Übertragung des Modells der Nach-Goethe-Zeit auf das Mittelalter und arbeitete vor allem in vielen eingehenden Analysen die besonderen ästhetischen Strukturen der spätmittelalterlichen Literatur heraus. Inzwischen dürfen spätmittelalterliche Lyrik und vor allem Epik als recht gut erforscht gelten.

Ähnliches vollzog sich in der Frühneuzeitforschung zumal in Bezug auf das 16. Jahrhundert, und hier vor allem in Bezug auf die neulateinische Literatur. In deren Vernachlässigung hatte sich das negative Urteil ›epigonal‹ mit dem negativen Urteil ›nicht-nationalsprachlich‹ überkreuzt. Auch diese beiden Urteile wurden revidiert: Für eine explizit auf *imitatio* zielende literarische Produktion wie die der Neulateiner ist die Charakterisierung ›epigonal‹ ohnehin unangemessen, und die nationalliterarische Perspektive ist sowohl angesichts jüngerer politischer Entwicklungen wie angesichts der vielfältigen intertextuellen Beziehungen in der Gelehrtenwelt des frühneuzeitlichen Europa ebenfalls obsolet. Auch hier wurde die Literaturgeschichte umgeschrieben. Die 2. Auflage des *Verfasserlexikons. Die deutsche Literatur des Mittelalters* wurde für den Humanismus 1480–1520 bzw. für die Vor-Opitz-Zeit bis ca. 1620 fortgesetzt; Reihen wie *Frühe Neuzeit* versam-

¹ Die Herausgeber ermutigten die Verfasser, ihr Anliegen notfalls auch überspitzt und ohne Rücksicht auf die üblichen forschungsgeschichtlichen Absicherungen zu formulieren. Von dieser Möglichkeit mache ich Gebrauch. Die diskutierten Sachverhalte lassen sich alle belegen; wenn darauf verzichtet wurde, dann weil sie sehr unterschiedlichen Ansätzen gemeinsam sind, sozialgeschichtlichen, kulturwissenschaftlichen, editionsphilologischen, intertextualitäts- und diskursanalytischen usw.

meln umfangreiche Editionen von und Monographien zu vergessenen Autoren. Der Nachholbedarf ist zwar immer noch größer als beim Spätmittelalter, doch war der Zuwachs an Kenntnissen in den letzten Jahren gewaltig.

Es gibt freilich eine bedenkliche Folgeerscheinung dieser Tendenz: den häufigen Verzicht auf die Frage nach der Relevanz der Gegenstände, zumal der Verzicht auf ästhetische Werturteile. Es genügt, dass ein Text ›da ist‹, handschriftlich oder im Druck überliefert wurde, damit er zum Gegenstand der Forschung erhoben werden muss.

Die Scheu vor Werturteilen ist natürlich berechtigt. Zu oft haben sie die Forschung in die Irre geführt. Zu Recht beklagt man klassizistische Fehlurteile vergangener Generationen, den nationalistischen Tunnelblick der deutschen Philologie und die organizistisch-teleologischen Modelle von Keimen, Blüte, Reife und Verfall für den Verlauf kultureller Prozesse. Allerdings war solchen Ansätzen etwas gemeinsam, auf das die Kulturwissenschaften auf Dauer nicht völlig verzichten können: ein Interesse an einer begründeten Selektion. Der Schwerpunkt dieses Interesses verschiebt sich im Laufe der Zeit, doch ist es eine Illusion, ganz ohne ihn auskommen zu können. Wo man nicht mehr sagen kann, warum man sich mit einem Heldenepos, einem mittelalterlichen Roman, neulateinischer Liebespoesie, grobianischer Satire usw. beschäftigt, wird literaturwissenschaftliche Analyse beliebig, und so kam es, dass andere alles, was vor der ›Kurzen Geschichte der deutschen Literatur‹ seit der Goethezeit liegt, für unwichtig erklärten.² Gegenwärtig ist die Krise noch kaum erkennbar; da erscheinen umfangreiche Monographien zu spätmittelalterlichen Romanen, deren Titel nicht einmal der germanistischen Fachwelt noch etwas sagt, teure Editionen und Überlieferungsübersichten mittelalterlicher Gebrauchsliteratur, voluminöse Werke zu Randfiguren der Fruchtbringenden Gesellschaft oder zur literarischen Kommunikation in kleinen und kleinsten Zentren, aber die Zahl derer, die das wahrnehmen, wird immer geringer.

Um ein naheliegendes Missverständnis auszuschließen: Dergleichen ist wissenschaftsgeschichtlich notwendig und sinnvoll. Die Ausdifferenzierungen moderner Wissenschaften unterstellen diese ihrem je eigenen Funktionsprimat; das Anwachsen wissenschaftlicher Erkenntnis ist nur um den Preis zunehmender Detaillierung zu haben, deren Grad sich allein an intrinsischen Maßstäben bestimmt, nicht an Anwendbarkeit, nicht an ideologischen Vorgaben, nicht an außerwissenschaftlichen Zwängen. Doch schließt das nicht aus, dass man die Gegenstände nach ihrer Bedeutung gewichtet, ihre Auswahl begründet und über Erkenntnisziele Auskunft gibt. Geisteswissenschaftliche Forschung bedarf leitender Fragen, wenn sie nicht in einer Art Neopositivismus versinken will.

Die Fragen müssen nicht ästhetischer Natur sein. Spätmittelalterliche Romane z. B. erscheinen oft als Klitterungen heterogener Motive und Strukturmuster. Doch unabhängig davon können sie historisch interessante Konstellationen erzählen. Ich greife ein Beispiel heraus, das ich vor Jahren selbst untersucht habe: das seltsame Wahlverfahren, dem in Ulrichs von Etzenbach *Wilhelm von Wenden* die Protago-

² Vgl. Schlaffer, Heinz: *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*. München/Wien 2002.

nistin Bene ihren Aufstieg zur Landesherrschaft verdankt.³ Die Episode gehört in eine erzählerisch besonders heikle, ungeschickt untermotivierte Handlungsfolge, die die politischen, ständischen und religiösen Biographien der Hauptfiguren wieder zusammenführen und das *happy ending* des Romans vorbereiten soll. Doch erzählt sie auch, völlig isoliert vom Rest, wie innerfeudale Machtkämpfe neutralisiert werden können, und zwar mittels eines Wahlverfahrens, das man im 13. Jahrhundert, wenn auch in einem ganz anderen politischen Kontext, tatsächlich ausprobiert hat. Die Beschäftigung mit dieser Episode rechtfertigt sich hier über ein politisch brisantes Motiv, das nur locker mit der poetischen Organisation des Textes verknüpft ist. Solche für die Transformationen mittelalterlicher Kultur ›interessante‹ Fragestellungen hat die jüngere Spätmittelalterforschung in den Texten der vormaligen ›Epigonen‹ zuhauf entdeckt, ob nun in der Frage nach dem Verhältnis von Erzählen und Enzyklopädie, in Phantasmen gesellschaftlicher Kontrolle, in Modellen von Lebensläufen oder wo immer sonst.

Doch nicht um das Interessante soll es hier gehen, sondern um die genuine Aufgabe der Literaturwissenschaft, durch Interpretation literarischer Texte auch Maßstäbe zu ihrer Beurteilung bereitzustellen. Epigonalität war ein massives Werturteil. Es suggerierte nicht nur Mangel an Originalität, sondern Zurückbleiben hinter maßstäblichen Vorbildern, im Extremfall gar Stümperei. Mit gutem Grund hat man immer wieder die Grundlagen solcher Verdikte in Zweifel gezogen, damit aber oft auch die Möglichkeit zurückgestellt, die Themen, Motive, literarischen Verfahren usw. nicht nur zu beschreiben, sondern ihre Abstimmung aufeinander zu überprüfen. ›Abstimmung‹ heißt nicht ›Stimmigkeit‹, Stimmigkeit von Form und Inhalt etwa, wie dies eine klassizistische Poetik forderte. Im Gegenteil sind darin Gegenläufigkeit und Subversion durchaus eingeschlossen. Die Kunst der Interpretation impliziert auch ästhetische Kritik. Andreas Kablitz hat als Aufgabe literaturwissenschaftlicher Arbeit jüngst die Herstellung maximaler »Kohärenz« gefordert,⁴ d.h. die Beziehbarkeit möglichst vieler Elemente aufeinander (wobei Kohärenz kontrafaktische Zuordnung einschließt). Diese Aufgabe der Interpretation kann jedoch auch am Text scheitern, indem dieser bloß eine Addition von *disiecta membra* sein kann. Die Kriterien solcher Kritik müssen transparent und überprüfbar sein. Es soll also nicht irgendwelchen subjektiven Geschmacksurteilen das Wort geredet werden, sondern es geht um Maßstäbe der Unterscheidung zwischen gelungenen und misslungenen, kohärenten und inkohärenten, komplexen und unterkomplexen Texten. Solche Maßstäbe müssen immer auch historisch begründet sein, d.h. an ästhetischen Normen ihrer Entstehungszeit gemessen werden.

Nehmen wir Ulrich von Türheim, der als Fortsetzer Wolframs und Gottfrieds der Mediävistik lange als besonders erbärmlicher Epigone galt. Dabei beseitigt er

³ Vgl. Müller, Jan-Dirk: »Landesherrin per compromissum. Zum Wahlmodus in Ulrichs von Etzenbach ›Wilhelm von Wenden V. 4095–4401‹«. In: Karl Hauck u.a. (Hg.): *Sprache und Recht. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters*. FS Ruth Schmidt-Wiegand zum 60. Geburtstag. Berlin 1986, S. 490–514.

⁴ Kablitz, Andreas: *Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur*. Freiburg i.Br. u.a. 2013.

einen für das mittelalterliche Verständnis gravierenden ästhetischen Mangel der Texte Gottfrieds und Wolframs: ihre Unvollständigkeit. Vom mittelalterlichen Roman wird erwartet, dass er eine Geschichte von Anfang bis Ende erzählt.⁵ Damit ist aber nicht die Frage erledigt, wie im Rahmen dieser Ästhetik die Ergänzung gelingt. Es geht also nicht um Ulrichs Unverständnis für die riskanten Problemanordnungen Gottfrieds oder Wolframs; diese gehören in den größeren Zusammenhang einer Korrektur der höfischen Kultur im 13. Jahrhundert. Die Mängel betreffen vielmehr die poetische Organisation der Texte unter der Prämisse mittelalterlicher Ästhetik.

Im *Tristan* ist Ulrich, wie mittelalterliche Erzähler generell, an eine Stofftradition gebunden, deren Elemente er zu übernehmen hat. So motiviert er Tristans Rückkehr zur blonden Isolde auf ähnliche Weise wie Eilhart: Tristan will beweisen, dass die blonde Isolde schöner ist als die weißhändige (und deshalb ihm, dem besten Helden, angemessener). Das ist eine Logik der Ehre, in der so etwas wie personale Beziehungen zwischen Mann und Frau nicht vorkommen, die aber für den Bruder der Weißhand offenbar ebenfalls unhinterfragt gilt, indem dieser sich mit der *wahrheit* des Beweises zufriedengeben will. Doch scheint für Ulrich die Begründung nicht mehr auszureichen. Jedenfalls fügt er einen Brief der blonden Isolde ein, die Tristan zu sich ruft, seine *triuwe* anmahnt und *nâch* [s]îner *minne* ›tobt‹. Das ist eine gänzlich andere Liebeskonzeption, die sich schlecht mit dem zuvor eingeführten Frauenvergleich aus männlicher Perspektive verträgt. Doch damit nicht genug: Den Brief hat Isolde von der Minne; er wird Tristan durch ein zutrauliches Reh überbracht, das ihn aus seinem Ohr schüttelt; damit wird der Vorgang in ein *wunder* hinübergespielt. Das Wundertier soll die Außergewöhnlichkeit des Vorgangs anzeigen und so vielleicht den Skandal, dass die blonde Isolde ihren Liebhaber zu sich ruft, neutralisieren. Das Reh aber ist elsterfarben; das dürfte eine Anspielung auf Wolframs Parzival-Prolog sein. Sie soll offenbar wie dort Ambivalenz indizieren, aber das passt schlecht dazu, dass die Minne die Auftraggeberin ist. Nicht dass Ulrich Stoffvorgaben übernimmt, nicht dass er sie umzudeuten sucht, nicht dass er in einen intertextuellen Dialog mit Wolfram tritt, ist das Problem, sondern dass er gegensätzliche Konzepte aufeinander häuft, ohne dass klar wird, wie sie aufeinander zu beziehen sind. Tristans Rückkehr ist im schlechten Sinn ›überdeterminiert‹: Was bei Eilhart unhinterfragt plausibel war und auch bei Ulrich zunächst als hinreichende Motivation galt, wird um eine personale Komponente erweitert, an die normative Instanz höfischer Minne rückgebunden, durch eine Anleihe bei Wolfram ambiguiert und durch das Reh ins Unwahrscheinlich-Märchenhafte verwiesen. Die Begründungen stehen einander im Weg.

⁵ Ein solches ›biographisches‹ Prinzip hat bei der Wiederentdeckung mittelalterlicher Epik im 18. Jahrhundert durch Johann Jakob Bodmer Befremden ausgelöst, denn der *ordo artificialis* der klassizistischen Epik verlangte den Einsatz *medias in res*. Die Forschung hat richtig gesehen, dass solch ein Prinzip nicht auf mittelalterliche Epik übertragbar ist; die Veränderungen, die Bodmer, ihm folgend, z. B. am *Nibelungenlied* vornahm, haben heute allenfalls Kuriositätswert.

In Ulrichs *Rennewart* ist es die durchgehende Entproblematisierung der aus Wolframs *Willehalm* übernommenen Konstellationen. Wie bei Wolfram wird erzählt, dass der König für den Heidenkampf erst noch gewonnen werden muss, aber das geschieht so glatt und selbstverständlich, dass man sich fragt, warum es diese Handlungsschleife überhaupt gibt. Dass Ulrich eine vielleicht nicht traditionsfähige Problemanordnung bei Wolfram korrigiert und zu einer klaren Ablehnung der ›Heiden‹ zurückkehrt, ist wieder typisch für die späthöfische Kultur (Karl Bertau: ›Von den Feinen zu den Frommen‹), aber das impliziert nicht die stereotype Behandlung der Heidenkämpfe, die einander zum Verwechseln ähnlich sehen und immer mit der Alternative ›Bekehrung oder Abschlachten‹ enden. Es impliziert nicht die problemlose Selbstverständlichkeit des Tötens. Vielleicht war gerade dies für eine mittelalterliche Kriegergesellschaft attraktiv – so wie gegenwärtig Soaps à la *Landarzt*, aber diese beanspruchen deshalb ja auch noch nicht Kunstcharakter.

Oder der *Friedrich von Schwaben*: Die Forschung hat nachgewiesen, wie er seitenweise Verse aus älteren höfischen Romanen abschreibt, weil er sie in der Handlung, die er erzählen will, gebrauchen kann. Wenn der juristische Vorwurf des Plagiats in einer Zeit vor dem Urheberrecht unangemessen ist, dann ist das erst recht der Vergleich mit einer postmodernen Ästhetik, wie sie Jorge Luis Borges in seinem *Pierre Menard, Autor des Don Quijote* ironisch vorwegnimmt oder wie Patrick Süßkind sie im *Parfüm* mit seinen Entlehnungen aus Dumas' *Reine Margot* praktiziert. In beiden Fällen soll der Verweis von Literatur auf Literatur einen ästhetischen Mehrwert erzeugen. Pierre Menards *Don Quijote* entspricht Wort für Wort dem Roman des Cervantes – und ist doch ganz anders; Patrick Süßkind versetzt seinen Helden, der naturhaft Gegebenes durch künstlich Gemachtes ersetzt, in ein künstliches Paris der Literatur. Im *Friedrich von Schwaben* ist das anders: Der Erzähler sucht eine Mimikry an die Sprache der Vorbilder, nicht um zusätzlichen Sinn zu gewinnen, sondern die Anmutung anerkannter Sinnhaftigkeit zu vermitteln. Der Leser soll gerade nicht merken, was genau wem entlehnt ist. Er soll Vertrautem begegnen. Die entlehnten Verse betreffen überwiegend Standardsituationen des höfischen Romans (Minneklage, Überwältigung durch Minne, Reizreden, Einzel- und Massenkämpfe u.ä.), und um diese zu bewältigen, greift der Verfasser auf Vorgefundenes zurück und erspart sich so die Mühe eigener Arbeit an der Sprache. Ebenso bedient er sich aus dem Motivarsenal der Mahrtenhe, der Schwanenkinder, von Zwergengeschichten usw.; was handlungslogisch nicht zusammengepasst, wird mit Hilfe rechtzeitiger Todesfälle aneinander gekittet. Einander ausschließende Konzepte werden kombiniert, etwa das Motiv des Tabus und Tabubruchs mit dem einer hinterhältigen Intrige, wodurch es um seine Pointe – die Dialektik von Gebot und Übertretung – gebracht wird. Kurz, auch hier führt das Zitat heterogener Elemente nur zu einer Anhäufung von Unvereinbarem. Man mag sich scheuen, den Verfasser oder auch Ulrich von Türheim Epigonen zu nennen, weil man damit einer klassizistischen Ästhetik das Wort redet. In jedem Fall ist ihre poetische Kapazität beschränkt.

Meine Beispiele aus der Frühen Neuzeit sind die vergilisierende Epik und die Kasualpoesie. Vergil ist Schulautor; seine Epen liefern Modelle humanistischer

Dichtung in Latein wie in der Volkssprache. Sie enthalten ein nahezu unerschöpfliches Repertoire an prägnanten und eleganten Formulierungen und Bildern, das exzerpiert wird, u. a. auch, damit es der eigenen poetischen Rede eingefügt werden kann. Frühneuzeitliche Literaten haben sich entsprechend ausgiebig daraus bedient, um sich als erfolgreiche *imitatores veterum* auszuzeichnen, was eine umfangreiche Similienforschung angeregt hat. Die *Aeneis* als Gründungsgeschichte des italischen Reichs legt eine panegyrisch-historische Lektüre nahe, und tatsächlich wird sie in der Frühen Neuzeit in dieser Perspektive adaptiert, wie die unzähligen Werktitel auf *-is* (*-ide*) bzw. das homerische *-as* (*-ade*) dokumentieren, die die Geschichte eines Reichs, eines Fürsten, eines Heerführers u. ä. zum Gegenstand haben. Beides zusammen erzeugt eine geradezu manufaktuelle Produktion panegyrischer Epen, die unablässig Formeln, angefangen von *Arma virumque cano* oder *debellare superbos*, oder auch Motivkomplexe wie Unterweltfahrten oder Götterkonzile abwandeln und dem jeweiligen Gegenstand anpassen. Das bedeutet nicht mehr, als dass der Verfasser sich in der Gelehrtenkultur zu positionieren wünscht, indem er sein Schulwissen zwecks Fortkommens einsetzt. Dann jedoch stellt sich allererst die Frage, ob und wie es ihm gelingt, mit Hilfe vergilischer Wendungen seinen Gegenstand zu erfassen, in besonderer Gestalt zu präsentieren und damit seine eigene Kunst als *imitator veterum* zu beweisen. Sehr viele, wenn nicht die meisten Übernahmen in frühneuzeitlicher Herrscherpanegyrik – ob auf die Valois, die Habsburger oder irgendeinen Duodezfürsten – bleiben in plumper Schmeichelei stecken, das antikisch drapierte Gewand des Fürsten erscheint als schlecht sitzendes Kostüm und das poetische Erzeugnis als eine öde Fleißarbeit. Das bedeutet nicht, dass nicht auch solche Texte philologisch aufgearbeitet werden sollten, wohl aber, dass der Literaturwissenschaftler damit nicht schon von einem ästhetischen Urteil dispensiert ist.⁶ Intertextualität bedeutet nicht nackte Wiederholung, sondern Dialog zweier Texte.

Ähnliches gilt für die Kasualpoesie. Sie gehört zu den selbstverständlichen Interaktionsformen innerhalb der frühneuzeitlichen Gelehrtenkultur und deshalb lassen sich an ihrem Leitfaden weit gespannte gelehrte Netzwerke erschließen. Aber gerade dank ihrer Verbreitung verkommt die Kasualpoesie zur ubiquitären Kulturtechnik, vergleichbar dem Gebrauch von Messer und Gabel. Wo jede Hochzeit in Pfarrers- und Lehrerkreisen bedichtet werden soll, jeder Honoratior Adressat rühmender Verse werden kann und jedes literarische Werk von anderen Literaten durch antike Exempla gefeiert werden muss, gehen rasch die Argumente, die Bilder und Tropen aus. Gerade wenn man am Rang einzelner überragender Autoren

⁶ Um wieder ein Beispiel aus eigener Forschung zu nennen: Die lateinische Bearbeitung von Maximilians Theuerdank im *Magnanimus* des Ricardus Sbrulius beweist gewiss die Belesenheit und das stilistische Geschick des Bearbeiters. Doch ändert das nichts daran, dass unter den fleißig verwendeten Formeln klassischer Epik die im deutschen Text noch erkennbare spätmittelalterliche Welt verschwindet und durch blasse Schemata ersetzt wird und dass die (ihrerseits schon ästhetisch problematische) Struktur des *alten heldenpuoch* (verstanden als möglichst vollständiges Inventar gefährlicher Abenteuer) mit der Struktur eines klassischen Epos schlechthin unvereinbar ist.

interessiert ist, wird man Unterschiede in der Behandlung solcher Themen nicht nivellieren dürfen.

Eine künftige Germanistik muss Mut zum ästhetischen Urteil haben. Ein solches Urteil muss historisch fundiert sein – also beileibe keine Rückkehr zur normativen Ästhetik vergangener Zeiten und den damit verbundenen historiographischen Modellen von Keimen, Wachstum, Blüte und Verfall –, und es muss seine eigene Revidierbarkeit durch eine nachfolgende Generation einkalkulieren – also keine Stillstellung eines lebendigen Rezeptionsprozesses. Es muss zwischen dem kulturgeschichtlich Interessanten und dem ästhetisch Gelungenen unterscheiden. Urteile dieser Art gehören zu den Ergebnissen eines Interpretationsprozesses, der die Beziehbarkeit der Elemente eines literarischen Textes aufeinander (>Kohärenz<) überprüft.

Um es in weniger elaborierter Form zu sagen: Das Ergebnis germanistischer Forschung sollte auch schon einmal lauten dürfen: Mist.

Verwehelter Traum? – Ältere Skandinavistik zu Beginn des 21. Jahrhunderts

»Ältere Skandinavistik – ein verwehelter Traum?«¹ Es war eine provozierende Frage, die der Mediävist Gerd Wolfgang Weber (1942–1998) vor drei Jahrzehnten stellte: Hatte dieses kleine Fach germanistischer Provenienz eine Zukunft? Rückblickend wird deutlich: Die späten achtziger, dann neunziger Jahre dürfen geradezu als *Hochzeit* altskandinavistischer Forschung gelten, in der das Spektrum des Faches eine Diskussion erlebte, zu der international namhafte Germanisten wegweisend beitrugen. Visionär schien solche Entwicklung noch zu *Beginn* der achtziger Jahre: Das Ende des ›Dritten Reichs‹ hatte eine fachgeschichtliche Problematisierung gefordert,² deren Überwindung die siebziger Jahre andeuteten, doch erst das folgende Jahrzehnt zu vollziehen vermochte.

»Germanenprobleme in heutiger Sicht« – der Titel des 1986 erschienenen ersten Ergänzungsbandes (von mittlerweile 81) zum *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* (RGA) war Programm: In zahlreichen Folgestudien wusste sich das Bestreben methodischer Neuorientierung rasch zu entfalten. Das »Kieler Runenprojekt« (1993–2012), der »Frankfurter Edda-Kommentar« (seit 1997), das »Skaldic Poetry-Project« (seit 2001) – schon diese Auswahl DFG-geförderter Unternehmungen belegt eindrucksvoll eine Kontinuität altskandinavistischer Forschung, die sich bis in jüngste Zeit in einem respektablen Publikationsvolumen manifestiert.

Es ist offensichtlich, dass sich eine Entwicklung hin zu erstens universitäts-, zweitens fachübergreifenden Zusammenschlüssen längst vollzieht. Mediävistischen Disziplinen kann dies durchaus Vorteile bieten. Die Strahlkraft solcher Großprojekte mag aber Anzeichen einer Krise der Altskandinavistik verdeckt haben. Ein Blick in die Germanistik offenbart, dass dort die Diskussion um disziplinäre Zukunftsperspektiven im wissenschaftsgesellschaftlichen Wandel längst kritisch geführt wird. Sollte solche Reflexion von einer skandinavistischen Mediävistik selbstkritisch rezipiert werden, ist doch befremdlich, dass der Disput bisher weitgehend

¹ Weber, Gerd Wolfgang: »Ältere Skandinavistik – ein verwehelter Traum?« In: Bernd Henningsen/Rainer Pelka (Hg.): *Die Skandinavistik zwischen gestern und morgen. Bestandsaufnahme und Zukunftsperspektiven eines ›kleinen Faches‹*. Sankelmark 1984, S. 25–37.

² Vgl. etwa Zernack, Julia: »Kontinuität als Problem der Wissenschaftsgeschichte. Otto Höfler und das Münchner Institut für Nordische Philologie und Germanische Altertumskunde«. In: Klaus Bödl/Miriam Kauko (Hg.): *Kontinuität in der Kritik. Zum 50jährigen Bestehen des Münchener Nordistikinstituts*. Freiburg i.Br. 2005, S. 47–72.

ausgeblieben ist. Webers Frage aber bleibt aktuell – künftige Provokation erhält sie indessen über eine Modifikation: *Ist* der Traum einer Älteren Skandinavistik schon verweht?

Eine verbindliche Antwort kann dieser Essay nicht anstreben. Er kann Tendenzen altskandinavistischer Forschung fokussieren und darin die Positionsbestimmung in einem Methodenpluralismus versuchen, der keine disziplinären Schwerpunkte mehr zu kennen scheint. Die Altskandinavistik zum konstruktiven Dialog mit der Altgermanistik anzustoßen, ist Ehrgeiz des Beitrags.

Thematische Schwerpunkte jüngerer Forschung wurden bereits angedeutet: Runen, Skaldik und Edda sowie die Sagas sind angestammte Bereiche. Wo aber zeichnen sich methodische Linien ab? Zu notieren ist einerseits (etwa in Anthologien) ein kontinuierlicher Rekurs auf etablierte Interpretationsmuster, deren (scheinbare) Deutungshoheit die Forschungsfelder der Altskandinavistik gegen eine »Legitimationsneurose«³ verwahren soll – damit aber auch eine Entkontextualisierung befördert. Ein Beispiel: Wenn der international renommierte Skandinavist Walter Baetke 1950 in der Beurteilung nordischer Mythologie von »heidnischem Irrwahn«⁴ sprach, so entsprang dies keinem literaturwissenschaftlichen Befund – in Distanzierung zu den Verirrungen des »Dritten Reichs« war es der Versuch einer Orientierung an christlich-theologischer Lehre. Baetkes »theologisierendes« Urteil leitete noch Jahrzehnte später u. a. Webers einflussreiche Studien und gereicht darüber auch jüngster Forschung zu einem Fundament, dessen Prämissen wesentlich im fachgeschichtlichen Kontext der Nachkriegszeit zu erklären sind – selten aber in dieser Bedingtheit wahrgenommen werden.

Andererseits ist in aktuellen Beiträgen der Älteren Skandinavistik ein Bestreben fassbar, solche Problematisierung durch das Leitwort »Kulturwissenschaft« zu umgehen; es wird damit aber auch auf die skizzierte Entwicklung hin zu interdisziplinären Projekten reagiert. In der germanistischen *cultural turn*-Debatte wird die Diskussion seit langem geführt,⁵ doch die Altskandinavistik trifft Gerhart von Graevenitz' Vorwurf, die Literaturwissenschaft habe offenbar kein Interesse daran, »ihren Platz in den sich verändernden Verhältnissen [d. h. Strukturveränderungen der Wissenschaft, J. A. v. N.] zu bestimmen«,⁶ nach wie vor: Solange deren methodologische Diskussion nur am Rande geführt wird, muss der Eindruck überwiegen, die Anknüpfung an kulturwissenschaftliche Diskursvielfalt sei bloß ein einstweiliger Rettungsanker. Dabei zeigt nicht zuletzt das 2010 aus dem RGA erwachsene Projekt »Germanische Altertumskunde Online«, welche Anforderungen der Methodenreflexion an die beitragenden Disziplinen (u. a. Altgermanistik und Altskandinavistik) künftig gestellt werden.

³ Weber: »Ältere Skandinavistik« (wie Anm. 1), S. 27.

⁴ Baetke, Walter: *Die Götterlehre der Snorra-Edda*. Berlin 1950, S. 67.

⁵ Vgl. grundlegend Haug, Walter: »Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft?« In: *DVjs* 73 (1999), S. 69–93; Ders.: »Erwiderung auf die Erwiderung«. In: *DVjs* 73 (1999), S. 116–121; von Graevenitz, Gerhart: »Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften. Eine Erwiderung«. In: *DVjs* 73 (1999), S. 94–115.

⁶ Von Graevenitz: »Literaturwissenschaft/Kulturwissenschaft« (wie Anm. 5), S. 95.

Um den inner- und interdisziplinären Dialog führen zu können, wird eine grundlegende Frage zu verhandeln sein: Was ist ›Philologie‹? Zur Jahrtausendwende notierte der schwedische Nordist Henrik Williams eine Dominanz von ›Literaturtheorie‹, die ›philologischer Methodik‹ zum Nachteil gereiche.⁷ Ein Aufsatz seines dänischen Kollegen Preben Meulengracht Sørensen (1940–2001) mag im Zusammenspiel von ›Philologie im engeren Sinne‹ und ›Literaturwissenschaft‹ als erster Versuch einer Positionierung gelesen werden.⁸ Eine verlässliche (auch terminologische) Basis ist damit nicht geschaffen, aber ein Grundstein gelegt, der die Debatte anregen sollte.

Wo wären künftige Leitlinien einer Methodik der Altskandinavistik zu ziehen? Hier könnte zum ersten eine New Philology weiterhin dienlich sein: Dem Anspruch auf Berücksichtigung mittelalterlicher Textvarianz (aber auch: Mehrdeutigkeiten!) ist verstärkt Rechnung zu tragen. Zum zweiten muss damit konsequent eine am Untersuchungsgegenstand orientierte Erörterung von ›Text(en)‹ und ›Kontext(en)‹ erfolgen – und darin wird ein *fachgeschichtlicher* Kontext grundlegend zu bedenken sein. Die Umsetzung dieser Ansprüche ist in der Altskandinavistik bisher Forderung geblieben:

Ich denke, dass wir uns zuerst darauf besinnen müssen, dass wir Vertreter einer Philologie sind, d.h. dass wir es mit sprachlichen Äußerungen zu tun haben, die wir innerhalb eines bestimmten zeitlichen und geographischen Rahmens analysieren. [...] M]einer Ansicht nach [sollte] unsere Basis für die skandinavistische Mediävistik als Kulturwissenschaft die *New Philology* sein.⁹

Könnte nicht aber diese Besinnung auf ›philologische‹ Kernkompetenzen (etwa: die Untersuchung der nordischen Sprachen in ihren Bedeutungsebenen und Manifestationen) jene Qualifikation hervorheben, die den kulturwissenschaftlichen Diskurs fachkundig bereichert und eine Altskandinavistik weiterhin legitimiert? Jan-Dirk Müller bemerkte unlängst, Literaturwissenschaft könne in Konzentration auf die »eigenen methodischen und theoretischen Prämissen« weiterhin einen gewichtigen Beitrag für »die Erkenntnis kultureller Zusammenhänge erbringen«, künftige Forschung gar »das abgebrochene Projekt einer Sozialgeschichte der Literatur unter neuen Prämissen und mit erweitertem Fragehorizont fortsetzen.«¹⁰ Keine (diffuse) ›Rephilologisierung‹ einzelner Disziplinen ist damit gefordert. Aber

⁷ Williams, Henrik: »Framtidens fornordiska filologi: etymologisk exempelsamling eller litteraturteoretisk lektuga?« In: Kristinn Jóhannesson/Karl G. Johansson/Lars Lönnroth (Hg.): *Den fornordiska texten i filologisk och litteraturvetenskaplig belysning*. Göteborg 2000, S. 5–16.

⁸ Meulengracht Sørensen, Preben: *At fortælle historien. Studier i den gamle nordiske litteratur*. Trieste 2001, S. 286

⁹ Würth, Stefanie: »Kulturwissenschaftliche Ansätze in der Mediävistik«. In: Susanne Kramarz-Bein (Hg.): *Neue Ansätze in der Mittelalterphilologie – Nye veier i middelalderfilologien*. Frankfurt a.M. u.a. 2005, S. 57–69, hier S. 65 f.; vgl. auch Williams, Henrik: »Svensk språkhistoria utan filologi?« In: Maj Reinhammer u.a. (Hg.): *Studier i svenska språkets historia 11. Förhandlingar vid elfte sammankomsten för svenska språkets historia i Uppsala 23–24 april 2010. Uppsala 2010*, S. 223–230.

¹⁰ Müller, Jan-Dirk: *Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur höfischen Epik*. Tübingen 2007, S. 2.

der *turn* zur weitreichenden Absage an ein philologisches Instrumentarium kann mittelfristig ebenfalls kein belastbares Methodenspektrum zeitigen.

Eine verbindliche Bestandsaufnahme strebte dieser Beitrag nicht an; aber er richtet einen Appell an die Fachvertreter: Es ist *jetzt* zu diskutieren, wo in ›Philologie‹, ›Literaturwissenschaft‹ und ›Kulturwissenschaft(en)‹ sich das Fach im beginnenden 21. Jahrhundert sieht und sehen will. Die Debatten der Germanistik – in ihrer disparaten Vielfalt – können Orientierung bieten, durch intensivierte Dialog aber auch bereichert werden; schon Weber forderte: »Unser deutsches Fach sollte seiner eigenen ›Nähe‹ zur germanistischen Tradition und kontinentalen mittelalterlichen Kultur treu bleiben.«¹¹ Solange diese ›Ältere Skandinavistik‹ ihr Selbstverständnis nicht (wieder-)gefunden hat, wird sie wissenschaftspolitischem Druck kaum etwas zu erwidern haben.

¹¹ Müller: *Höfische Kompromisse* (wie Anm. 10), S. 28.

Alterität und Germanistik

Jeder germanistische *turn* ist ein Luxus, den sich das Fach nur dort leisten kann, wo es in einem kulturell (nicht unbedingt wirtschaftlich) wohlhabenden und lebendigen Umfeld lebt, in einem Kontext, der dem Fach intellektuell verwandt ist. Während die germanistische Forschung in den vergangenen Jahrzehnten eine komplexe Folge unterschiedlicher Wenden und Entwicklungen vollzogen hat, ist in Japan, Argentinien oder Ägypten nicht einmal die Ausdifferenzierung von Sprach- und Literaturwissenschaft wirklich durchgeführt worden. Das bedeutet: Fern von den eigenen kulturellen und geistigen Domänen wahrt das Fach ganz selbstverständlich oder auch notgedrungen die ihm eigene Einheit. Wo erst mühsam Deutsch gelernt werden muss, wo die Tiefen und Tücken der Morphologie, der Syntax oder der Lexik erst überwunden werden müssen, um einen kulturell relevanten Text überhaupt lesen zu können, wo diese Lektüre, auch dann, wenn sie einem Muttersprachler unschwer scheint, dem Fremdsprachler zunächst eine intensive Beschäftigung mit dem primären sprachlichen Verständnis abfordert, da sind post-koloniale, performative oder translationale Fragestellungen zunächst einmal zweitrangig. Und da die Kunst zwar lang, ihr Studium aber immer viel zu kurz ist, kommt es im Grunde zur Gelegenheit, die Zweitrangigkeit dieser Fragestellungen aufzuheben.

Selbstverständlich kann ein Germanist, der im sprachlichen Ausland tätig ist, im Bereich seiner Forschung an den unterschiedlichen wissenschaftlichen Linien, Richtungen, Diskursen oder Wenden teilhaben. Wer in der Forschung etwas zu sagen hat, der tut es in der Regel im Kontext oder im Anschluss an aktuelle Diskurse oder Debatten. Aber in seinem täglichen Umfeld, im Seminar, in den Sprechstunden, in den Hausarbeiten und Prüfungen ist die Notwendigkeit, die Sätze Bölls, Brechts oder Thomas Manns erst einmal sprachlich zu verstehen und verständlich zu machen, sie linguistisch zu analysieren und eventuell zu übersetzen, so groß und so präsent, dass man sich nach kurzer Zeit dem damit verbundenen Habitus gar nicht mehr entziehen kann und die Textstellen, die man für den nächsten Vortrag oder Aufsatz bearbeitet, immer auch sprachlich untersucht – zumal der linguistische Blick auf die Texte oft genug auch höchst interessant und erhellend ist und sich durchaus Symbiosen zwischen theoretischen Diskursen und grundlegender sprachlicher Analyse ergeben können.

Ähnliches geschieht – ob im germanistischen In- oder Ausland – mit der älteren Literatur. Auch in der Mediävistik ist die Nähe von sprachlicher und literarischer Analyse viel prägnanter, weil die Texte in der alten Sprache – ob sie philologisch

überarbeitet vorliegen oder ob sie erst aus der handschriftlichen Heterographie heraus dechiffriert werden müssen – in ihrer sprachlichen Alterität erst einmal richtig verstanden werden müssen. Gerade auch ihre durch fehlende Interpunktion oder durch spezifische Konstruktionen erzeugte Mehrdeutigkeit führt dazu, dass die Texte nicht einfach nur gegeben, sondern immer auch Ziel sprachlicher und sprachwissenschaftlicher Reflexion sind. Und so sehr man sich drücken mag – irgendwann muss man auch im sprachlichen Inland in der Altgermanistik Lehrveranstaltungen zur Sprache anbieten oder sich an ihnen beteiligen.

Es gibt somit im Fach Bereiche, in denen es einer germanistischen Wende der Germanistik nicht bedarf. Das ist, so meine These, gut so. Es muss sie geben. Und nicht nur als Zuflucht, die man aufsucht, wenn nichts anderes mehr übrig bleibt. Nein, das Fach darf seine Ursprünge nicht vergessen, sondern muss sie wahren und pflegen. Eine Germanistik ohne Bereiche, in denen das Fach noch eine produktive und bereichernde Einheit bildet und Bereiche, in denen diese respektiert und gehütet wird, droht, ihre Wurzeln zu verlieren und sich in kulturwissenschaftlichen Tendenzen zu verlaufen und aufzulösen, wie die Spuren, die Parzival aus der Gralsburg führen. Es ist wie in der Malerei: Wer nichts vom Zeichnen, von Farbtechniken oder von Perspektiven versteht, kann nicht wirklich ein großer Künstler sein – oder vielleicht doch, aber die Kunst braucht Künstler, die gut malen können, auch wenn am Ende auf dem Markt nur »kontingente Farbklecke« im Kurs sind.

Wie aber in der Tierwelt die Ontogenese eine verkürzte Form der Phylogenese ist, die Entwicklung des Individuums also die Entwicklungsstadien der Spezies durchläuft, so kann ein Fach nicht auf seine Ursprünge reduziert werden, sondern muss die Entwicklungen seiner Geschichte bedenken und akzeptieren. Mehr noch: Die Entwicklungen in den theoretischen Diskursen verleihen dem Fach erst Aktualität und machen es respektabel. Und das gerade auch im germanistischen Ausland, denn dort steht das Fach anderen Nationalphilologien gegenüber, die ihre eigenen diskursiven Entwicklungen haben, und es muss sich behaupten oder muss das Werkzeug für ein interdisziplinäres Gespräch bieten. Denn die übrigen Philologien haben alle, ebenso wie die Germanistik, ihre theoretischen Entwicklungen, Diskurse und Wenden, und somit kann die Germanistik, in welchem Bereich auch immer, nur mit ihnen ins Gespräch kommen, wenn sie selbst Diskurse entwickelt. Ein Fach, das bei den alten Methoden und Prämissen bleibt, kann kaum mit Forschern diskutieren, die von neuen Prämissen ausgehen und aufgrund ausgereifter methodischer Grundlagen argumentieren.

Auf die Frage, ob die Germanistik eine germanistische Wende braucht, wäre demnach zu antworten, dass eine Wende im eigentlichen Sinne nicht notwendig scheint, wohl aber eine stets sich wiederholende Besinnung über die Herkunft des Fachs und eine Anerkennung dessen, was eine traditionelle Germanistik leisten kann und geleistet hat. Eine periodische Wiederaufwertung traditioneller philologischer Methoden dürfte, bei aller Kritik derselben, vielerorts und aus unterschiedlichen Gründen dem Selbstbewusstsein des Fachs und seiner Bedeutung und internationalen Gesprächsfähigkeit durchaus von Nutzen sein.

Germanistik zwischen Tradition und Innovation

1

Die Frage nach Vergangenheit und Zukunft der Germanistik verknüpft das vorliegende Heft der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* mit dem bevorstehenden Weltkongress der »Internationalen Vereinigung der Germanistik« (IVG), der 2015 in Shanghai stattfindet und dem Thema »Germanistik zwischen Tradition und Innovation« gewidmet ist. Was aber sind die germanistische Tradition und der ursprüngliche Forschungsgegenstand? Wenn wir einen Blick auf die Geschichte der Germanistik werfen, entdecken wir in ihren Anfängen, im Zeitalter des Barock, das Bemühen um die Begründung und Entwicklung einer spezifisch deutschen Sprach- und Dichtungskultur (vgl. Schnell 2000, S. 97). Im Zentrum der germanistischen Tradition stehen also traditionell Forschungen zu Sprachform und Sprachfunktionen des Deutschen. In verschiedenen historischen Phasen, unter unterschiedlichen gesellschaftlichen Umständen hat sich die Germanistik in ihren *Zwecksetzungen*, im Guten wie im Schlechten, vielfach verändert. Leitideen waren u. a. die Anleitung zur ästhetischen Erfahrbarkeit von nationaler Identität am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, ideologische Umstrukturierung der Wissensverhältnisse im Dienst des Nationalsozialismus, Abkehr von politischen und sozialen Problemen und Konzentration auf das reine Sprachkunstwerk in der Nachkriegszeit bis Ende der 1960er Jahre, Öffnung zur gesellschaftlichen Dimension, gar Mitwirkung an der Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse seit dem Ende der 1960er Jahre (ebd., S. 177–196) –, unverändert blieb und bleibt die Fokussierung der beiden zentralen *Phänomenbereiche*, denen das Interesse der Germanistik gilt, nämlich die deutsche Sprache und Literatur.

Gleichwohl hat sich die wissenschaftliche Landschaft der Germanistik besonders seit dem Anfang der 1970er Jahre stark gewandelt: Die Altgermanistik erweiterte sich durch sozialgeschichtliche Aspekte, und die Neugermanistik beschränkt sich nicht mehr auf die sogenannte hohe Literatur, stattdessen macht sie alle literarischen Kommunikationsformen zu ihrem Gegenstand. Der größte Wandel zeigt sich in der Emanzipation der germanistischen Linguistik von der Altgermanistik: Sie ist nun ein selbstständiges Fachgebiet neben der Neueren deutschen Literatur und der Mediävistik geworden. Nach der Adaption der theoretischen und deskriptiven Linguistik in den 1960er Jahren, die bis heute andauert, wurden in die germanistische Linguistik in den 1970er Jahren zum Teil gesellschaftskritische Impulse aufgenommen, allgemeiner rückte die kommunikative Verwendung der Sprache

nachhaltig ins Blickfeld der Forschung. In der Folge dieser »pragmatischen Wende« und ihrem Interesse an sprachlicher Kommunikation entwickelte sich ein Theorie- und Methodenpluralismus: Neben Untersuchungen zur Grammatik-Pragmatik-Schnittstelle und Ansätzen der formalen Pragmatik konnten sich diverse, auch interpretative Schulen der Gesprächsforschung, der Textlinguistik und der Diskursanalyse etablieren, um nur einige Forschungsgebiete zu erwähnen. Darüber hinaus hat die Germanistik durch Verschiebungen der Blickwinkel immer neue Terrains entdeckt (*Cultural turn*, *Cognitive turn*, *Medial turn* ...). Während man in der Literaturwissenschaft versucht, die Disziplin als Kulturwissenschaft (vgl. Kurz 1991, S. 10) oder als Medienwissenschaft (vgl. Schmidt 1993, S. 8–12) neu zu konzipieren, entstanden in der germanistischen Linguistik neben den »Kernbereichen« der Phonologie, Morphologie, Syntax und Semantik viele Bindestrich-Teildisziplinen (Soziolinguistik, Psycholinguistik, Kognitive Linguistik, Computerlinguistik etc.). Zerfällt damit die Germanistik, geht sie in anderen Disziplinen auf? Meine Antwort ist: Nein.

2

Innovation bedeutet Erneuerung, und Erneuerung erfolgt in aller Regel auf der Grundlage des Alten, der Vergangenheit. Da die vergangene Entwicklung einer Disziplin die Innovationsmöglichkeiten und -vorgehensweisen beeinflusst und begrenzt, muss Innovation ihren Blick immer auf die historische Formierung der Disziplin werfen und eine Kompatibilität mit dem vorhandenen System, seinem Inhalt und seiner Struktur finden, damit Wandel überhaupt erfolgreich stattfinden kann: Ohne Tradition keine Innovation.

Insofern bedeuten die einzelnen Turns in der Germanistik, die Erneuerungen in dieser Disziplin herbeigeführt haben, keinesfalls, die Tradition bzw. das Vorherige zu vergessen oder aufzugeben und alles von Grund auf neu anzufangen. Vielmehr wurden Innovationen eingeleitet, um das Alte neu zu perspektivieren bzw. zu bereichern. Die Turns in der Germanistik müssen dazu führen (und haben in der Tat auch dazu geführt), dass sich der Radius des germanistischen Forschungsgebietes vergrößert und der Forschungshorizont hinsichtlich der Theorien und Methoden erweitert hat.

Der *Cultural turn* mit seinem erweiterten Kulturverständnis hat die Unterscheidung zwischen Hochkultur und niedriger Kultur untergraben und die Entgegensetzung von elitärer und populärer Kultur aufgelöst. Für die Germanistik bedeutet dies eine Erweiterung der Forschungsobjekte von Kunstwerken und elaborierten Kommunikationsformen um Alltagspraktiken. Aber mehr noch, eine theoretische und methodologische Erneuerung in der Germanistik hat ebenfalls stattgefunden. Transkulturalität und Interkulturalität sind neue Schlüsselbegriffe geworden. Mit der Suche nach der transkulturellen Konvergenz bzw. der interkulturellen Differenz werden kontrastive Forschungen und diachronische Untersuchungen in den Vordergrund geführt, denn Kultur wird als Lebenswelt definiert, die verschiedene

soziale Kollektive umfasst und eine historische Dimension aufweist (Zhao 2008, S. 29–38). Allerdings steht diese synchronische wie diachronische Vergleichsmethode nun in neuem Licht: Sie ist nicht bei der Analyse und Beschreibung der sprachlichen kommunikativen Phänomene als kultureller Oberfläche stehen geblieben, sondern die materiellen Verkörperungen werden im Zusammenhang mit ihrer kulturell-kognitiven Tiefenstruktur erklärt. Denn das »Wahrnehmbare selbst (perceptas) ist wiederum ›Zeichen‹ für zu Grunde liegende (aber als solche nicht sichtbare) Denk- und Handlungskonzepte (konzeptas)« (Bolten 2001, S. 17).

Der *Cognitive turn* hat die Forschungsperspektiven auf ein dem sprachlichen Verhalten zugrundeliegendes mental repräsentiertes Wissenssystem gerichtet. Zwar wurde debattiert, ob die kognitive Linguistik mit ihrer kognitiven Beschreibung und Erklärung universaler Formen und Prinzipien sprachlichen Wissens die germanistische Linguistik aus dem einzelphilologischen »Provinzialismus« führen sollte (vgl. Switala/Hawkins 1993), der *Cognitive turn* hat aber niemals die kulturwissenschaftlich-pragmatische Sprachforschung durch formal-analytische Sprachwissenschaft verdrängt und verdrängen können. Denn kognitive Inhalte müssen externalisiert und materialisiert werden, um sichtbar zu werden. Ohne eine kulturtheoretische Fundierung bleibt kognitionswissenschaftliche Sprachforschung lediglich schlechter Naturalismus.

Der *Medial turn* steht in engem Zusammenhang mit technischen Innovationen. Nicht nur stehen Printmedien in Konkurrenz zu anderen, audiovisuellen und digitalen Massenmedien und können keinen Hegemonieanspruch mehr erheben, auch sind weite Teile der interpersonalen Kommunikation in vielfältigen Formen technisiert worden. Für die Germanistik bedeutet das zweierlei. Zum einen werden die alten Forschungsobjekte bzw. -themen in dieser Massenmediengesellschaft unter neuer Perspektive betrachtet: Bei der Erforschung der Sprache und Texte wird ihre Medieninterdependenz bewusst gemacht und berücksichtigt, indem literarische Texte z.B. in Kontrast zu der entsprechenden Verfilmung analysiert und geschriebene sowie gesprochene Sachtexte z.B. aufgrund ihrer medialen Gebundenheit im Verhältnis zu anderen Modalitäten der Kommunikation untersucht werden. Zum anderen kommen neue Forschungsobjekte bzw. -themen in den Forschungsblick: Hyperfiktio(n), interaktive Lyrik, Hypertext, Email, Chat usw. als neue Sprachgebrauchsformen unter bestimmten medialen Bedingungen rücken ins Interesse der literaturwissenschaftlichen und linguistischen Forschung; Veränderungen in der literarischen Produktion und Rezeption aufgrund unterschiedlicher Medienkonfiguration werden thematisiert; semiotische Strukturen von Texten, die nun durchaus multimodal sein können, oder Sprachwandel, der durch den Einfluss von Kommunikationsformen in neuen Medien verursacht wird, wird problematisiert. Somit spielen für die Literaturwissenschaft handschriftliche und gedruckte Texte keine ausschließende Rolle mehr, während die Sprachwissenschaft ihren Blick auf intra- und intermediale ›Transkriptionen‹ von Zeichen und damit verbundene Rekonzeptualisierungen von Kultur als elementare Verfahren semiotischer Prozesse richtet (vgl. Jäger 2010).

Wenn Turns Änderungen der Blickrichtung bedeuten, haben sie der Germanistik also eine Blikerweiterung beschert: Durch die einzelnen Turns werden tradi-

tionelle Themen und Stoffe innovativ behandelt und neue Methoden zur Lösung neuer Aufgaben eingeführt. Die Turns müssen auf der anderen Seite auch nicht durch einander ersetzt oder verdrängt werden. Denn sie stellen verschiedene Herangehensweisen an den Kern der Germanistik dar und fächern somit die einzelnen Facetten der Germanistik auf. Sprache ist nämlich die Sprache der Menschen mit ihren kognitiven Fähigkeiten und entsprechenden psychologischen und biologischen Grundlagen, sie ist durch Kommunikation entstanden und wird in der Kommunikation gebraucht, sie ist somit kulturell eingebettet und identitätsstiftend, sie ist nicht zuletzt in der modernen Gesellschaft auch medial vernetzt. Es liegt somit auf der Hand, dass die einzelnen Turns mit ihren neuen Blickrichtungen die Entwicklung der Germanistik insgesamt vorantreiben.

3

Die Turns bringen auch die Chance mit sich, dass die Germanistik mit anderen Disziplinen zusammenarbeitet, etwa mit der Kulturwissenschaft, der Kommunikationswissenschaft, der Kognitionswissenschaft, der Psychologie, der Medienwissenschaft etc. Die Angst, dass die Germanistik dadurch sich selbst verlieren und ihr Territorium einbüßen bzw. aufgeben würde, finde ich gegenstandslos. Denn Interdisziplinarität löst nicht die Grenzen der Disziplinen auf, sondern bedeutet, Problemlösungsvorschläge bzw. -verfahren aus anderen Fächern zu prüfen und zu erproben, um eine Lösung für eigene Probleme zu finden (vgl. Schmidt 1993, S. 8). Somit kann sich die Germanistik durch interdisziplinäre Arbeit von anderen Konzepten oder Methoden anregen lassen und sich dadurch bereichern und weiterentwickeln, ohne die eigene Substanz aufzugeben. Wenn sich die wissenschaftlichen Disziplinen einerseits durch Spezifizierung seit dem 19. Jahrhundert immer weiter ausdifferenzieren, bietet die Interdisziplinarität andererseits die große Chance, neue Potentiale in den einzelnen Wissenschaften durch Zusammenarbeit zu schöpfen und freizusetzen. Die Aktualität der Germanistik bemisst sich gerade an ihrer interdisziplinären Anschlussfähigkeit.

4

Schnell (2000, S. 199) hat zwei Tugenden der Germanistik benannt: die Gelehrsamkeit und die Bereitschaft, Sprache und Literatur als öffentliche Angelegenheiten zu verstehen. Die zweite Tugend macht es möglich, dass sich die Germanistik zur Gesellschaft, gegenüber allen anderen Bereichen der Kultur und anderen Wissenschaften öffnet. Sie führt dazu, dass es in der heutigen Germanistik verschiedene Arbeitsgebiete gibt, viele Methoden, Theorien sowie Forschungsrichtungen parallel existieren und interdisziplinäre Arbeiten stattfinden, so dass die Germanistik ihr ursprüngliches Terrain maßgeblich vergrößert hat. Die Gelehrsamkeit schafft dagegen »Kompetenz und Urteilsvermögen« (ebd., S. 199), dazu gehört

m.E. auch, die Grundlagen der Arbeit kritisch zu bedenken und zu fragen, woher wir kommen, wo wir sind und wohin wir gehen werden. Die Rückbesinnung auf den eigenen Standort nach der rasanten Expansions- bzw. Entwicklungsphase der Germanistik ist insofern sinnvoll, als sie Bilanz zieht und somit Voraussetzungen für die nächste bewusste Selbstentfaltung schafft. Aber eine neue »germanistische Wende« einzuleiten, dazu sehe ich keine Notwendigkeit.

Die Rückbesinnung auf die eigene Position hat sich allerdings in den germanistischen Forschungsarbeiten bereits vollzogen. Wenn wir die Sektionsthemen der »IVG 2015« anschauen, die von Germanisten aus der ganzen Welt vorgeschlagen worden sind, ist zu sehen, dass sich diese Sektionsvorschläge nicht nur durch Pluralismus, sondern auch durch eine gewisse Konvergenz auszeichnen. Denn hier treffen sich traditionelle wie neue Arbeitsgebiete bzw. Themen: Literatur der früheren Zeit oder des vormodernen Mittelalters, Gattungsforschungen zu historischen Romanen, Mythos oder Theater, inhaltsbezogene Literaturforschungen zu Holocaust und dem deutschen Widerstand, der Emigration und Flucht usw. in der Literaturwissenschaft und Sprachforschungen auf der Ebene der Morphologie, Lexikologie, Syntax in der germanistischen Linguistik sind vertreten, aber auch neue Themen, die v.a. medienorientierte Textforschungen betreffen, werden akzentuiert: Literatur und mediale Verfilmung, inter- und transmediales Erzählen, digitale Literatur, Texte und hypermediale Kultur, Sprache unter medialen Bedingungen, Digital humanities in der internationalen Germanistik, Lernplattformen zum virtuellen Deutschlernen usw. Allerdings wird bei der Untersuchung der traditionellen Themen nach neuen Aspekten gefragt und bei der Behandlung innovativer Inhalte stehen Sprache und Texte weiterhin im Zentrum. Konvergierende Tendenzen zeigen sich v.a. darin, dass Dialoge zwischen germanistischen Teilgebieten gesucht und bei der sprachlichen Untersuchung verschiedene Blickrichtungen gemeinsam berücksichtigt werden. Auffällig ist, dass Brücken zwischen der Literaturwissenschaft und der Linguistik geschlagen werden, indem z.B. in zwei Sektionsvorschlägen eine Diskussion darüber angeregt wird, wie sich die Linguistik mit literarischen Texten beschäftigt oder die Literaturwissenschaft zu hermeneutischen Zwecken linguistische Instrumentarien einsetzt. Außerdem wird bei der Untersuchung der Sprache oder der Rezeption der Texte oft verlangt, soziokulturelle, mediale und kognitive Perspektiven gleichermaßen zu berücksichtigen.

Die Teilung zwischen traditionellen und innovativen Themen ist relativ. Denn Innovation und Tradition sind zwei Begriffe, die voneinander abhängig sind und in Wechselbeziehungen zueinander stehen. Wenn die Tradition einen festen Boden für die Innovation bereitet, dann ist die gegenwärtige Tradition begründet in dem, was in der Vergangenheit als Innovation angesehen wurde und alle gegenwärtigen Innovationen können in der Zukunft wieder Tradition werden. Aber gerade im Wandel der Innovationen zur Tradition sehen wir die Entwicklung der Germanistik.

Literatur

- Bierwisch, Manfred: »Perspektiven germanistischer Linguistik«. In: Johannes Janota (Hg.): *Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel*. Tübingen 1993, S. 63–69.
- Bolten, Jürgen: *Interkulturelle Kompetenz*. Erfurt 2001.
- Jäger, Ludwig: »Intermedialität – Intramedialität – Transkriptivität. Überlegungen zu einigen Prinzipien der kulturellen Semiosis«. In: Arnulf Deppermann/Angelika Linke (Hg.): *Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton*. Berlin/New York 2010, S. 301–324.
- Janota, Johannes (Hg.): *Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel*. Tübingen 1993.
- Schmitt, Siegfried J.: »Literaturwissenschaft als interdisziplinäres Vorhaben«. In: Johannes Janota (Hg.): *Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel*. Tübingen 1993, S. 3–19.
- Schnell, Ralf: *Orientierung Germanistik: Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg 2000.
- Switalla, Bernd: »Sektionsbericht«. In: Johannes Janota (Hg.): *Germanistik und Deutschunterricht im historischen Wandel*. Tübingen 1993, S. 59–62.
- Zhao, Jin: *Interkulturalität von Textsortenkonventionen. Vergleich deutscher und chinesischer Kulturstile: Imagebroschüren*. Berlin 2008.

Die Germanistik ist heimatlos

Die Wörterbücher definieren die Germanistik als Wissenschaft der germanischen Sprachen oder i.e.S. der deutschen Sprache und Literatur. Diese Definition gleicht der eines Baumstammes ohne Ast- und Laubwerk. Man muss die Grenzen dieser unfruchtbaren Definition sprengen und die Germanistik mit einer ZIP-Datei vergleichen, in der *alles Deutsche* komprimiert ist und latent oder evident seinen Anteil hat. Ihr Inhalt ergibt sich aus allen Standpunkten ihrer Interessenten bzw. Konsumenten als Wissenschaft oder Kulturträger. Wer (ver)braucht in diesem Sinne etwas Germanistisches, so dass er/sie sich im weitesten Sinne als angehende(r) GermanistIn nennt?

Aus meinem ausländischen Blickwinkel gehört alles in den Bereich der Germanistik, was mit *deutsch* bzw. *Deutsch* zu tun hat. Daher lassen sich nicht nur die *Studiengänge für deutsche Sprache und Literatur* als *germanistische Studiengänge* bezeichnen, sondern auch diejenigen für a) *Deutsch als Lehramt*, b) *Übersetzungswissenschaft* (Deutsch) und c) *Vergleichende Literaturwissenschaft*. Auch andere Fächer – z.B. Biologie, Touristik, Kommunikationswissenschaft oder Wirtschaft –, deren Unterrichtssprache Deutsch ist, sind enge Freunde und Bestandteile der (Auslands-)Germanistik. Diese Sichtweise ist keine Fluchtbewegung in andere zusammenhangslose Fächer, die von wissenschaftlich konservativen deutschen Germanisten als Todesursache der Germanistik bezeichnet wird, sondern die holistische Zukunftsperspektive eines Wissenschaftsbereiches als des Trägers von allem Deutschen. Sie isoliert den Baumstamm nicht von seinem Saft, seinen Zweigen, Blättern und Früchten. Das ist etwa die Germanistik, die sich nicht als pure Inlandsgermanistik in nationale Grenzen einsperren will.

Die germanistische Wissenschaft hängt auch von wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen ab. Man stelle sich die internationale Position der englischen und der deutschen Sprache vor! Der hohe Stellenwert des Englischen als Verkehrs- und Handelssprache rührt nicht daher, dass die Weltbevölkerung es als eine ästhetische Sprache hoch schätzt; sonst wäre Deutsch als Mutter des Englischen die größte Weltsprache. Die Macht des Englischen ist zugleich die wirtschaftliche und die damit zusammenhängende politische Macht ihrer Inhaber, welche auch die Fremdsprachenpolitik anderer Länder prädiziert. Wie wäre sonst zu erklären, dass der DAAD, der den Stellenwert des Deutschen erheben und die angehenden ausländischen Germanisten motivieren muss, in vielen Aktivitäten im Ausland in der englischen Sprache um Deutsch-Freunde wirbt und sich dadurch unglaublich

macht?! Dass das deutsche Wissenschaftertum nicht selten im Denglischen erstickt, ist ein anderes Problem.

Ist Deutschland also wirtschaftlich machtlos, wenn Englisch relativ höher steht? Diese Frage muss man verneinen. Aber ob es (sprach-)politisch mächtig ist, kann bestritten werden. Sehr wenige Länder können es wirtschaftlich mit Deutschland aufnehmen. Was fehlt also Deutschland und seiner Sprache, der Urmutter der Germanistik? Es ist das Sprachbewusstsein, das sich im Sich-Selbst-Verkennen etabliert und auf das Ausland projiziert wird. Im multilingualen und multikulturellen Fremdsprachenmilieu hat die deutsche Sprache ihren Anteil nicht. Diese Tatsache entleert die Funktionalität der Germanistik und macht sie zu einem exilierten heimatlosen Stiefsohn von Kunst und Wissenschaft. Das erschwert auch ihre Definition und erzwingt eine große Reichweite, deren Wege die deutsche Landeskunde, Sprache, Kultur, Technologie und Industrie in alle Richtungen projizieren.

Manch einer hätte den Eindruck, dass diese Sichtweise sich durch Heterogenität und Praxisorientierung kennzeichnet und eine Untergangsstimmung ausstrahlt. Abgesehen von Untergangsstimmung, die man allen Geisteswissenschaften zuschreibt, sehen wir die Heterogenität und Praxisorientierung nicht als Schwachpunkt, sondern als Reichtum; denn Germanistik ist nicht nur Germanistik; an ihr haftet Interdisziplinarität, Multimedialität und Interkulturalität. Wie lange muss man noch Opitz, Kleist, Goethe oder Hauptmann wieder entdecken? Ist die traditionelle Germanistik noch nicht abgegrast? Gut, das literarische Erbe und das kulturelle Gedächtnis müssen gepflegt werden. Damit ist aber die Aufgabe der Germanistik nicht beendet, da sie nicht pur theoretisch ist, sondern mit vielen Disziplinen interagiert. Man mag das als Daseinsangst eines Pragmatikers betrachten, was jedoch nicht stimmt. Es bleibt trotzdem – um nur einen Vergleich zu machen – die Frage zu beantworten, ob ein Kranker auf seiner eigenen körperlichen Hinfälligkeit bestehen und jeden medizinischen Eingriff ablehnen darf, sodass er abscheidet.

Selbstverständlich wird sich der pure Germanist in der deutschen Sprache und Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart durchwühlen. Aber dieser Idealist-Germanist hat auch der *angewandten Germanistik* die Chance zu geben, sich neue, nicht traditionell umrissene Horizonte zu eröffnen. Die Einheit von Sprache, Kunst, Literatur und Natur, alles ist Kultur und bestimmt die germanistische Struktur.

Falls man von einer Krise sprechen müsste, ist das dann die allgemeine Krise der Geisteswissenschaften, nicht der Germanistik. Daran ist die Globalisierungs-ideologie schuld, die nur in Wissenschaftsbereiche investieren will, die einen hohen Mehrwert versprechen und Kapital erbringen. Im Sinne der Globalisierung haben Sprache und Literatur keinen Wert, weil sie nur eine soziale, auf längere Zeit beobachtbare Leistung haben, die keinen konkreten Ertrag abwirft.

Eine germanistische Wende also?

Schon Ende des 19. Jahrhundert stand die Sprachwissenschaft vor der Frage: Und nun? Die Psychologie hatte ihr im Handumdrehen alles, was im Kopf des Sprechers und Hörers stattfand, wegstibitzt. Was blieb, war die Sprachgeschichte. Anders als historisch lässt sich Sprachwissenschaft nicht betreiben – so das berühmte (vergessene) Diktum Hermann Pauls. Erst de Saussure hat die historische Perspektive rausgeworfen und sich zudem strikt auf das beschränkt, was zwischen Mund und Ohr geschieht. Ein harter Schnitt, mit seinen unabsehbaren Folgen vielleicht gar nicht so gemeint, aber von immer mehr Nachfolgern umgesetzt: Sprache isoliert und selbstverständlich aufs Mündliche beschränkt. Das allein wäre nicht besonders spannend gewesen. Auch hier hatte Paul schon die Dimensionen aufgezeigt: Ernsthafterweise müsse man sich mit jeder einzelnen je gemachten Äußerung beschäftigen, um der Sprache und ihrer Funktion sowie ihrem System auf die Spur zu kommen. De Saussure hatte aber die Chuzpe, das Ganze auf geniale Weise abzukürzen: Aus der Geschichte heraustreten und – sowohl vor als auch hinter allen Sprechakten, die Paul im Blick hatte – das System absolut setzen.

Die moderne Linguistik war eröffnet, und deren hauptsächlicher Vorzug: Sie war international, wovon deutsche Literaturwissenschaftler, von den Literaturhistorikern im Land ganz zu schweigen, aber natürlich nichts wissen wollten.

Dabei hatte die Germanistik mal recht weltoffen begonnen. Die Grimms beschäftigten sich noch mit allem (Indo-)Germanischen, Uhland fing als Romanist an, Lachmann als klassischer Philologe; bevor ein paar Romantiker dem Namen des Faches einen widerlichen Beigeschmack gaben und die Germanisten sich gegenseitig darin übertrafen, es zur Traumwelt von Nationalisten und Schlimmeren zu machen. Der entnationalisierte Neubeginn fiel kläglich aus. Erst in den Siebzigern gab's ein bisschen frischen Wind, als Jauß die Seiten vertauschte und dem Rezipienten die Verantwortung in die Schuhe schob. Außerdem eine ganz unerwartete Erkenntnis: Literatur ist eine gesellschaftliche Angelegenheit. Wow, als wäre sie je etwas anderes gewesen. Immerhin stand man aber nicht mehr ganz abseits, und in diesem Hochgefühl hängte man sich an alle Gesellschaftswissenschaften an, die nur zu kriegern waren, bis man, ebenso gewollt aktuell wie unverbindlich allgemein, offiziell bei den Kulturwissenschaften Zuflucht suchte und fand. Da sind die anderen -istiken ebenso gut aufgehoben, kann also nichts verkehrt dran sein. (Obwohl, nebenbei bemerkt, Gesellschaft und Kultur doch erst mal von Sprache gemacht werden.) Im Grunde war man jedoch genau da gelandet, wo man wei-

land schon mal gewesen war, nur wurde damals Universalität noch im Mittelalter gesucht, doch mittlerweile war man ja modern geworden. – Stimmt das? Heute noch? Leider kaum. »Universalität« heißt heute anders, doch »Globalisierung« taucht in germanistischen Debatten merkwürdigerweise so gut wie gar nicht auf, obwohl Literatur selbst längst globalisiert ist. Kaum steigen die Verkaufszahlen in irgendeiner Sprache der Welt über die 100.000, schon gibt's am nächsten Tag eine Übersetzung, auch ins Deutsche. Germanisten haben damit natürlich nichts zu tun, sondern der Buchmarkt, letztlich also der Leser, nein: die Leser, denn hier macht's die Mehrheit. Pfui! Mit so was will und darf man nach wie vor nichts zu tun haben. Es sei denn, die Mehrheit der KollegInnen (in der Regel amerikanische) hat gerade eine neue wissenschaftliche Wende eingeläutet.

Während die Literaturwissenschaftler also Kulturwissenschaftler geworden sind (eine weitere Aufzählung kann man sich sparen), sind hartgesottene Linguisten der Meinung, sie gehörten eigentlich zu den Naturwissenschaftlern. Schon Freud war aber so ehrlich, kaum hatte er die Grundzüge der Psychoanalyse entworfen, einzugestehen, sie sei nichts weiter als eine Übergangswissenschaft, die überflüssig würde, sobald wir wüssten, was sich – nämlich chemisch – im Gehirn abspielt. Über 100 Jahre ist's her, und bis das Sprachmodul, oder was man dafür hält, erforscht und eingeordnet ist, wird's auch noch 'ne Weile dauern. Aber nur zu. (Gibt es eigentlich auch ein Literaturmodul oder wenigstens -modulchen?)

Ganz so trostlos ist es ja gar nicht: Angewandte Linguistik, die das System System sein lässt und sich mit Anwendungen – nicht der Linguistik, sondern der Sprache – beschäftigt, mit de Saussures paroles also, mit Chomskys Performanzen. Allerdings ist diese Grenze scharf gezogen: Wer zu literarischen Texten hinüberschließt, wird mit entrüsteten Nasenrumpfen zurückgeschleucht. Dabei ist kaum etwas so angesagt wie Interdisziplinarität. Jeder Germanist freut sich doch, mit einem Wirtschaftshistoriker zusammenarbeiten zu dürfen, einem Kunsthistoriker, sogar einem Romanisten. Aber jeder Literaturwissenschaftler schlägt drei Kreuze, wenn er mit einem Linguisten in eine Arbeitsgruppe gesteckt wird, und anders rum. Wie kommt das? Weil beide irgendwie doch in einem Bett liegen, in dem man sich aber lieber nicht zu nahe kommt, um die eigene Selbstständigkeit ja nicht aufs Spiel zu setzen und die Selbstbefriedigung sich nicht verderben zu lassen. Oder könnte es, nach Überwindung der Berührungsangst, doch zu einer längeren Liaison führen? Da hat man sich 100 Jahre lang gegenseitig ignoriert und voneinander emanzipiert und allenfalls toleriert, und nun soll man es miteinander versuchen? Friedensgespräche gestalten sich in solchen Situationen erfahrungsgemäß äußerst schwierig; bloß nicht sein Gesicht verlieren. So leicht macht's da nicht Zoom.

Doch 100 Jahre nach de Saussure und fast 200 Jahre nach Grimms Grammatik ist es an der Zeit für ein beiderseitiges Face-Lifting: keine Zwillinge sollte man draus machen, aber die Familienähnlichkeiten bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen, ist auch keine Option.

Erstaunlicherweise gibt es einen Bereich, in dem beide friedlich in Personalunion zusammenarbeiten, doch das – und schon war's das mit dem Staunen – hat finanzielle Gründe: Mittelalterliche Sprache und Literatur. Für die interessiert sich

niemand, da lohnt sich auch keine Trennung. Also liest man im Muspilli vom Weltuntergang und beschäftigt sich zugleich mit althochdeutscher (altbairischer) Syntax, oder studiert mittelhochdeutsche Wortbildungsmuster anhand von Wolframs Parzival. Man hat ja auch kaum was anderes als Literatur und Theologie und Jura, eben jene Formen von Schriftlichkeit, die der hauptsächliche Anlass waren, sie ganz aus der Linguistik hinauszuerwerfen. Das dürfte aber auch einer der Gründe sein, warum die alte Mediävistik und die moderne Linguistik dann doch relativ wenig miteinander zu tun haben.

Was spricht aber wirklich gegen Schriftlichkeit in der Linguistik? Dass sie (schmackhaft) gemachte Sprache ist, Jahrtausende (im Deutschen nicht ganz so lang) und je nach Gusto in rhetorische und stilistische Muster gegossen. Was für ein Bild von Sprache steht eigentlich dahinter, dass man nichts mit ihr zu tun haben will, sobald jemand, bevor er den Mund aufmacht oder zur Feder greift, sich etwas und zugleich an die Hörer oder Leser gedacht hat? Es erinnert an das Reinheitsgebot des deutschen Biers, das aufgrund seines Alters immerhin eine gewisse Autorität beanspruchen darf. Doch, wie man weiß, stirbt kein Belgier an seinem Bier einen Tag früher als ein Deutscher an seinem. Nicht nur scheut aber der Linguist nach wie vor kulinarische Sprache ebenso sehr wie der Literaturwissenschaftler Baumgraphen, sondern beide haben rein wissenschaftliche Gründe dafür, dass der eine im anderen Revier nichts verloren hat. Und beide sind's zufrieden. Natürlich sind Abgrenzungen im Wissenschaftsbetrieb nötig. Die jetzigen leuchten allerdings so gar nicht ein: Einerseits diachron: das Mittelalter und wir, andererseits synchron: die Literatur- auf der einen und die Sprachwissenschaft auf der anderen Seite des Flures.

Wäre es der Sache, und um die geht's doch, nicht angemessener, nicht nur Literatur, sondern zugleich Sprache der Aufklärung, Romantik, Wende und was auch immer zu lehren, nicht nur obenhin, sondern mit allen verfügbaren Werkzeugen der Linguistik? Kann man jemandem, der nicht schon als Anfänger vor der Fächeraufteilung an der Uni auf die Knie gegangen ist, klar machen, dass eine solche Trennung sinnvoll ist? Jeder Kunsthistoriker, der von Materialwissenschaft und Maltechniken im Laufe der Jahrhunderte keine Ahnung hat, macht sich lächerlich. Ein Literaturwissenschaftler, der die Grundlagen seiner Materialwissenschaft nicht kennt, wird nicht mal schief angesehen. Linguisten sind etwas besser dran, da sie ja (s.o.) nur dann rein wissenschaftlich bleiben, wenn sie sich ausschließlich mit dem Material beschäftigen, es sei denn, sie sind »angewandt«, doch zwischen deren Grundstück und dem der Literatur wachsen die Zäune erst recht in den Himmel.

Eine moderne und modern bleibende, also zukünftige Germanistik muss zusammenführen, was sie, aus immer wieder historischen Gründen, bisher nicht zu leisten imstande war: Eine moderne Philologie, die ihr Ziel nicht darin sehen kann, klassische Philologie zu sein, weil sie nicht immer erst dann etwas als ihren Gegenstand akzeptiert, wenn Kritiker es zu was Klassischem gemacht haben (dabei versucht man doch, widersträubenden Studierenden den Unterschied zwischen »klassisch« und »klassisch« beizubringen). Die, als Literaturwissenschaft, auf dem ganz unpoetischen Boden der Sprache steht, und, als Sprachwissenschaft, nichts

gegen Poesie hat. Eine gemeinsame Wissenschaft von der Sprache und von allem, was sich mit Sprache anstellen lässt. Faszination pur!

Weil auch: International. Lang genug hat man sich einsperren lassen und vor allem: selbst eingesperrt. Dagegen also eine Germanistik, sprachlich wie literarisch weltoffen. Soll die Wende dahin getrost »germanistisch« heißen, das wär doch mal was. Andernfalls kommen mögliche Interessenten bald nur noch von einer Seite, die ihr – hoffentlich – nicht gelegen sein kann.

Ich war Privatdozent für mittelalterliche Sprache und Literatur an der Universität Tübingen und unterrichte jetzt Linguistik am Fachbereich für Deutsche Sprache und Literatur der Universität Athen (Griechenland).

Vom Kreisel zum Knotenpunkt

Ich möchte die von den Herausgebern aufgeworfene Diskussion in kurzen Anmerkungen aufgreifen und aus meiner Sicht konturieren.

Mehrfache »turns« dürften wissenschaftsmethodisch nur dann weiterführen, wenn sie zu einer spiralenartigen Weiterentwicklung in der Sache beitragen. So dies nicht der Fall ist, ergibt sich die Figur des Kreisels.

Ein Kreisel hat zweifellos den Vorzug, einen selbstverständlich gehaltenen Kurs zu entschleunigen sowie mögliche Abzweigungen und die dadurch erschließbare Landschaft allesamt mehrfach einsehen und also zielgemäß einschätzen zu können. Insofern mag er einer relativen Verortung als Voraussetzung dienlich sein.

Doch diese Verortung muss dann auch wirklich erfolgen und den Fortgang bestimmen. Die artikulierte Herausforderung an die Germanistik – im Zuge der wissenschaftlichen Arbeitsteilung im engeren Sinne auf das Deutsche konzentriert und von Niederlandistik, Skandinavistik und Anglistik geschieden –, sich relational zu positionieren und ihrer eigenen Mitte zu vergewissern, ist für reflektierte Bewegung also sehr willkommen.

Ziel der relationalen Verortung der Germanistik wäre, ihre Gegenstände und deren systematische Bestimmungsverfahren wie praktischen Relevanzen im begrifflichen Sinne kritisch zu beleuchten, sich durch Reflexion der eigenen Potentiale, relativ zu anderen Disziplinen, im historisch-gesellschaftlichen Bestreben wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung zu vernetzen und ggf. auch neue wissenschaftliche Verkehrsformen zu entwickeln. So könnte die Germanistik einen der Knotenpunkte für ein Netz im weiten Sinne hermeneutischer Wissenschaften bilden.

Mein Plädoyer¹ gilt einer grundsätzlich *komparatistisch* angelegten, *transnationalen Germanistik*, die sich der Realität von Mehrsprachigkeit theoretisch und empirisch stellt. Ganz im Sinne des von Harald Weinrich und Wolfgang Iser entwickelten institutionellen Konzeptes von »LiLi« würde sie intern wie extern Disziplinengrenzen zugunsten der Sache durchlässig oder, wo möglich, überflüssig machen.

Die Begründung der Germanistik war – bedenkt man die Argumentationen von J. Grimm und W. v. Humboldt – konzipiert im Kontext der Analyse menschlicher Sprachen und Denkweisen im Plural, um derart das Abstraktum »Sprache« in ei-

¹ In breiterer Ausführung s. Redder, Angelika: »Faszination mehrsprachigen Sprachwissens«. In: Konrad Ehlich (Hg.): *Germanistik in/und/für Europa*. Bielefeld 2006, S. 69–91.

ner seiner vielfältigen Konkretionen zu erfassen. Man kann konstatieren, dass die Beforschung der Konkretionsform Deutsch außerordentlich reich gelungen ist, so dass, wie Michael Clyne es einmal formuliert hat, das Deutsche zu den am besten erforschten Sprachen der Welt gehört.

Die Einzelsprache Deutsch, welche sich seit 250 Jahren als Wissenschaftssprache wie als literarische, sog. Kultursprache tauglich gemacht hat, lässt unter den Bedingungen von Mehrsprachigkeit eine ihr geltende sprachliche Loyalität dann nicht obsolet werden, wenn in Kategorien der Mehrsprachigkeit gedacht und gehandelt wird. Institutionelle Verankerung, wissenschaftliche Lehre und Forschung wie auch kulturelle Praxis mit Blick auf das Deutsche sind deshalb eventuell zu korrigieren, zu reanalysieren oder zu qualifizieren.

Fünf Aspekte dessen, was das bedeuten kann, seien ausgeführt:

- Es bedeutet erstens, dass die Präsuppositionen im Kategorieninventar, im theoretischen Konzept und in den Gegenstandsbestimmungen kritisch daraufhin zu überprüfen sind, ob sie für einzelsprachliche Analysen unter den Bedingungen der Mehrsprachigkeit taugen. Und die Kategorie der Mehrsprachigkeit selbst ist historisch reflektiert zu klären. Wir wissen, dass derzeit »Diversität« als Konzept Furore macht und die Kategorie »Sprache« nicht untangiert bleibt – auch nicht die der »Literatur«. Doch Vielfalt und Vielfältigkeit bieten noch keine Erklärung; *Dekonstruktion* führt selbst lediglich zu einer spezifischen Art von *Konstruktion*. Eine systematische *Rekonstruktion* dessen, was das Allgemeine im Besonderen ausmacht und das Besondere im Allgemeinen, wird dadurch nicht überflüssig, sondern gerade ein gebotenes Geschäft hermeneutischer Wissenschaften.
- Es bedeutet zweitens, dass beide Realitäten, die individuelle und die gesellschaftliche Mehrsprachigkeit, zu erfassen und zu vermitteln sind. Die Rückbindung mehrsprachig konzipierter und interkulturell entfalteter Handlungspraxis auf Deutsch an institutionelle Handlungsräume und – makrostrukturell – an Gesellschaftsformationen mit ihren aktuellen und komparativ profilierbaren historischen Ausformungen und Fraktionierungen sind ebenso wieder in die germanistische Analyse einzubinden wie historische Entwicklungen und Bewegungsformen des Mentalen oder qualitative Umschläge im Medium Sprache aufgrund entfalteter technischer Medien und daran gekoppelter Entgrenzungen der Kommunikation. Waren diese Vernetzungen mit Soziologie, Psychologie, Geschichte und Kommunikationswissenschaft, zuweilen auch mit (politischer oder Bildungs-)Ökonomie, in den 1960er und 1970er Jahren gesellschaftskritisch motiviert, galten sie gar als ideologisch verdächtig, so kann heute an ihrer Notwendigkeit rein sachlich kaum mehr gezweifelt werden. Freilich erfordert dies auch eine Rekonstruktion der Kategorie »Gesellschaft« anstelle eines Ausweichens auf bloß deskriptive Konzepte wie »Kultur«. Insofern hat Germanistik auf zweiter Stufe ihre gesellschaftspolitische Aufgabe wieder ernst zu nehmen und mit der erkenntnistheoretischen Methode von Kritik ernst zu machen.
- Es bedeutet drittens, dass von der sprachlichen Handlungspraxis her, also ausgehend von Linguistischer und Literarischer Empirie, die Veränderung der

Formen dieser Praxis, die Veränderung ihrer Funktionen und die produktive Ausschöpfung oder Erweiterung der sprachlichen Formen bei Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit ernst zu nehmen und sorgfältig zu bestimmen sind. Nicht nur sprachstrukturelle Varietäten, Register oder Stile und Modifikationen von Diskurs- oder Textarten bzw. Gattungen, auch Phänomene der sog. Sprachmischung und des Interdiskurses, der rezeptiven wie der produktiven Mehrsprachigkeit verlangen in all ihren grammatischen, semantischen und pragmatischen Aspekten diesen historischen und komparativen Blick. Nicht einer dieser Aspekte kann isoliert den Weg vorgeben, sondern die Bestimmung des Verhältnisses zueinander, rekonstruiert als komplexes Integral, stellt die Aufgabe dar. Sprachpolitische und bildungspolitische Konsequenzen sind selbstredend daraus abzuleiten.

- Es bedeutet viertens, dass mit Blick auf die Strukturveränderungen des Deutschen zwecks Adaptierung an veränderte, mehrsprachige Interaktionsbedingungen die Germanistik einen wertvollen Beitrag zur linguistischen wie literarischen Komparatistik zu leisten vermag. DaF und DaZ sind in der Sache selbstverständlich in eine komparative Germanistik transnationaler Art zu integrieren. Und vice versa ist etwa die Lehrerbildung (insofern auch Deutschdidaktik und DaZ) ohne grundlegende Kenntnisse über die Sprachen der Welt und also ohne allgemein-linguistische Kenntnisse nicht mehr zu verantworten. Empirisch fundierte und theoretisch rekonstruierte linguistische Aussagen typologischer Art bieten des Weiteren am Beispiel des Deutschen konkrete Grundlagen für abstraktere Systematisierungen der Allgemeinen Sprachwissenschaft.
- Schließlich ist fünftens dringend eine gemeinsame wissenschaftliche Kommunikation der Einzeldisziplinen auf die Tagesordnung zu setzen. Die disziplinäre Arbeitsteilung sollte zielführend bildungsökonomisch und wissenschaftspolitisch für ein konzertiertes Ganzes gewendet werden. Wann haben zuletzt Niederlandistik, Anglistik und Skandinavistik mit der Germanistik ihre Ergebnisse ausgetauscht, kategorial diskutiert und zusammengeführt – geschweige denn Germanistik und Romanistik oder Afrikanistik, Slavistik, Finnougristik und Turkologie etc.? In Lehre und in Forschung sollten Kooperationen zwischen den literarischen und linguistischen Teildisziplinen ebenso selbstverständlich sein wie solche zwischen den Einzeldisziplinen. Diese komparative Querstrukturierung bildet einen notwendigen Teil des Netzes hermeneutischer Wissenschaften – andernfalls reißt der Faden gesellschaftlicher Relevanz zugunsten der einen oder anderen ökonomisch diktierten Präferenz. Vernetzungen mit anderen Disziplinen können demgegenüber geradezu verstärkend wirken.

Eine komparativ angelegte, transnationale Germanistik vermag ihre Mitte so als Knotenpunkt in einer vernetzten Wissenschaftslandschaft zu bestimmen. In einer gesellschaftlichen und institutionellen Umgebung, in der die Loyalität gegenüber dem kulturellen Gedächtnis in deutscher Sprache eine besondere Aufgabe darstellt, mag dieser Knotenpunkt auch als ein besonderer verantwortet werden. Zumindest

muss er so gestaltet sein, dass er Zerreißproben standhält – und solche stellen tendenziell paralysierende Mainstreambewegungen, Moden oder ökonomisch fundierte Hegemoniebestrebungen² immer dar.

² Bezogen auf den ökonomisch fundierten Strukturumbau der Institution ›Universität‹ setzt Clemens Knobloch (Münster 2010) in seinem Buch *Wir sind doch nicht blöd!* die Waffe der Kritik vorbildlich ein.

Die Humboldtsche Schere

Es komme in der Germanistik »vielleicht weniger auf eine Erneuerung des Lehrbetriebs durch die Forschung, als der Forschung durch den Lehrbetrieb« an: Eine kleine Bemerkung des großen Walter Benjamin aus dem Jahr 1930. Knapp 40 Jahre später, 1968, hatte ich mir erlaubt, sie in einem journalistischen Bericht über die erstmals so genannte »Krise der Germanistik« als »Forderung des Tages« zu zitieren. Und nach weiteren 40 Jahren, die ich dann zu meiner Überraschung selbst in dieser Profession verbracht habe, starrt sie mich – oder uns? – noch sehr viel vorwurfsvoller an als damals.

Denn was kann eine *germanistische Wende* in der Germanistik heißen? Ich sehe zwei verschiedene Lesarten. Die erste bezieht sich auf ihre Gegenstände und Methoden, erwartet wird wohl eine gewisse Korrektur der jüngsten Erweiterung oder Ausfransung des Faches: Es geht jedenfalls um Germanistik *als wissenschaftliche Disziplin*. Die zweite Lesart hieße, dass die real existierende Germanistik sich endlich *als Studienfach* ernst nähme.

Erstens. Von »Rephilologisierung« war schon seit den 1980er und 1990er Jahren die Rede. Zum Beispiel in einer ganzen Reihe von Debatten im hochseriösen Schiller-Jahrbuch, angestoßen von Kollegen aus der damals ältesten aktiven Generation und zu verstehen als Reaktion auf die Verunsicherung durch (schon wieder!) neue Theorien, Methoden, Gegenstände. Auf der Zielgerade des Debattemarathons ging es explizit um das »Neue« und die »Moden«; erwartet hatten die Herausgeber wohl eine scharfe Konfrontation, gar Polemik zwischen »neuen« Kulturwissenschaftlern und »alten« Philologen (beiderlei Geschlechts natürlich).

Tatsächlich haben sie dann eher aufeinander zu argumentiert (was ja auch mal ganz erfreulich ist: Stellen wir uns vor, die Politiker kämen auf diese Idee!). Einer betont, dass Moden das Fach vor »geistiger Erstarrung« bewahren, es »innovativ (für angrenzende Gebiet) und auch attraktiv (für die neue Generation, für die Öffentlichkeit)« machen. Ein anderer ernannt sich zum »Modemuffel«, was aber doch nur heißen soll, dass er sich »kritisch prüfend« oder gar eklektisch (im guten Goethe'schen Sinn) zu neuen Trends verhält, »indem er von ihnen nur übernimmt, was er brauchen kann« – und gibt sich damit, ein wenig überraschend, als Brechtianer zu erkennen!

Solche Debatten zeigen, dass man die Kontroverse Kulturwissenschaft *versus* germanistische Philologie zwar als Methodenstreit inszenieren kann, dass dies aber kaum weiterführt. Aufschlussreicher für den *status quo* dürfte es sein, sie einmal institutionell und habituell zu betrachten.

Deutsche Philologie im strengen Sinne hat ihre Festungen oder Rückzugsgebiet in den Akademien, Archiven und öffentlich geförderten editorischen Großprojekten, und das ist auch gut so. Sicher, zweieinhalb Millionen Euro für eine neue Wieland-Edition sind nicht gerade *peanuts*. An der historisch-kritischen Hugo-von-Hofmannsthal-Ausgabe arbeitet man im Freien Deutschen Hochstift, wie ich bei einem Zufallsbesuch in Großen Hirschgraben 23 erfuhr, schon mehr als dreißig Jahre. Da ist auch jemand, der acht Jahre lang DFG-Gutachten für das Projekt verfasst hat, versucht, den toten »Herrn Brecht« zu zitieren, wie er – von Biermann glaubwürdig bezeugt – die »Fleißigen vom Brechtarchiv« in ihrer Mittagspause auf der Chausseestraße trifft: »Was, seid ihr immer noch nicht fertig mit dem Kram«? Doch wie viel Steuergelder werden für sonst was verschleudert!

Daneben hat sich, verstärkt im letzten Jahrzehnt, neben den – oder fast eher: gegen die nach wie vor überfüllten, unterausgestatteten und oft geradezu verslumten germanistischen Abteilungen der meisten Universitäten eine veritable Parallelgesellschaft etabliert, ein System, Netzwerk oder Rhizom (wie hätten's Sie gern?) von Graduiertenschulen, Exzellenclustern, Forschungszentren, binationalen Promotions- und sonstigen Stipendienprogrammen, die jungen Germanist/inn/en eine mehrstufige Qualifikation bis zur »Professorabilität« ermöglichen. Da ist eine Business-Class-Germanistik entstanden, die ohne Bodenhaftung besonders anfällig ist für Turbulenzen, Moden und die damit verbundenen Eitelkeits- und Konkurrenzeffekte. Man darf wohl auch von einer »autopoietischen Selbstabschließung« des Exzellenzsektors sprechen, in dessen Innerem dann aber die thematische Entgrenzung gilt: *anything goes!* Interessant ist auch zu sehen, wie sich der oder die Hochqualifizierte, wenn er oder sie, was ja durchaus vorkommen kann, in vorgerücktem Alter doch noch über die Schwelle der Professur stolpert und sich plötzlich mit ganz wenig Beinfreiheit in der Touristenklasse unseres Alltagsbetriebs zurechtfinden muss.

Zweitens: Im Jahr 1994, anlässlich des legendär-weltweiten Germanistentags in Göttingen, hat Heinz Schlaffer, also einer klügsten Köpfe des Fachs, in der F.A.Z. *single handed* eine ›germanistische Wende‹ eigener Art eingefordert. Ausgehend von der Diagnose, Germanistik sei das Fach, das »aus Gewohnheit betrieben und aus Irrtum« – von vielen, allzu vielen, geradezu massenhaft – »studiert werde«, fordert er eine Gesundschumpfung vom Massen- zum ›Orchideenfach‹. In seiner provokativen Wendung steckt zweifellos das fundamentale Problem einer fortschreitenden Erosion des kulturellen Leitmediums Literatur, die sich subjektiv in studentischem Desinteresse und mangelnder Kompetenz äußert, paradoxerweise aber (noch?) nicht zur massenhaften Abwendung vom Studienfach G. führt. Das Stichwort vom »Verlegenheitsfach«, das seit Walther Killys Klage über den »mittleren Studenten« (1960) durch die publizistischen Debatten geistert, trifft nach wie vor einen Sachverhalt.

Nun könnte jemand, dem es ernsthaft um dieses Problem und weniger um die Rhetorik des *student bashing* geht, sich durchaus eine in zwei bescheidene Spezialdisziplinen aufgespaltene Germanistik vorstellen, die in Kooperation mit außeruniversitären Einrichtungen für die Pflege sprachlicher wie literarischer Traditionen,

Bestände und Hilfsmittel sowie für allfällige Serviceleistungen – Hofmannsthal-Ausgabe und »Unwort des Jahres« – zuständig und relativ unaufwendig, sicher auch mit Sponsorenmitteln, zu finanzieren wären. Sie würde nach ihrer hoffentlich sozialverträglichen Gesundschumpfung nebenbei auch eine überschaubare Zahl hochmotivierter und kompetenter Spezialist/inn/en ausbilden.

Die Gegenfrage, die sich aufdrängt, obwohl Schlaffer sie damals natürlich nicht stellte, lautet natürlich: Wo werden dann die zahlreichen die Deutschlehrerinnen und -lehrer ausgebildet, die wir immer noch brauchen? Vermutlich hatte der Stuttgarter Ordinarius die ehrenwerte Pädagogische Hochschule in Ludwigsburg vor dem inneren Auge. Um also einen groben Keil auf den entsprechenden Klotz zu setzen: Das Massenfach Germanistik verdankt seine Existenz an deutschen Hochschulen fast vollständig der Ausbildung von Deutschlehrern und -lehrerinnen an allgemeinbildenden Schulen. Sie allein begründet und sichert bislang und künftig die Existenz und die – in vieler Hinsicht unzureichende – Finanzierung dieses Faches. Und nur sie verklammert auch noch die sonst deutlich auseinanderstrebenden großen Teilfächer Literaturwissenschaft und Linguistik. Dass es mittel- und langfristig einen konstanten Bedarf an Lehrern und Lehrerinnen der deutschen Sprache geben wird, ja dass dieser durch die sozialen und medialen Umbrüche, die wir derzeit erleben, eher noch steigen wird, steht außer Frage. Bei der Literatur ist das schon nicht mehr ganz so sicher.

Dagegen steht nun aber die Tatsache, dass diese potentiell überlebenssichernde Funktion von den Betroffenen nur partiell akzeptiert und praktisch umgesetzt wird. Natürlich gab und gibt es nach wie vor begeisterte und begeisternde Dozenten und Dozentinnen auch in diesem Fach; auch kompetente und engagierte »Lehrerbildner« (wie man früher sagte) beiderlei Geschlechts. Ich halte sie aber für eine Minderheit. In der Mehrheit dürften diejenigen Kolleg/inn/en sein, die eine ordentliche Lehre absolvieren, (mit Recht) über bürokratische Zwänge und allzu viele Prüfungen stöhnen, aber den Großteil ihrer Energie ihren Forschungen zuwenden. In Berufungsverfahren spielt die »Qualität der Lehre« (um eines der vielen vergeblichen Förderprogramme zu zitieren) höchst selten eine ernsthafte oder gar ausschlaggebende Rolle. Innovative Konzepte und durchgreifende organisatorische Reformen waren die Ausnahme und sind, wie das vielgerühmte »Projektstudium« an der neu gegründeten Universität Bremen, krachend gescheitert.

Was mich dazu bringt, sofort einzuräumen: ja, auch meine, die post-1968er Generation, die Anfang der 1970er Jahre mit viel Reformeifer und unter relativ guten Rahmenbedingungen antrat, hat es nicht vermocht, eine dauerhafte Weichenstellung vorzunehmen. Das führt in aktueller wie in historischer Perspektive zu der Frage nach dem Verhältnis von Forschung und Lehre, also zum ideologischen Kern der Humboldtschen Universität. Bewundernswert als regulative Idee, ein Stück Bildungstheorie aus dem Geist der Goethezeit – aber praktisch gesehen? Praktisch gesehen dient sie – oder genauer: die Kurzformel von der »Einheit von Forschung und Lehre« heute älteren wie leider auch allzu vielen jüngeren Kolleginnen und Kollegen zumeist als rhetorisches Versatzstück, um ernsthafte planerische oder didaktische (für viele geradezu ein Schimpfwort!) Bemühungen abzuwehren. Bei-

spielsweise auch, um die curricularen Reformchancen, die der Bologna-Prozess *trotz allem* mit sich führte – Benjamin, 1930: »Entschlossenheit, vieles auszulassen« – klein zu reden und das eigene Desinteresse oder Versagen zu bemängeln.

Und historisch gesehen? Wann hat die sogenannte Einheit von Forschung und Lehre im akademischen Alltag je funktioniert? Punktuell vielleicht in bestimmten historischen Augenblicken und unter günstigen lokalen Bedingungen. Grundsätzlich und flächendeckend eigentlich nie – jedenfalls in dem Zeitraum, den ein emeritierter Germanist von heute aus überschauen kann. Schon in den frühen sechziger Jahren waren sogenannte Proseminare mit 200 Leuten normal, auch an kleinen Universitäten; nach 85 Minuten Professorenmonolog durfte das Fräulein Assistentin Dr. Müller aus der ersten Reihe seine vorbereitete Frage stellen. Wer den Ordinarius außerhalb des Auditoriums einmal sehen oder gar sprechen durfte, fühlte sich als Glückspilz/Glückspilzin. Die Neugründungen und Erweiterungen im folgenden sozialliberalen Jahrzehnt verminderten einige Jahre lang den Innendruck, doch seit den 1980er Jahren baute sich kontinuierlich die heutige Massensituation auf.

Ich würde also viel lieber von einer *Humboldtschen Schere* sprechen, die sich immer weiter spreizt. Und vielleicht sollte man sich gar nicht mehr bemühen, sie zu schließen, sondern sie mit Hilfe eines feinen Schraubenziehers dekonstruieren, also auseinandernehmen.

In seinem heutigen, weitgehend traditionell gewachsenen Zuschnitt ist das Fach Germanistik weitgehend dysfunktional für die Lehrerbildung – übrigens auch für die Vorbereitung auf Tätigkeiten im Mediensektor (gern bespöttelt, aber faktisch doch relevant). Eine Möglichkeit wäre ja, wie schon gesagt, Schlaffers Polemik in ein Modell umbauen: Die Stuttgarter Germanistik wird (ein Jahrzehnt nach seinem Ausscheiden) gesundgeschrumpft, alle freiwerdenden Gelder gehen nach Ludwigsburg! Die neue Landesregierung hat aber wohl andere Vorstellungen.

Persönlich kann ich nicht verbergen, dass ich inzwischen von einem gewissen Ruhestandspessimismus befallen bin, auch weil die Debatten von heute, wo sie denn geführt werden wie vor kurzem auf einer prominent besetzten Konferenz in Hannover, fast identisch sind mit denen der 1970er Jahre. Das betrifft etwa das Verhältnis von Fachwissenschaft und Fachdidaktik innerhalb der Germanistik, das nicht identisch ist mit der Schere von Forschung und Lehre, aber doch damit zusammenhängt. Sachlich und präzise hat jüngst Klaus-Michael Bogdal, der sich in beiden Feldern gut auskennt, den einschlägigen Problemstand resümiert: »Germanistik ohne Lehrerausbildung ist möglich, aber ist sie auch sinnvoll?«¹ Ob seine Forderung nach polyvalenten germanistischen Studiengängen – also einem anti-Schlaffer-Modell – Gehör findet, steht freilich dahin. Ich selber bleibe eher pessimistisch und auch der heilige Benjamin hat, trotz ausgiebigen Nachblätterns, keinen Trost mehr parat. Bleibt bloß noch der Strohalm, den uns ein anderer Großer vor die Nase hält: Es soll ja »unendlich viel Hoffnung« geben. Nur für wen?

¹ Bogdal, Klaus-Michael: »Germanistik ohne Lehrerausbildung ist möglich, aber ist sie auch sinnvoll?« In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 59/2 (2012), S.122–125; vgl. auch die anderen Beiträge dieses Heftes zu »Germanistik und Lehrerbildung«.

Die völlige Verwirrung. Germanistik zwischen Tradition und Freiheit

1 Momentaufnahme

Man kann nicht sagen, dass die Lage übersichtlich ist. Ist das Studium der Germanistik so zerfasert wie nie zuvor? Mir ist unklar, ob man das so sagen kann, verschließt sich doch dem jungen Literaturwissenschaftler der Blick in die Vergangenheit und die Möglichkeit, differenziert zu vergleichen und einzuschätzen, »wie es früher war«.

Tatsache ist jedoch, dass man mit dem Ende des Studiums einen Magister erwarb und dass, als man selbst an der Universität unterrichtete, nach und nach neue Fächer und Exzellenzcluster erfunden wurden, die Sprache und Bildwissenschaft, kulturelle und literarische Überlegungen merkwürdig vermengten. An die Stelle, da man früher Germanistik oder Neuere deutsche Literatur in aller Bandbreite studiert hatte, traten nun exotisch anmutende Fachkombinationen, in denen man irgendwie das Gleiche machte, aber doch nichts so richtig, immer mit der Betonung, dass es interdisziplinär, ja transdisziplinär zugehen müsse, als ob sich daraus irgendein Qualitätsmerkmal ableiten ließen. Man konnte allerdings in den akademischen Strukturen stets auch den Eindruck gewinnen, dass die dort Tätigen selbst diese ganze Angelegenheit, diese Mischung aus Augenwischerei und Scharlatanerie eigentlich nicht so ganz ernst nahmen.

Das ist im Grunde genommen eine verheerende Einstellung bei einem Fach, in dessen Selbstverständnis es doch um alles geht: um die Ergründung der Narration, das Verstehen der Kultur, die Annäherung an das absolut Anthropologische, die Erklärung gesellschaftlicher Funktionsabläufe, die Integration von Kunst ins Leben. Nachdem man in der Diffusion des Faches und dem Niederreißen von Bedeutung und Sinn weder der Gesellschaft noch dem literaturverliebten (also philologischen) Bürger mehr klar zu machen vermochte, wofür die Germanistik »gut sei«, trat noch eine eigentümliche, nur schwer zu beschreibende politisch motivierte Meinungskontrolle hinzu: Themen, mit denen man sich nicht beschäftigen darf, Missstände, die nicht angesprochen werden sollen, Fragen an neuralgische Punkte, die nicht aufzuwerfen sind.

Und ob auch ein Computersystem, das Studierenden Seminarplätze zuweist, wo früher bei Anmeldung eine Interessensskizze verlangt wurde, ein Exposé oder eine Begründung zum Lektürestand und zur Textkenntnis, wirklich »hilfreich« ist (zumal es kaum je fehlerfrei funktioniert), ist mehr als fraglich. Sollten Lehre und

Forschung nicht Hand in Hand gehen, nicht ausprobieren dürfen, nicht das Denken lernen dürfen?

2 Das entfesselte Fach

Wahrscheinlich kann man heute trotz des unheilvollen Zeitdrucks einer normierten Studienzeit noch gut studieren, sofern man individuell die richtigen Dozenten findet, die den Adepten gründlich an das Material heranzuführen und ihn dazu bringen, wirklich mit den Texten der Kultur zu arbeiten und in aller Freiheit, in aller Offenheit zu diskutieren. Das ist die positive Situation der Germanistik, in der sie sich nun befindet: das Fach scheint entfesselt zu sein, die Vielfalt der Arbeitsgebiete und Themenbereiche, mit denen man sich befassen kann, ist so groß wie nie zuvor, und: Es gibt keinen Konsens darüber. Man kann sich mit der Barockzeit beschäftigen und sich als Traditionalist geben, gleichzeitig aber Literaturtheorie, ja Philosophie betreiben oder aber einen ganz untheoretischen, gewissermaßen theoriefeindlichen Ansatz wählen; man kann als Germanist zum Medienwissenschaftler werden, sich mit dem Film und den neuen Medien beschäftigen, ausschließlich Seminare zur visuellen Kultur anbieten und zugleich noch Bücher zur altherwürdigen Editionswissenschaft schreiben. Diese Freiheit bildet die größte Chance für das Fach, da es wie kein anderes sowohl die moderne Malerei als auch die Goethezeit behandeln kann, die Gegenwartsliteratur ebenso mitdenken kann wie den Avantgardefilm oder metatheoretische Ansätze zum Wesen des Mediums. Wie kein anderes Fach kann die Germanistik auf Probleme hinweisen und Fragen beantworten, wenn ihre Vertreter diese Freiheit zulassen und das, was ihnen nicht lieb scheint, nicht schon von vornherein zu verhindern suchen.

3 Die Schranken des Kanons

Diese Freiheit des Faches ist aber doch zugleich sein größtes Problem: Die Bastion wird geschleift, die Basis nicht mehr erlernt, das Fundament ignoriert. So kann man als heutiger Student Germanistik studieren, indem man ausschließlich Filmseminare besucht und sich im Parlando der Uneindeutigkeit, des Laberns, des Rauschens übt: Alles scheint erlaubt, Maßstäbe gibt es nicht, Unverbindlichkeit überall, und so kann man ein Studium abschließen, ohne zu wissen, welchen Titel das sechste Buch in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* trägt, was ein Autograph ist oder wer Arno Schmidt und Ernst Jünger waren. Dabei ist es nötig, auf den Druck des Kanons hinzuweisen, der uns als Bildungszwang unablässig im Nacken sitzt, uns Schranken auferlegt und unsere grenzenlose Freiheit, wenn wir uns ihm freiwillig hingeben, durch seine Mahnung zur Bindung an das Überlieferte wieder beschneidet. Das Fach kommt nicht ohne den Kanon, nicht ohne das verbindliche kulturelle Bildungsgut aus, obwohl eine Verständigung über das Kanonische stets ergebnislos bleiben wird und schwierig, doch als ein heuristischer archimedischer Punkt zugleich unvermeidlich ist. Gleichwohl darf ein Kanon neue Ansätze nicht

verhindern, nicht zu einer Ausschließlichkeit führen und keinesfalls dazu, unlieb-same Autoren, Regisseure und Künstler als nicht zugehörig, qualitativ minderwertig und darum vernachlässigbar zu qualifizieren. Daher liegt in den Grundsäulen des Kanons, in dem, was wir kulturell erleben und worüber wir uns verständigen müssen, in der Geschichte des Fachs, ebenso wie in seiner Entfesselung durch die Freiheit, größte Chance und größte Gefahr.

4 Synthese der Extreme

Da diese beiden Pole Freiheit und Tradition als maßgebliche Instanzen charakterisiert wurden, von denen eine Vitalisierung des Faches möglich ist, aber auch seine Stagnation und Verkrustung wie seine versponnene Unklarheit, die wiederum nichts anderes als eine pluralistische Verkrustung ist, ergeben sich aus diesen nur angerissenen Überlegungen folgende Ergebnisse für das Fach:

Diagnose

1. Die Germanistik befindet sich in einer Situation der Verwirrung: Widersprüchlichkeiten, wohin man blickt.
2. Die scheinbare Auflösung der Fachgrenzen im Tarnbegriff der Interdisziplinarität hat zu einer Schwächung des Eigenen geführt.
3. Die neue Studiensituation hat nicht zu einer Vereinheitlichung geführt, sondern die desolote Lage nur noch weiter chaotisiert.
4. Der falsche Umgang mit Freiheit (wirre Loslösung) und Kanonisierung (Blickverengung) führt vollends zu einem germanistischen Dilemma.

Therapie

1. Das Fach muss seine unbedingte Freiheit fordern, diese aber auch intern nutzen im Facettenreichtum seiner Forschung und seines Angebots.
2. Das Überlieferte reinigt. Eine Besinnung auf das Kanonische bewahrt vor zu wilden Kapriolen. Die wahre germanistische Wende liegt in der Balance dieser Extreme Freiheit und Tradition.
3. Offenheit und Dialog innerhalb der Germanistik sind eine dringende Forderung; man muss sich selbst zur Toleranz zwingen.
4. Die Germanistik muss sich mit der Frage konfrontieren, warum sie für die Gesellschaft notwendig ist.

Dystopie

1. Durch die losgelöste Lage ist das Fach in eine völlige Desorientierung gelangt.
2. Die Rache der Vergessenen, der Autoren, die keiner mehr wissenschaftlich liest, wird ein Qualitätsverlust sein, den man der Germanistik anrechnen wird.
3. Der ignorierte Kanon und die pervertierte Freiheit führen zu einer Entfesselung vom Fach selbst: Es wird zu einer Germanistik außerhalb der Universität kommen, insofern Forschung nicht an das Akademische gebunden ist.
4. Die universitäre Germanistik spielt mit ihrer Abschaffung und ihrer Irrelevanz.

Dass die Germanistik droht, ein Fach zu werden, das seine Autoren vergisst und dem Verschwinden preisgibt, dass in ihr zwar viel Neues stattfindet, aber auch nichts, woran sich das Denken erden kann, dass sie zwar Freiheit bietet, diese jedoch intern zerstört, kann keinem Vertreter des Fachs egal sein. Dies gilt auch für den Befund, dass von Nichtuniversitätsangehörigen früher oder später bessere Ergebnisse geliefert werden, die rezipiert werden, und dass die akademische Wissenschaft in dieser Befundlage ihre Selbsttötung vorbereitet. Je größer der Rechtfertigungsdruck auf den finanzierenden Staat wird, desto eher tritt das Szenario ein.

Eine wissenschaftstheoretische Wende und die Grundlagenforschung der Germanistik

1 Warum Germanistik?

Wenn die Germanistik eine germanistische Wende bräuchte, was wären dann wohl die Gründe dafür? Eine Antwort auf diese Frage zeichnet sich ab, wenn man diese Wende von den vielen Wenden abhebt, die die Literaturtheorie auch im germanistischen Bereich bis dahin mitgemacht hat, und sie gleichzeitig davon abhebt. Eine germanistische Wende wäre daher mehr als nur eine Rückkehr zur Philologie, sondern vielmehr ein Metaturn, eine autoreflexiver Selbstbezug der Germanistik auf sich selbst. Eine solche Bewegung ist nicht neu, und wo immer man in der Fachgeschichte auch einen Rückbezug auf die eigene Fachgeschichte beobachten konnte, lag und liegt der Verdacht nahe, dass es sich auch dabei um germanistische Wenden *avant la lettre* handelte und handelt.¹ Eine germanistische Wende würde eine Rückkehr zur Philologie bedeuten und noch mehr, nämlich eine Engführung jenes Konfliktpotenzials, das in der Haug-Graevenitz-Debatte zur Sprache kam, auf den nationalphilologischen Bereich.

Insofern ließe die Frage nach dem germanistischen turn als Frage nach der notwendigen und unabdingbaren nationalphilologischen Grundlegung einer Literaturwissenschaft, die nicht explizit allgemein oder vergleichend vorgeht, verstehen. Und selbst diese Frage lässt sich wiederum auf eine tieferliegende Frage zurückzuführen, warum es denn eines Kerns bedürfe. Und damit ist man schließlich bei der Frage angelangt, was denn nun die Einheit des Faches überhaupt noch sichern könnte. Auch diese Frage wird nicht um ihrer selbst willen gestellt, vielmehr muss man annehmen, dass in dieser Diskussion wiederum die Einheit des Faches als Garant ihres Wissenschaftsstatus und mithin als Garant all jener Legitimationsformeln und – formen dient, die ihrerseits eine Antwort auf die Frage geben, warum

¹ Siehe zum historischen Überblick Hermand, Jost: *Geschichte der Germanistik*. Reinbek bei Hamburg 1994, und zur Problemgeschichte zwischen Wissenschaft und Nationalphilologie im 19. und frühen 20. Jahrhundert Fohrmann, Jürgen: *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich*. Stuttgart 1988; und Fohrmann, Jürgen/Voßkamp, U. Wilhelm (Hg.): *Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft*. München 1991.

eine Gesellschaft überhaupt die Germanistik braucht? So lautete die Ausgangsfrage zugespitzt: Warum also gibt es die Germanistik und nicht vielmehr nicht?

2 Warum Einheit des Faches?

Denkt man über alternative Formationen nach, so rücken die Konzeptionen einer allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft, einer Medien- oder einer Kulturwissenschaft, auch einer Medienkulturwissenschaft in den Blick², aber damit auch die forcierte Frage nach der Einheit der Germanistik zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft. Diese Einheit scheint heute mehr denn je fraglich und vielleicht schon in weite historische Ferne gerückt zu sein. Die Linguistik hat sich vielleicht noch stärker als die Literaturwissenschaft von ihren nationalphilologischen Wurzeln getrennt und betreibt auch in den nationalphilologischen Instituten eine breite und grundlagentheoretisch inspirierte und interessierte allgemeine Sprachwissenschaft. Die entscheidenden Forschungsfragen werden jedenfalls kaum mehr in einem solchen germanistischen Kontext generiert. Und damit muss man die sogenannte Sprachvergessenheit der Literaturwissenschaft in einem veränderten Licht sehen. Die Analyseinstrumente, die die Literaturwissenschaft braucht, werden nicht mehr von der Sprachwissenschaft geliefert. Man muss es endlich (an) erkennen, dass die entscheidenden Fragen der Sprachwissenschaft hier und der Literaturwissenschaft dort nicht mehr dieselben sind. Die Zeiten eines Roman Jakobson sind wohl endgültig vorbei. Ein strukturalistisches Projekt, das vor allem über semantische, semiotische und strukturelle Fragen Sprach- und Literaturwissenschaft noch miteinander verschränken konnte, ist von der wissenschaftlichen Agenda, und zwar auf beiden Seiten, verschwunden. Und dies gilt umso mehr für das Projekt einer alten älteren Abteilung, in der es galt, Sprachen und Texte als Schätze aus der Tiefe der Zeit zu heben und im Zusammenspiel zu rekonstruieren.

Gerade die Gegenüberstellung bzw. Parallelisierung von Sprach- und Literaturwissenschaft eröffnet den Blick auf das Verhältnis von Wissenschaft und ihrem Gegenstand und die Frage, inwieweit der Gegenstand nicht nur Methode und Theorie, sondern auch Status und Einheit einer Wissenschaft garantieren kann. Wenn es, wie Niels Werber es konzipiert hat, keine Literatur ohne Literaturwissenschaft gibt³, dann kann Literatur ihrerseits wiederum nicht ex cathedra eine Literaturwissenschaft konstituieren. Stellt man also in Rechnung, wie wissenschaftstheoretisch naiv es wäre, den Gegenstand als vorrangig und unabhängig von seiner Verwissenschaftlichung zu modellieren, dann kann mit einem Schlag all jene Modelle

² Schönert, Jörg: »Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft – Medienkulturwissenschaft: Probleme der Wissenschaftsentwicklung«. In: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hg.): *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft: Positionen, Themen, Perspektiven*. Opladen 1996, S.192–208.

³ Werber, Niels: »Es gibt keine Literatur – ohne Literaturwissenschaft«. In: Anne Bentfeld/Walter Delabar (Hg.): *Perspektiven der Germanistik. Neueste Ansichten zu einem alten Problem*. Opladen 1997, S. 176–194.

aussortieren, die die Einheit einer Wissenschaft nur über ihren Gegenstand sichern wollen.

3 Warum deutsche Literatur, warum deutsche Sprache?

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Ausgangsfrage zumindest mit Blick auf einen spezifischen Aspekt beantworten. Eine germanistische Wende als Rückbesinnung auf deutsche Sprache und deutsche Literatur, abgesehen von den nationalphilologischen Eigentümlichkeiten und Begrenzungen, würde schon aus wissenschaftstheoretischen Gründen zu keinem tragfähigen Modell führen. Eine einheitliche, synthetische Germanistik könnte nicht Ziel einer wie auch immer gearteten germanistischen Wende sein. Die Fragen beispielsweise, die eine germanistische Literaturwissenschaft an die Literatur stellt, haben nur indirekt (aber immerhin) damit etwas zu tun, dass es sich um deutschsprachige Literatur handelt. Die grundlegenden Fragen, die sie entwickelt, unabhängig von den theoretischen und methodischen Positionierungen, entwickelt sie heutzutage und in Zukunft als eine allgemeine Literaturwissenschaft, immer auch mit dem Anspruch auf Relevanz über deutschsprachige Literatur hinaus. Die historischen Fragen, die konkret auf den historischen Bestand der deutschsprachigen Literatur gerichtet sind, haben archivarischen Charakter und tragen nicht zur grundlagentheoretischen Konstitution der Literaturwissenschaft als solcher bei. Literaturwissenschaft (und vergleichbares ließe sich wohl noch leichter von der Sprachwissenschaft sagen) ist Wissenschaft immer über den nationalphilologischen Bereich hinaus.

Diesen negativen Befund kann man aber auch positiv formulieren und so zu einer neuen Bestimmung der Bedeutung des Gegenstandsbereichs kommen. Denn dieser allgemeine Charakter selbst einer germanistischen Literaturwissenschaft bedeutet ja nicht, dass es völlig unmaßgeblich sei, dass ihr genuiner Gegenstandsbereich aus literarischen Texten in deutscher Sprache besteht. Die deutschsprachige Literaturgeschichte ist vielmehr ein äußerst produktiver Reflexionsraum für literaturwissenschaftliche Fragestellungen, die aufgrund einer gemeinsamen Sprache als Medium zugleich ein Reflexionsraum medialer und kultureller, auch politischer und gesellschaftlicher Prozesse ist. Für eine Literaturwissenschaft, die sich genuin als historische verstehen muss, ist es geradezu unabdingbar, dass sie zumindest aus diesem Rahmen heraus auch gerade jene Fragen entwickeln kann, die auch diese Literaturgeschichte übersteigen. Und Vergleichbares gilt für die Sprachwissenschaft; die germanistische Linguistik hat als Gegenstand eine lebendige Sprache, an der sie jene Fragen sprachspezifisch entwickeln kann, die diese Sprache auch schon wieder übersteigen.

4 Warum *turns*, Wenden, Kehren?

An dieser Stelle muss man dann auch eine weitere Differenz einführen, nämlich diejenige zwischen Institution bzw. Organisation und Diskurs. Die Differenzierungen, die ich bislang besprochen habe, betrafen den Diskurs der Germanistik. Der Diskurs der Germanistik ist volatil, die Institution dagegen immer träge. So wird kaum jemand, bei einer gewachsenen und extrem trägen Struktur die Germanistik als Institution, zumal in Deutschland als Ort der Deutschlehrausbildung, in Frage stellen wollen. Die *turns* jedoch etablieren immer wieder neue Paradigmen, die häufig mit einer Infragestellung bestehender bzw. überkommener Paradigmen einhergehen. Und auch wenn die Paradigmenwechsel nicht in der Manier des Kuhn'schen Modells zu beschreiben sind, so ist ihnen die Idee der Infragestellung anderer Paradigmen doch inhärent. Und selbst ein *germanistic turn* würde das in Frage stellen, wovon sich ein solcher turn prägnant abhebt, sei es nun ein *iconic*, ein *medial*, ein *cultural turn* oder was auch immer.

Auch wenn die Begriffe Diskurs und Institution zwei unterschiedliche Beschreibungsebenen benennen, sind sie doch nicht völlig unabhängig voneinander. Das Konzept eines Reflexionsraums bezeichnet einen Überschneidungsbereich von Diskurs und Institution. So wenig sich Literaturwissenschaften nationalphilologisch noch rechtfertigen lassen, so wichtig sind sprachlich konturierte Literaturgeschichten als Felder historischer fokussierter Forschung. Auch in der grundständigen Organisation der Lehre mag es hilfreich sein, im Zusammenspiel von Sprach- und Literaturwissenschaft eine Sensibilität für die Beschreibungsinventarien komplexer sprachlich verfasster Gegenstände, sprich: Literatur in einer Sprache, zu wecken.

Nimmt man all dies zusammen, so beantwortet sich die Ausgangsfrage von selbst: Eine germanistische Wende kann es nicht geben, sofern ihr Ziel darin besteht, gewachsene Differenzen der Fachgeschichte der Germanistik wieder zu entdifferenzieren. Eine solche Einheit zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft, zwischen Mediävistik und Neuerer Abteilung, zwischen Gegenstand und Verwissenschaftlichung kann aus wissenschaftstheoretisch zu beschreibenden Gründen nicht mehr Gegenstand wissenschaftlicher Anstrengungen sein. Und auch das ist wiederum eine wissenschaftstheoretische These. Was immer also mit einer germanistischen Wende angestrebt werden kann, es kann mit einer germanistischen Wende nicht erreicht werden, *weil* es eine germanistische Wende ist. Was immer aber damit erreicht werden kann, kann nicht dadurch erreicht werden, indem man die Differenzierungen zurücknimmt, vielmehr muss man sie gerade weiter vorantreiben. Denn *das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.*

Übersetzt man ›turn‹ mit dem deutschen Wort der Kehre, so wäre damit nicht nur eine Referenz auf Heidegger gegeben, sondern auch auf eine Idee Heideggers, die die Kehre charakterisiert. Heidegger, begeisterter Skifahrer, greift auf diese Sportmetapher zurück und erklärt, dass nur der Skifahrer, der Kehren fährt, in der

Spur bleibt.⁴ Und hieße das nicht, dass die vielen turns der Literaturwissenschaft weniger von einer theoretischen oder methodischen Konjunkturabhängigkeit, sondern vielmehr von einer eleganten Wissenschaftspraxis zeugen? Eine germanistische Wende müsste also die Germanistik in der Spur – in der Spur ihrer Wissenschaftstradition – halten.

Wenn es also eine Einheit des Faches gibt, dann wird sie nicht durch den Gegenstand, sondern durch seine Problematisierung oder – so paradox es klingt – gar Infragestellung gewährleistet, also nicht objektiv, sondern eher operativ und performativ: Was wir also brauchen, ist eine wissenschaftstheoretische Wende in der Germanistik und mithin eine Grundlagenforschung in der Germanistik. Und eine solche Forderung ist alles andere als trivial, weil sie – so könnte man die gegenwärtigen institutionellen Rahmenbedingungen bilanzieren – deutlich mit der gegenwärtigen Förder- und Drittmittelpraxis kollidieren.

⁴ Siehe hierzu Thomä, Dieter. »Kehre«. In: Dieter Thomä (Hg.): *Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart 2003, S. 134–141.

Eine germanistische Wende – Aufforderung zum »U-turn«?

Albert Einstein wird der Ausspruch zugeschrieben, es gehe darum, alles so einfach wie möglich zu machen, aber nicht einfacher.

Wenn man es sich einfach macht, kann man sich auf den Titel der »Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik« beziehen und angewendet auf die Germanistik sagen, sie sei die Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur, also die auf die eigene Sprache und Literatur bezogene Wissenschaft des deutschen Sprachgebiets. Dass diese Feststellung einfach bleibt, wird damit bezahlt, dass allerlei Ungenaueres und Ungeklärtes in ihr steckt. Das ist weniger tragisch, als es scheinen mag: dass das Wort Germanistik erst seit etwa 150 Jahren allmählich die so umschriebene Bedeutung hat, lässt die ersten Jahrzehnte der Fachgeschichte als eine Art Stabilisierungsphase verstehen, während derer sich allmählich die Vorstellung festigt, was als wissenschaftlich anerkannte Methode und Objekt einer »Nationalphilologie« zu gelten habe. Damit gingen allerlei Restriktionen bezüglich der anerkannten Objekte und Methoden einher. Die hatten nicht zuletzt mit dem Grad an Aufarbeitung und Zugänglichkeit des Datenmaterials, der technischen Möglichkeiten der Analyse und der Möglichkeit der Verknüpfung mit Methoden und Wissensbeständen im einen oder anderen Sinn benachbarter Wissenschaften zu tun. Nun hat sich hier allerlei verändert: eigentlich ist schon die Titelformulierung »Literaturwissenschaft und Linguistik« eine Aufforderung, bei der Ausdifferenzierung der Fragestellungen, Ziele und Untersuchungsmöglichkeiten, bei der Behandlung von Sprache und Literatur in deutscher Sprache die jeweils andere traditionelle Seite des Faches bei den eigenen Forschungen angemessen zu berücksichtigen. Der Aufforderung kann man wohl noch immer zustimmen, aber es reicht nicht hin, um in solch einem gegenseitigen Bezug die Kernkompetenzen einer heutigen Germanistik zu sehen. Und am anderen Ende erscheint auch eine Pazifizierung unter dem Dach einer kulturwissenschaftlich gewendeten Germanistik wiederum nicht spezifisch genug zu sein, ohne zu bestreiten, dass die Sprache in ihren komplexen Möglichkeiten der Medium und Voraussetzung kultureller Verfasstheit ist – und dass dabei bestimmte textliche und mediale Repräsentationen einen besonderen Stellenwert haben.

Es scheint so, als wären die vielfachen Wenden, die in der Germanistik beobachtet oder zumindest ausgerufen werden, eine Strategie, gegen den Wind der anströmenden neuen Fragestellungen, Ziele, fachlichen Konstellationen und Op-

tionen kreuzend voranzukommen. Und so, eher etwas seglerisch gesehen, muss man den damit gerne verbundenen Gestus des gänzlich Neuen doch deutlich relativieren zugunsten eines Befundes, der neben der Ablösung von Sichtweisen, die unter neuen Umgebungsbedingungen ihre Zeit hinter sich haben, die notwendige Ausdifferenzierung und die Herausbildung neuer Subprofile sowie neuer Wege transdisziplinärer Erweiterung sieht.

Wenn ich so auf die Arbeit am Institut für Deutsche Sprache sehe, bei der es zweifellos um Sprachgermanistik geht, so gibt es hier recht unterschiedliche Weisen, sich wissenschaftlich mit dem Deutschen zu beschäftigen und man wird wahrlich nicht nur die an einer strukturellen Beschreibung des Deutschen interessierten für germanistisch halten, wenn auch eine intensive Kenntnis von strukturellen Eigenheiten des Deutschen, von Verwendungsprinzipien, von Variation in verschiedenen Bereichen, von Texttraditionen, von medialen Besonderheiten der geschriebenen und gesprochenen Formen sowie deren Interaktion mit den anderen Elementen von Interaktion in gewissem Umfang und mit einer gewissen Fokussierung zum Instrumentarium des Germanisten bzw. germanistischer Arbeitsgruppen gehören sollten. Aber es gibt Kompetenzen in einer Vielzahl von anderen Bereichen – und manche der »turns« zeigen in ihren Namen, worum es da geht –, die für die Erforschung differenzierter Sachverhalte unter den heutigen Bedingungen wissenschaftlicher Praxis nötig sind und die sich so auch in verschiedenen fachlichen Profilen zeigen. Dass große Mengen von Germanisten dann eher zur Familienähnlichkeit ihrer Mitglieder tendieren als zur weitgehenden Merkmalüberschneidung, ist offenkundig und für die Wissenschaft eher hilfreich. Dass dann vielleicht nicht ganz klar ist, wo die Germanistik oder germanistisches Tun endet und in etwas Anderes, Transdisziplinäres übergeht, ist wohl unvermeidlich und es ist eigentlich nur im Einzelfall zu entscheiden, wie es denn ist.

Es soll nur an zwei eher beliebig herausgegriffenen Punkten angedeutet werden, worum es hier geht. Gerade sogenannte »Muttersprachphilologien« haben sprachwissenschaftlich häufig einen doppelten Bezugspunkt. Einerseits haben sie einen empirischen Bezugspunkt in den Erscheinungen der eigenen Sprache, gleichzeitig sind sie im nationalen Diskurs aber häufig auch der Ort, an dem allgemeine theoretische Fragen der Sprachwissenschaft abgehandelt werden. Das betrifft etwa in der allgemeinen Sprachwissenschaft diskutierte Theorien und Modelle struktureller Beschreibung, die dann auch »im Übergangsbereich« von Allgemeiner Sprachwissenschaft und germanistischer Linguistik diskutiert werden. Ähnliches gilt für den nötigen vergleichenden Blick auf andere Sprachen, wo typologische aber auch romanistische, slawistische usw. Kompetenz an den Fachrändern anlagert. Auf einer leicht anderen Ebene gilt das auch für den Fall von Kompetenzen in Fragen multimodaler Interaktion oder in dem für die empirische Forschung in den letzten Jahren so bedeutend gewordenen Bereich korpusbezogener und korpuslinguistischer und überhaupt IT-orientierter Forschung, wo es – wie in den anderen Fällen und weiteren nicht genannten auch – für angemessene germanistische Forschung nicht nur einschlägig arbeitender Germanisten, sondern auch der transdisziplinären fachlichen Interaktion bedarf.

Um die Fragen, die wir heutzutage angehen können, fachlich angemessen anzugehen, bedarf es zweifellos disziplinärer Kerne und Kompetenzen, die man von einer Germanistik insgesamt erwarten sollte – ohne sie aber darauf zu beschränken. Die Grenzen des Faches zu eng zu ziehen, würde zu der Forschungspraxis im Fach nicht gut passen. Das Ausrufen eines »germanistischen Turns« würde in diesem Kontext die Sache eher einfacher machen als möglich.

Anachronismen und Perspektiven der germanistischen Literaturwissenschaft

1 Einleitung

Die germanistische Literaturwissenschaft hat bekanntlich – wie alle anderen Philologien – ihren Ursprung im Zeitalter der Moderne. Ihre konzeptuelle Grundlage wurde durch die Wesensmerkmale der Epoche geformt. Als im 20. Jahrhundert eine tiefgreifende Transformation der modernen Gesellschaft ansetzte, wurde der (germanistischen) Philologie die soziohistorische Legitimationsbasis entzogen. Allmählich sind alle ihre Konstituenten (»germanistisch«, »Literatur«, »Wissenschaft«) problematisch geworden. Die Folge ist ein permanentes Krisenbewusstsein, das man mit wiederholten Anpassungsversuchen an veränderte Rahmenbedingungen zu bewältigen versucht. Solche »Wenden« führen allerdings eher zur Erosion der identitätsstiftenden Merkmale als zur Überwindung der Krise. Soll sich also die Germanistik an ihre konzeptuelle Grundlage rückbesinnen oder soll man diese endgültig als obsolet erklären? Steht eine germanistische Wende bevor oder soll man sich von ständigen Wenden abwenden?

2 »Germanistik«: das Problem der kulturspezifischen Relevanz

In der Moderne spielte das Konzept der Nationalkultur eine zentrale Rolle für die individuellen und kollektiven Identitätskonstruktionen. Die Förderung des Nationalbewusstseins gehörte so auch zu Maximen der philologischen Studien. In der Postmoderne verliert jedoch das Voraussetzungssystem »Nationalkultur« seine dominante Position. Die (literatur)wissenschaftliche Wende steht nun im Zeichen der Heterogenisierung von sozialen Umwelten, Pluralisierung von Diskursen, Vernetzung regionaler Kulturen und Entstehung der globalen Massenkultur. Im Zustand solcher identitätsgeschichtlichen Überkomplexität wird allerdings oft verkannt, dass die Vervielfältigung von Beobachtungsmöglichkeiten auch Desintegration und somit Orientierungsdefizite mit sich bringt. Sie beeinträchtigt nämlich die Fähigkeit kognitiver Systeme, stabile und flexible Makrostrukturen zu erzeugen, die in dynamischen sozialen Umwelten souveräne Orientierung gewährleisten.

Die Überkomplexität lässt sich dabei weniger durch die Anpassung an die jeweiligen »Wenden« optimieren (das Resultat ist im besten Fall die Unterkomplexität), als durch die Orientierung auf die Logik des Wandels. Die Fokussierung auf

die Mechanismen der sozialen Differenzierung und sozialen Integration macht die relativ überschaubaren Genesen und Topographien der Identitätskonstruktionen sichtbar, die in die Literatur eingebettet sind. Die literaturwissenschaftlich relevanten Phänomene – freilich auch die, auf die das Attribut »germanistisch« zutrifft – sind demnach plausibel nur mit Bezug auf das historisch-transhistorische Beziehungsgeflecht der mikrostrukturellen (individuelle, gruppenspezifische, lokale Identitäten), mesostrukturellen (subkulturelle, regionale, nationale Identitäten) und makrostrukturellen (transnationale, transregionale, globale Identitäten) Orientierungsangebote zu beschreiben.

3 »Literatur«: das Problem der transkulturellen Relevanz

In der Moderne, dem Zeitalter der typographischen Leitkultur, wurden die strukturellen und funktionalen Spezifika der kanonisierten Literatur auf dem Konzept der ästhetischen Selbstverwirklichung begründet. Die Pluralisierung der Wahrheit und die Fragmentierung des Subjektbegriffs in der mediatisierten Kultur des 20. und 21. Jahrhunderts ließen dieses Konzept als anachronistisch erscheinen. Der Vorwurf des Anachronismus verkennt jedoch die transhistorischen bzw. transkulturellen Potentiale der Autonomieästhetik. Sie nämlich ist ein kulturspezifisches – jedoch anpassungsfähiges – Instrument für die effektive Lösung eines kulturunspezifischen Problems: der Aufrechterhaltung der kognitiven Stabilität und Flexibilität in komplexen sozialen Umwelten. Der literaturästhetische Wirklichkeitsentwurf fördert durch die Fiktionalisierung und Polyperspektivierung nicht nur die ganzheitliche (rationale, emotionale, ethische) Selbsterfahrung, sondern lässt gleichzeitig die symbolischen Ordnungen grundsätzlich als kontingent erscheinen. Die Kontingenz des Offensichtlichen öffnet den Raum für die Erfahrung des Nicht-Kontingenten. Gemeint ist hier die – vorwiegend intuitive – Annäherung an transkulturelle Universalien, die die kulturelle Vielfalt hervorgebracht haben – wie etwa die Mechanismen der kognitiven Selbstorganisation, die vegetativen Strukturen der Emotionalität oder die biologischen Voraussetzungssysteme. Offen bleibt hier sogar der Raum für metaphysische Transgressionen. Die unhintergehbare Flexibilität übernimmt dadurch auf der transkulturellen Ebene der kognitiven Selbstvergewisserung stabilisierende Funktionen. Und auch in einer anderen Hinsicht wird an dieser Stelle die transkulturelle Relevanz der »modernistischen« Literaturkonzeption sichtbar: Nichts stärkt die interkulturelle Kooperativität mehr als die Einsicht in die tiefenstrukturelle Identität des Unterschiedlichen.

4 »Wissenschaft«: das Problem der epistemologischen Relevanz

Die epistemologische Basis der germanistischen Literaturwissenschaft ist die Hermeneutik. Ähnlich wie ihr Beobachtungsbereich ist auch sie durch Selbstreflexivität, Polyperspektivität und hochgradige Kontingenz gekennzeichnet. In der Moderne

wurde diese Beliebigkeit durch den Bezug auf die epochenspezifischen Identitätsmerkmale und Wissenschaftlichkeitskriterien eingeschränkt (Universalität der Vernunft, Produktion von Gewissheit, Kontinuität, Kausalität, Homogenität). In der Postmoderne ist dagegen die Kontingenz zu einer Alltagserfahrung geworden. Die epochenspezifischen Leitbegriffe sind jetzt Heterogenität, Ambivalenz, Pluralität, Partikularität, Diskontinuität, Fragmentierung, Inkohärenz, Ungewissheit, Risiko etc. Es scheint, dass dieser Beliebigkeit partiell nur noch die empirischen Disziplinen mit ihrer Verschärfung der Wissenschaftlichkeitskriterien (Theoretizität, Empirizität, Anwendbarkeit, Überprüfbarkeit) entgegenwirken können. Da die hermeneutischen Disziplinen diese Kriterien nur teilweise zu erfüllen vermögen, werden sie zunehmend marginalisiert. Die germanistische Literaturwissenschaft steht so vor einer scheinbar unlösbaren Aufgabe: Schließt sie sich dem empirischen Paradigma an, riskiert sie ihre Identität, ignoriert sie es, riskiert sie ihre gesellschaftliche Relevanz.

Eine Lösung ist scheinbar nur durch die Entwicklung synergetischer Potentiale möglich. Es gibt nämlich keinen Grund, die empirischen und die hermeneutischen Ansätze als inkommensurabel entgegenzustellen. Im Gegensatz: erst die empirischen Resultate der kognitions-, kommunikations-, medien- und sozialwissenschaftlichen Forschungen bieten einen verlässlichen Rahmen für glaubwürdige Interpretation literaturwissenschaftlich relevanter Phänomene. Die Selbstreflexivität der hermeneutischen Disziplinen ist dabei nicht als Defizit, sondern als Orientierungsvorteil zu verstehen. Die Einbeziehung der Beobachtungsperspektive in die elaborierten Umweltbeschreibungen ermöglicht z.B. eine neue Bewertung des Konzepts der gesellschaftlichen Relevanz und des Verhältnisses zwischen den kontingenten und nicht-kontingenten Dimensionen der Wirklichkeitskonstrukte. Die Hermeneutik kann somit den blinden Fleck der empirischen Beobachtung aufheben, ohne sich von deren Erkenntnispotentialen zu verabschieden. Besonders vielversprechend sind in diesem Zusammenhang die systemischen Konzepte, die es erlauben, die Beobachtungsbereiche unterschiedlicher Provenienz als ein offenes und mehrdimensionales Feld zusammenzudenken.

5 Schlussfolgerung

Die Germanistik braucht eine Abwendung von den Wenden. Das kann am ehesten mit der Entwicklung selbstreflexiver und synergetischer Potentiale erreicht werden. Die Oppositionen (Kontinuität und Diskontinuität, Pluralität und Homogenität, Universalität und Partikularität, Historizität und Ahistorizität, Disziplinarität und Interdisziplinarität, Textualität und Kontextualität, Empirizität und Reflexivität, Kulturspezifität und Transkulturalität) sind inklusiv und daher in ihren dynamischen Wechselbeziehungen zu denken. Die Kontinuität der literaturwissenschaftlichen Forschung kann nur hergestellt werden, wenn man die historisch kontingenten Phänomene vor dem Hintergrund der ihrer Transhistorizität interpretiert. Nichts ist ohne seinen Gegensatz wahr und nichts ist zukunftsreicher als Rückbesinnung auf das Transhistorische.

Gebraucht wird eine selbstreflexive und systematische germanistische Literaturwissenschaft, die sowohl Stabilität als auch Flexibilität, Kontinuität als auch Anpassungsfähigkeit, Verlässlichkeit als auch Kontingenz, Selbstgewissheit als auch Kooperativität gewährleistet.

Disziplinäres Programm und Forschungsprogramm

Wissenschaftler¹ gehören zumeist einer Disziplin an. Aber sie forschen an Problemen, die nicht zwangsläufig von der Disziplin vorgegeben werden. Weder hat die Erkenntnisproduktion ihren alleinigen Ort in der Institution, noch erfolgt sie ausschließlich in einer Disziplin. Mit dem Begriffspaar, das Timothy Lenoir ausgearbeitet hat, kann zwischen einer Wissenschaft und einer Disziplin, zwischen Forschungsprogramm und disziplinärem Programm unterschieden werden.² Die Frage, wie ein künftiges disziplinäres Programm der Germanistik aussehen könnte, wird scheinbar nun durch die Vielzahl bestehender Forschungsprogramme aufgeworfen, die in den letzten 30 Jahren in die Disziplin integriert worden sind. Die Germanistik folgte damit einer zentralen Einsicht der Wissenschaftsforschung, der Wissenschaftsgeschichte und der Science Studies, die zeigen konnten, dass ein disziplinäres Programm zwar die Voraussetzungen, Bedingungen und Umstände für innovative Forschung schaffen, nicht aber deren Problemorientierung vorgeben kann. Denn die Entstehung des Neuen ist nicht zu planen, und letztlich bleibt es unvorhersehbar, wann und wie es entsteht. Wer eine echte Frage stellt, weiß noch keine Antwort. Sie lässt sich nicht vorweg geben, sondern scheint allenfalls am Saum dessen auf, was bereits gewusst wird. Eine Disziplin, die aus der Geschichte der Wissenschaften gelernt hat, kann nur versuchen, günstige Rahmenbedingungen für innovative Forschungen zu schaffen. Und sie wird die Herstellung von Bedingungen, die etwas Neues ermöglichen, nicht mit dessen Verursachung verwechseln, sondern es hinnehmen, dass Innovationen auch ausbleiben können.

Der Begriff des Paradigmas bezeichnet, was die Wissenschaftlichkeit einer Disziplin regelt. Jedes einfach geschnittene Wahrheitskriterium ist unzureichend, um die Wissenschaftlichkeit der Germanistik zu definieren. Jede Theorie aber ist, so hat Ian Hacking einmal formuliert, von Geburt an widerlegt. Das disziplinäre Programm der Germanistik konnte in den letzten 30 Jahren seine Adaption an die ökonomischen und politischen Bedingungen mit einer Pluralität von Forschungsprogrammen verbinden. Und das disziplinäre Programm hat, gerade weil es diese

¹ Und mit dem ersten Wort ist ein Problem gegeben, das keineswegs auf die sprachliche Repräsentation einzugrenzen ist: Weder Sprache noch Wissenschaft sind geschlechtsneutral.

² Vgl. Lenoir, Timothy: »Die Disziplin der Natur und die Natur der Disziplinen«. In: Timothy Lenoir: *Politik im Tempel der Wissenschaft. Forschung und Machtausübung im deutschen Kaiserreich*, aus dem Englischen übersetzt und mit einem Vorwort von Horst Brühmann. Frankfurt a.M./New York 1992, S. 209–225.

Pluralität zugelassen, ja gefördert hat, eine Fülle von innovativen Forschungen ermöglicht.

Die Frage, ob die Germanistik eine germanistische Wende vollziehen soll, spiegelt meines Erachtens den Druck wider, der auf einer Disziplin lastet, die nicht (mehr) weiß, wie sie sich an die politischen und ökonomischen Bedingungen adaptieren soll. Jedenfalls rechtfertigen nicht nur Erkenntnisfragen die Disziplin und sichern allein deren Fortbestand. Einerseits wird die Germanistik als eine Einheit nicht zuletzt in den Lehramtsstudiengängen nachgefragt, die in Deutschland ihre Lebensversicherung sind. Andererseits geben die Institutionen, von denen gefordert wird, innovative Forschung zu verursachen, diesen Druck notgedrungen an die Disziplin weiter. Die Vielzahl der Forschungsprogramme, die solche Innovationen ermöglicht, hat die Sorge ausgelöst, dass der Disziplin ihr Gegenstand abhanden kommt und sie in unverbundene Fächer zerfällt.

Die Germanistik besitzt meines Erachtens eine nur pragmatisch zu begründende Einheit, die nicht durch ein Forschungsprogramm, sondern allenfalls durch ein disziplinäres Programm gewahrt werden kann. Die Sprache ist zwar ein gemeinsamer Boden, der jedoch alleine diese Last nicht tragen kann. Die Literatur ist von der Sprache, die sie bedingt, unterschieden und wird auch als sprachliche Form nicht hinreichend erfasst. Insofern ist die Sprache nur notwendige Bedingung, die ebenso wenig wie die Vermittlung der Literatur (die Kommunikation, die Medien, die Kognition usw.) hinreicht, um ein disziplinäres Programm zu begründen. Die Disziplin sollte herausstellen, dass nicht die Mode, sondern der Versuch zu begreifen, was Literatur ist, die Vielzahl der Forschungsprogramme hervorgebracht hat. Und noch nicht einmal die Einheit des Fachs Neuere deutsche Literaturwissenschaft, das ich lehre, ist eine Selbstverständlichkeit. Zwar ist es in der Literaturwissenschaft vermeintlich leicht zwischen Gegenstandsbezug und Problemorientierung zu unterscheiden: Die Gegenstände scheinen entweder gegeben zu sein oder aber mit philologischen Mitteln hergestellt werden zu können. Die Problemorientierung hingegen scheint entweder aus dem Gegenstand hergeleitet oder aber nachträglich an ihn herangetragen zu werden. Doch dem Standpunkt, der die Literatur als einen *irgendwie* gesicherten Gegenstand der Disziplin voraussetzt, steht die Auffassung entgegen, dass die Wissenschaft wesentlich in ihre Gegenstandskonstitution verwickelt ist. Der Glaube, dass die Vermittlung der Literatur und die Bedingungen ihrer Vermittlung leicht zu übersehen sind, trifft auf den Zweifel, dass es eine neutrale Vermittlung der Literatur überhaupt geben könne. So wenig ein Paradigma die Wissenschaftlichkeit der Disziplin zu definieren vermag, sondern allenfalls festlegt, welche Verfahren, Praktiken, Spielregeln in einer Wissenschaft gelten, so fraglich scheint mir, dass das Fach seine Einheit über seinen Gegenstandsbezug zu sichern vermag. Die Schwierigkeit steckt nicht in der Frage, welche legitimen Gegenstände es gibt, sondern im Bruch der Wissenschaft mit einer spontanen Theorie der Literatur, der ihre Gegenstände auf selbstverständliche Weise gegeben sind. In der Literaturwissenschaft sind hingegen die Gegenstände – wie auch in den Naturwissenschaften – nicht einfach zuhanden, sondern vielmehr ist sie in die Konstitution ihrer Gegenstände verstrickt. Zwangsläufig bricht sie mit

den Intuitionen des *Common sense*, was Literatur sei, und zerstreut die unmittelbare Evidenz des gewöhnlichen Lesens. Dass weder ein Paradigma noch ein Kanon, noch der schiere Gegenstandsbezug die Einheit des Fachs zu begründen vermögen, heißt auch: Niemand besitzt das Monopol, um festzulegen, was Neuere deutsche Literaturwissenschaft ist.

In den Naturwissenschaften ist die Uneinheitlichkeit der Disziplinen eine Selbstverständlichkeit geworden.³ Die Germanistik, die sich eingesteht, dass sie ein Aggregat ist, das wiederum aus heterogenen Fächern besteht, ist keineswegs in ihrem wissenschaftlichen Bestand bedroht. Das disziplinäre Programm, das zurzeit auszumachen ist, fördert eine Neuere deutsche Literaturwissenschaft, die dem Kanon der deutschsprachigen Literatur, wie er in der Öffentlichkeit kursiert, im engeren Sinne gewidmet ist; es ermöglicht eine Erforschung der Rolle und Funktion der Literatur in allen möglichen Zusammenhängen; und es unterstützt eine Literaturwissenschaft, die dort ansetzt, wo Wissen hergestellt, in Umlauf gebracht und distribuiert wird. Das disziplinäre Programm hat eine Wiederkehr und Freisetzung philologischer Tätigkeiten ermöglicht, welche die Prinzipien der Textsicherung und Erstellung, die durch die Buchkultur hervorgebracht wurden, auf die neue Medienkultur und die Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts ausgeweitet hat. Das disziplinäre Programm, das solche Forschungen zugelassen und ermöglicht hat, ist mit »einer – traditionalistisch verstandenen – germanistischen Wende«⁴ nicht vereinbar. Zwangsläufig ist es jedoch mit der Frage konfrontiert, wie es den Nexus von Forschung und Lehre begreift. Der Hoffnung, dass die Germanistik, indem sie als eine Einheit auftritt, ihre Position gegenüber den ökonomischen und politischen Forderungen, die an sie herangetragen werden, stärken könne, widerspricht die Einsicht, dass diese Forderungen längst ins Innere der Disziplin eingewandert sind und das disziplinäre Programm zu formen beginnen: In der Lehre ist die Adaption an ein Ensemble von Forderungen – von den Lehrplänen der Schulen über die gestiegene Nachfrage durch Studierende von hochgradiger Diversität bis zur stetigen Kostenreduktion – vielfach schon erfolgt. Die Lehre ist nämlich nur frei, sofern sie diese Adaptionseleistungen erbringt. Und der Spielraum scheint längst noch nicht ausgereizt: Das künftige disziplinäre Programm der Germanistik wird nicht so sehr durch dieses oder jenes Forschungsprogramm geprägt sein, sondern durch die Berechnung seines Grenznutzens.

³ Siehe nur Galison, Peter/Stump, David J. (Hg.): *The Disunity of Science. Boundaries, Contexts, and Power*. Stanford (Cal.) 1996.

⁴ Bleumer, Hartmut/Franceschini, Rita/Habscheid, Stephan/Werber, Niels: »Turn, Turn, Turn? – Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Call for Papers«, in diesem Heft S. 1 ■■■.

Germanistik als Prozess

Dass die Geschichte der Germanistik immer auch eine Geschichte ihrer Krisen war, ebenso aber eine ihrer jeweils erfolgreichen Krisenbewältigungen, ist für Kenner der Materie keine grundstürzend neue Erkenntnis. In wissenschaftsgeschichtlichen Monographien sind die wechsellvollen Etappen dieser krisenhaften Entwicklungssprünge nachgezeichnet worden, ganze Sammelbände haben sich mit »Ansichten« und »Neuen Ansichten« einer »künftigen Germanistik« beschäftigt, und nicht zuletzt die Jahrestagungen des Deutschen Germanistenverbandes gaben und geben immer wieder Anlass zu selbstkritischer Reflexion, bisweilen verbunden mit düsteren Ausblicken auf die Zukunft des Faches. Neu aber ist, dass gegenwärtig, in einer zumindest für die Germanistik wissenschaftspolitisch wie fachwissenschaftlich vergleichsweise entspannten Zeit, »Gärungen« ausgemacht werden, die zu öffentlichen Debatten führen. Und überraschend dürfte gleichfalls sein, dass in fachnahen Periodika – wie der hier vorliegenden Ausgabe der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* – zu einer grundlegenden Selbstbesinnung, gar zu einer Neu-, womöglich Rück-Orientierung angeregt wird, obwohl weder die Existenz noch die Substanz des Faches zur Disposition steht. Nimmt man solche Anregungen zur Diskussion gleichwohl ernst, und zwar als vorausweisende Symptome eines neuerlich sich ausbildenden Krisenbewusstseins, dann besteht Anlass, an einige Selbstverständlichkeiten zu erinnern, die womöglich mäßigend auf die beschleunigend sich ausbreitenden Irritationsimpulse einwirken können.

Seit langem schon – auch dies ist bekannt – kann von einer Einheit des Faches keine Rede mehr sein. An zahlreichen Universitäten bestehen in einem institutionell lockeren Verbund Germanistische Linguistik, Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Mediävistik nebeneinander, nirgendwo hat diese Ko-Existenz zu ernsthaften Konflikten oder Verwerfungen geführt (auch wenn eine schleichende Entwertung der Mediävistik vielerorts zu beobachten ist). Woran es aber mangelt, und zwar seit etwa vier Jahrzehnten, das ist eine produktive Kooperation zwischen Literaturwissenschaft einerseits, Linguistik andererseits. Erstaunlich ist diese Tatsache vor allem wegen des programmatischen Vorlaufs, der bereits zu Beginn der 1970er Jahre mit den bekannten Sammelbänden Jens Ihwes und der Gründung der Zeitschrift LiLi zu der Hoffnung zu berechtigten schien, das Fach Germanistik könnte sich durch die Verknüpfung beider Bereiche eine neue, gesicherte Grundlage verschaffen. Warum dies nicht gelungen ist, vielleicht nicht gelingen konnte, liegt auf der Hand: Die germanistische Linguistik bedurfte zunächst

der Ausbildung eines eigenen Profils, bevor sie sich mit der bestehenden, bereits traditionsreich ausdifferenzierten Literaturwissenschaft auf einen theoretisch wie methodisch fruchtbaren Austausch einlassen konnte. Hier anzusetzen, nachdem eine entsprechende Ausdifferenzierung und Spezialisierung innerhalb der Linguistik erreicht ist, würde bedeuten: die liegen gebliebenen Fäden zur Orientierung innerhalb des Kosmos ›Sprache‹ aufzunehmen und die weithin unbeachteten Vorzüge literatur- und sprachwissenschaftlicher Instrumente zur Analyse komplexer Alltagssprachlicher und sprachkünstlerischer Prozesse und Phänomene zu nutzen. Dies wäre nicht ein weiterer, womöglich germanistischer ›turn‹ des Faches, sondern die wissenschaftslogische Konsequenz aus der Einsicht in den gemeinsamen Gegenstandsbezug und in die unbegrenzten Möglichkeiten einer wechselseitigen Erhellung.

Unberührt bliebe hiervon die Eigenlogik und Eigendynamik der jeweiligen Fachgebiete. Ihre Bemühungen um eine Entgrenzung ihrer wissenschaftlichen Horizonte, um Inter- und Transdisziplinarität, um die Entfaltung und Vertiefung neuer Fragestellungen, auch und gerade über den Tellerrand des literatur- und/oder sprachwissenschaftlichen Erkenntnisinteresse hinaus haben in der Vergangenheit noch stets zur Lösung fachimmanenter Probleme und zur Aufhebung von Engführungen beigetragen. Der Ruf nach einer ›Re-Philologisierung‹ der Germanistik erscheint deshalb eher kontraproduktiv – wenn sich denn die Wissenschaftlichkeit eines Faches auch an seinem reflektierten Fortschreiten in Geschichte und Gesellschaft ablesen lässt. Die wirklichen Probleme der Germanistik entstehen dort, wo sich die Repräsentanten des Faches über dessen *essentials* nicht verständigen können. Dass sich aber auf Grund einer wissenschaftsperspektivischen Offenheit neue, gewichtige, wiederum sich ausdifferenzierende Wissenschaftsbereiche erschließen lassen, ist – wie die Entwicklung der Kultur- und Medienwissenschaften zeigt – mehr als nur eine Vermutung. Vieles, allzu vieles ist bislang unbearbeitet geblieben, von den nur vereinzelt vorhandenen Ansätzen zu einer wissenschaftlich ausgewiesenen und zugleich praxisorientierten Rhetorik über die vielfältigen Beziehungen zwischen Literatur und Musik oder die vertrackten Implikationen einer Sprache des Rechts bis zu den neuesten Entwicklungen im Bereich der Netzästhetik und der digital generierten Literatur.

Auch wenn die Germanistik als Massenfach von hochschulpolitischen Herausforderungen wie Bologna-Reform, Exzellenzinitiative und Drittmittelinwerbung in besonderer Schärfe betroffen ist, auch wenn die verlässliche Planung, Entwicklung, Erprobung und Revision von Studienplänen ebenso wie die Durchführung von Lehrveranstaltungen und Prüfungen angesichts der Studentenflut bisweilen unzumutbaren Beanspruchungen ausgesetzt ist, auch wenn hierüber zu Recht geklagt wird, die Motivation der Lehrenden fraglos gedämpft und die fachliche Ausbildung der Studierenden gelegentlich beeinträchtigt scheint – es sind nicht primär diese Phänomene, welche die Identität und das Profil des Faches »gären« lassen. Versteht man die Geschichte wie die Gegenwart der Germanistik als Prozess, dessen Eigenart aus einem unveräußerlichen Fundus literatur- und sprachwissenschaftlicher Objektbezüge einerseits und einer prinzipiellen Offenheit für ge-

sellschaftliche, künstlerische und mediale Impulse und Innovationen andererseits hervorgeht, dann dürfte sich zeigen, dass dieses theoretisch reflektierte, selbstkritisch mit seinen Beständen umgehende Traditionsfach vielfältige Impulse auch in benachbarte Fachgebiete ausstrahlen und damit zur Sicherung seiner eigenen Zukunft beizutragen vermag.

Worin besteht das Germanistische der Germanistik (und worin nicht)?

Der Call for Papers zu diesem Themenheft stellt in vielfältigen Facetten die Fragen, ob es noch eine Einheit des Fachs »Germanistik« gibt, geben sollte, geben kann und welche Konsequenzen und Aussichten sich aus einer positiven wie negativen Antwort ergeben.

Bei näherem Hinsehen aber stellt sich heraus, dass diese Fragen eigentlich gar nicht so artikuliert sind, dass sie sich spezifisch auf die Germanistik beziehen. Vielmehr schienen sie alle Philologien, den Zusammenhang zwischen Sprach- und Literaturwissenschaften ganz allgemein zu betreffen. Der CfP benennt nämlich keine Problemstellung oder Situation, die spezifisch germanistisch wäre. Das überrascht zumindest zunächst ein wenig.

Gibt es noch (sinnvoller-, notwendigerweise) eine Sprachraumphilologie? (»Nationalphilologie« will ich wegen des chauvinistischen Beiklangs nicht sagen.) Sollte es, muss es sie geben? Die Diskussionen, die man hier führen müsste, würden in ganz andere Richtungen führen, die vom CfP nicht intendiert sind. Welche Rolle spielt das Deutsche in der Welt, welche Rolle spielt es als Einzelsprache? Welchen Stellenwert hat Literatur in der Kultur? Welchen haben Literatur und Medien bei der Erkenntnis sprachlicher Tatsachen? Was muss man über D, A, CH (auch I, B, LUX, FL, F) und ihre Geschichte wissen, um deutsche Kultur, Kommunikation und Sprache zu verstehen? Und schließlich: Was wird aus der Germanistik unter dem zunehmenden Imperativ der englischen Publikation? Kann es noch eine bedeutende Germanistik geben, wenn Deutsch so langsam selbst in der Germanistik nicht mehr die primäre, zumindest nicht mehr *die* Wissenschaftssprache für reputierte Veröffentlichungen ist und wenn kaum noch autochthone wissenschaftliche Begriffsbildung in der Objektsprache als Metasprache des Fach geschieht? Dies sind Fragen, die vielleicht gewissen kulturwissenschaftlichen, aber übrigens genauso auch generativistischen Ohren chauvinistisch, provinzialistisch oder anderweitig unzeitgemäß klingen. Für die Frage nach der Identität und Zukunft einer »Germanistik«, ob nun als integriertes Fach oder als unabhängig voneinander institutionalisierte, forschende und lehrende germanistische Sprach- und Literaturwissenschaft, rühren die möglichen Antworten aber an die Substanz des Fachs. Welchen Status das Deutsche, sowohl als Objektsprache, die den Gegenstand unserer Untersuchungen ausmacht, als auch als wissenschaftliche Metasprache, in Zukunft bei der Befassung mit deutscher Sprache und Literatur einnehmen wird, wird darü-

ber entscheiden, ob wir zukünftig noch von der »Germanistik« reden werden, oder ob sie zumindest zu weiten Teilen von allgemeineren sprach-, kommunikations-, kultur-, literatur- und medienwissenschaftlichen Studiengängen, Professuren und Instituten absorbiert wird.

Geht es nun aber jenseits dieser Fragen, die vor allem wissenschaftspolitische und teils darüber hinaus reichende gesellschaftspolitische Dimensionen betreffen, darum, eine »Vision« der theoretischen und methodologischen Ausrichtung des Fachs vorzuschlagen, wie dies der CfP anregt, dann schient mir Vorsicht angeraten. Ich möchte mich vor allem auf meine Erfahrungen aus der Arbeit im Begutachtungsprozess der DFG im Fachkollegium »Sprachwissenschaften«, in dem ich in den letzten sechs Jahren tätig sein durfte, beziehen. In diesem kompetitiven Kontext spielen die Traditionen der Einzelphilologien eine eher geringe Rolle. Bezüge zur Literaturwissenschaft und Vorhaben, die Sprach- und Literaturwissenschaftliches verbinden, gibt es so gut wie keine. Die Arbeit im DFG-Fachkolleg konfrontiert mit der Breite der Arten und Weisen, wie man das Fach (sei es nun »Sprachwissenschaft« oder »Germanistik«) verstehen kann, wie man gegenstandsbezogene, methodologische und theoretische Prioritäten setzen kann. Der Gegenstände und Ansätze sind so immens viele, viele von ihnen zeitigen hervorragende Resultate und sind jeweils ausgezeichnet legitimierbar – natürlich manche (m.E.) auch weniger. Die Vielfalt und Breite von unterschiedlichsten, von naturwissenschaftlich-biologischen, über experimentell-kognitive, korpusbasiert-quantitative, kulturwissenschaftlich-interpretative bis hin zu deskriptiv-dokumentierenden Vorhaben, die in je eigener Weise gewachsenen, fachlich ausgebildeten Standards folgen, legen nahe, vorsichtig zu sein, eine Position dazu zu beziehen, wohin sich »das Fach« entwickeln kann oder soll. Dies ist beileibe kein Plädoyer für ein *anything goes* und auch keine Resignation vor Überkomplexität. Die Komplexität des Gegenstands, die eine ausdifferenzierte Wissenschaft heute repräsentieren und in ihren Fragestellungen und Methoden praktizieren können muss, erzwingt eine notwendige und legitime Vielfalt der Zugänge. In anderen professionell ausdifferenzierten Fächern verhält es sich nicht anders. Alles andere wäre ein Armutszeugnis für das Fach. Dafür zu kämpfen, dies zu vertreten, lohnt sich. Und die Tatsache, dass die Sprachwissenschaften im Bereich der Forschungsförderung recht gut dastehen, hängt sicher auch mit der Tatsache zusammen, dass sie es schaffen, faktisch koexistierend und manchmal auch inhaltlich synergetisch verknüpfend verschiedenste Perspektiven auf ihre Gegenstände auf hohem wissenschaftlichem Niveau beständig weiterzuentwickeln. Sicher ist es berechtigt und politisch manchmal unumgänglich, durchaus auch mal polemisch für ein bestimmtes Anliegen zu streiten. Doch wollte man einer Wissenschaftslandschaft als ganzer eine Ausrichtung anempfehlen, wäre die Gefahr allzu groß, dass dies eher von Unwissen, ideologischem Eifer oder orthodoxer Beschränktheit zeugte, als dass damit tatsächlicher Erkenntnisfortschritt zu gewinnen wäre.

Keep on Turning!

Ein altes Exempel zum besseren Verständnis des Nicht-Verstehens

*In sterquilino pullus gallinaceus
Dum quaerit escam, margaritam repperit.
›Iaces indigno quanta res‹ inquit ›loco!
Hoc si quis pretii cupidus vidisset tui,
Olim redisses ad splendorem pristinum.
Ego quod te inveni, potior cui multo est cibus,
Nec tibi prodesse nec mihi quicquam potest‹.
Hoc illis narro, qui me non intellegunt.
(Phaedr. III, 12)*

Das Sprichwort traut selbst dem blinden Huhn zu, dass es einmal ein Korn findet. So beharrlich, wie es im Mist scharrt! Was aber passiert, wenn es dabei auf eine Perle oder einen Edelstein stößt?

Solch einen Zufall hatte man jahrhundertlang im Auge und gründlich ins Kalkül gezogen. Wo immer nämlich die Scharen der Nachdichter und Pädagogen, der Kunstrichter und Literaturwissenschaftler auf die Phaedrus-Fabel *Pullus ad Margaritam* stießen¹ und beobachteten, wie ein Exemplar des flugunfähigen Geflügels ein Kleinod aus dem Dreck grub, um es gleich wieder zu verwerfen, weil es nicht bereit war, von seinem Hunger nach Körnern zu abstrahieren und stattdessen einen höheren, ja absoluten Wert anzuerkennen, machten sie ihm den Prozess. Was wurde nicht geschimpft und verurteilt! Ökonomisch, ethisch, religiös unmusikalisch sei das Tier, nicht gebildet genug, die Unübertrefflichkeit einer Perle, eines Edelsteins zu begreifen, selbst wenn so ein Objekt der Begierde offen vor ihm liege. Typisch blindes Huhn, das nicht über den subtilen Geist seiner Kritiker verfügte, die sich mühelos im *pretii cupidus*, seinem wertebewussten Gegenspieler in der Fabel,

¹ Die Geschichte dieser Rezeption hat mustergültig Klaus Speckenbach nachgezeichnet und ihre Deutungstendenz dabei literaturwissenschaftlich verlängert, wenn er schreibt: »Um [...] für dieses Nichterkennen oder Nichtverstehen eine Entsprechung im Erzählteil anzugeben, muß eine Voraussetzung stillschweigend gemacht sein, daß nämlich in jedem Fall der Fund einer Perle dem des Futters vorzuziehen sei, weil jene von so hohem Wert ist. Diese Voraussetzung liegt außerhalb der fiktiven Erzählung [...], sie ist für den Autor und sein Publikum getroffen worden.« Speckenbach, Klaus: »Die Fabel von der Fabel. Zur Überlieferungsgeschichte der Fabel von Hahn und Perle«. In: *Frühmittelalterliche Studien* 12 (1978), S. 178–229, hier S. 180.

wiedererkannten und beim Fund der Pretiose natürlich ohne Zögern zugegriffen hätten – sie hätten ihn denn selbst gemacht. Fast alle waren sich einig in ihrem Verdikt; nur Phaedrus stand nicht sicher auf ihrer Seite. Der nämlich hatte den Sinn seiner Fabel durch ein seltsam eindeutig-uneindeutiges Epimythion versiegelt: *Hoc illis narro, qui me non intellegunt* – »Dies sag' ich denen, die mich nicht verstehen!«

Wer aber versteht hier nicht? Ist das Huhn wirklich der Unverständige in diesem Exempel, weil es das stillschweigend vorausgesetzte Werturteil, die Perle/der Edelstein sei gegenüber dem Korn unter allen Umständen der bedeutendere Fund, nicht teilt? Immerhin weiß es genau, welches Objekt es vor sich hat. Es fühlt sich nur außerstande, dem verschmutzten Schmuckstück zu seinem alten Glanz – *ad splendorem pristinum* – zu verhelfen. Denn der Hungrige muss erst einmal seine Grundbedürfnisse stillen, bevor er sich dem fremden Schönen zuwendet. Kann man ihm ernsthaft vorwerfen, dass ihm Perle oder Edelstein nutzlos erscheinen, da er sie doch nicht verspeisen kann und sie ihn keinesfalls sättigen könnten? Und so versiebt er den glücklichen Moment des Funds, weil dem greifbaren Objekt für ihn kein fassbarer Sinn entspricht.

Wie aber steht es mit seinem Konterpart? Dessen Sinnen und Trachten würde sich selbstverständlich zuerst darauf richten, die gefundene Kostbarkeit wieder aufzupolieren. Doch käme ein Perlen- oder Edelsteinkenner überhaupt auf die Idee, solch ein Glanzstück ausgerechnet auf einem Misthaufen zu suchen? Sicherlich nicht: Nur das Huhn kann in der gegebenen Konfiguration dort einen solchen Zufallsfund machen, wo es seiner Natur gemäß nach Nahrung scharrt. Der Experte für höhere Werte hat dagegen sein Ziel schon verpasst, bevor der *kairós* überhaupt eintreten könnte. Denn seiner sublimen Sinnorientiertheit fehlen Ort und Gegenstand in der materiellen Welt.

Nicht die Dummheit des Tiers, sondern die Deplatziertheit des Fundstücks steht mithin dessen *restitutio in integrum* entgegen, weil der einzige, der dem verlorenen Kleinod helfen könnte, sie, die *quanta res*, niemals an einem derart unpassenden Ort, *indigno loco*, vermuten und dort nach ihr graben würde. Insofern verhindert der unaufgeräumte Zustand der Verhältnisse gleich doppelt, dass zusammenkommt, was zusammengehört: das Huhn zum Korn, der Kenner zu seinem Schatz. Das aber bedeutet: Der Misthaufen ist das immanente Weltmodell der Phaedrus-Fabel.² In ihr zeigt sich die symbolische Einheit von Ding und Wert ebenso zerbrochen und verlorengegangen wie die Identität von *res* und *signum* für den Dichter kaum mehr so gegeben ist, dass er auf verständige, unmittelbar verstehende Leser hoffen darf.

² Das entgeht Klaus Speckenbach, wenn er schreibt: »Es wird also deutlich, daß durchaus nicht jede Einzelheit der Erzählung eine Entsprechung in der Lehre haben muß. Der Misthaufen z.B., ja selbst die Futtersuche bleiben in ihr unberücksichtigt. Es kommt einzig auf den nicht erkannten Wert der Perle an.« (Speckenbach: »Die Fabel von der Fabel« [wie Anm. 1]) Bei Phaedrus ist gerade die Spannung zwischen Perle und Weltzustand der springende Punkt des Nicht-Verstehens und, was die Rezeptionsgeschichte von *Pullus ad Margaritam* betrifft, so gehen die auf die Perle zentrierten Epimythien zwar tatsächlich niemals auf den Misthaufen ein, doch ist zu bedenken, dass jene semantische Spannung zwischen *res* und *locus* als formale in der Inkongruenz zwischen Bildteil/*narratio* und *fabula docet* wiederkehrt.

Wer daher jene verlorene Symboleinheit durch einfache Identifikationen zwischen Bildteil und Lehre wiederherstellen möchte und den Unverständigen nicht bei sich, sondern in der *narratio* der Fabel sucht, der endet letztlich in der Position, die das Epimythion ihm zudenkt: Er erweist sich in seinem schlichten Begehren nach positivem Wert und manifester Schönheit, in seinem naiven Wunsch nach direkter Sinnentnahme und ästhetischem Prestige als derjenige, der die Mutter aller Fabeln und ihren Kommentar nimmermehr verstehen wird. Denn eine Versöhnung von Huhn und Ästheten stellt Phaedrus nirgends in Aussicht. Zwischen beiden aber breitet sich die bruchstückhaft zusammengewürfelte Welt als Allegorie aus: ein Haufen Mist, hier und da verstreut einige Körner zum Fressen und – wer weiß? – vielleicht sogar irgendwo eine Perle oder ein Edelstein. Der wachsenden Unwahrscheinlichkeit, auf das eine oder das andere zu treffen, wird am wenigsten das vorgefasste, situationsabstrakte Werturteil über erste und letzte Wahrheiten gerecht, sondern bestenfalls, wenn auch nicht mit Garantie auf existentielle, geschweige denn auf spirituelle Bedürfnisbefriedigung, das unentwegte Scharren.

Durch die Brille von *Pullus ad Margaritam* schauend, sehen wir, wo unser Grundproblem des Verstehens liegt: Wenn im Rahmen eines literarischen Weltmodells die *persona* des nach Deutbarem schürfenden Allegorikers (*pullus*) einem (Ding-)Symbol begegnet, lässt sie es als unverdauliches Relikt einer für ursprünglich gehaltenen, aber in der Welt disseminierten und kontingent bzw. obsolet gewordenen Sinntotalität beiseite. Wenn ein Symboliker (*pretii cupidus*) dagegen überhaupt in den Niederungen des Partikularen nach Sinn suchte – der Freigelassene Phaedrus kann sich das allenfalls im Irrealis denken –, müsste sein Zugriff auf die Spur in der Fabel, die den unwahrscheinlichen Fund ja immerhin erzählt und mit einer Auslegung verbindet, deren Bedeutung verfehlen, weil der ›alte Glanz‹ der Fundsache nur auf Kosten des glanzlosen, dreckigen und stinkenden Kontextes wiederherzustellen und damit nur um den Preis des Nicht-Verstehens der disparaten Welt zu haben wäre.

Das hier skizzierte Spiel ist zugleich älter und aktueller als die Phaedrus-Fabel. Es ist von keiner Seite zu gewinnen. Perle oder Edelstein entziehen sich beiden Parteien aus systematischen Gründen. Was sich jedoch an solch doppeltem Nicht-Verstehen noch verstehen lässt, ist das Prinzip der Unverständlichkeit: Am Huhn und seinem gedachten Gegenspieler exemplifiziert die Fabel die unterschiedlichen Wendungen und Grade der Sinn- oder Ding-Abgewandtheit konträrer Deutungspraktiken. In die Position des Phaedrus eintretend, könnten wir daher folgendes ›Merke‹ an alle heutigen Ding- oder Sinnsucher adressieren: Wer sich über die Inflation der immer neuen *turns* in den Kultur- und Geisteswissenschaften beschwert, für die und für den ist diese Fabel erzählt! Möglicherweise verstehen sie das Verstehen nicht und sehen nicht ein, dass es sich bei jenen Wendungen statt um grundstürzende epistemische Paradigmenwechsel, auf die zu schwören wäre, um Bewegungen handelt, die sich beim Lesen zwischen der sprachlichen Form und ihrer *materia* unablässig abspielen: um die Topik und Tropik der Literatur selbst, die ihren Lesern das *turning* ihrer Urteilskraft nach dieser oder jener Richtung immer wieder abverlangt. Anders gesagt: Dass Literaturwissenschaft ihre Orien-

tierungsversuche nach *turns* bezeichnet und bemisst, sollte niemandem Grund zur Klage sein. Denn das ergibt sich unausweichlich aus dem konstitutiven Widerspiel zwischen Allegorizität und Symbolizität der literarischen Form. Nie, so sollte man daher meinen, war die germanistische Literaturwissenschaft interessanter als seit der Offenlegung, Multiplikation und Reflexion jener *twists and turns*, ihrer eigenen listenreichen Polytropie. Denn nie waren die Varianten des praktischen und theoretischen Verfehlens ihres Gegenstandes – ihres Dings wie ihres Sinns: der Literatur – dichter und deutlicher, zahl- und aufschlussreicher als gegenwärtig!

Kein Schlusswort

Wenn es bereits manchem bemerkenswert erschien, »dass gegenwärtig, in einer zumindest für die Germanistik wissenschaftspolitisch wie fachwissenschaftlich vergleichsweise entspannten Zeit, ›Gärungen‹ ausgemacht werden, die zu öffentlichen Debatten führen« und »dass in fachnahen Periodika – wie der hier vorliegenden Ausgabe der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* – zu einer grundlegenden Selbstbesinnung [...] angeregt wird, obwohl weder die Existenz noch die Substanz des Faches zur Disposition steht« (Schnell, S. ■■■)¹, dann muss die breite Resonanz, die der Call im Fach gefunden hat, umso erstaunlicher erscheinen. Handelt es sich hier, so mag man sich nun fragen, um das übliche Ritual zum Geburtstag (in diesem Fall einer Zeitschrift), das wieder einmal dazu Anlass gibt, sich in jener Form der »Krisenreflexion« zu üben, die sich im germanistischen Kontext »als vertrauter Seitendiskurs der normalwissenschaftlichen Tätigkeit zu etablieren vermochte« (Jäger, S. ■■■)? Geben sich die Beteiligten – allzu bereit, sich ein ums andere Mal den ›alten Hut‹ (Schuchter, S. ■■■) des germanistischen Krisentheaters aufzusetzen – nur einem frivolen Spiel germanistischer »turn-Pirouetten« (Ehlich, S. ■■■) hin?

Oder gärt da tatsächlich etwas?

Wenig Grund zur Aufregung scheint – vom schwierigen Problem der Wissenschaftssprache(n) abgesehen – die heute gefestigte Einsicht zu bieten, dass die Germanistik keine »deutsche Wissenschaft« mehr ist und sein kann (Auer, S. ■■■), unter Bezug auf Lämmert u. a. 1967), vielmehr das Allgemeine und Transkulturelle, ebenso Interkulturalität und Mehrsprachigkeit auf einer elementaren Ebene der Begriffsbildung mit zu reflektieren hat (Redder). Ein »Kursverlust« (Jäger, S. ■■■) im doppelten Wortsinn wäre insoweit nicht zu befürchten. Durchaus strittig – und von daher Anlass zu anhaltenden Gärungsprozessen – scheint dagegen nach wie vor die Frage zu sein, wie es die Germanistische Linguistik – im Blick auf ihre theoretisch-begriffliche Gegenstandskonstitution wie auch hinsichtlich ihrer methodologischen Orientierungen – auf einer abstrakteren Ebene mit den komplexen historisch-kulturell geformten Bedingungen sprachlich-kommunikati-

¹ Literaturhinweise ohne Jahreszahl beziehen sich auf die Beiträge im vorliegenden Heft.

ver Verständigung und Wissensgenese hält und wie sie vor diesem Hintergrund zur Literaturwissenschaft und deren kulturwissenschaftlichen Nachbarfächern steht (und umgekehrt von diesen gesehen wird): So evident es den einen erscheint, dass Literaturwissenschaft und Linguistik nach dem Zerbrechen der nationalphilologischen Klammer im Kern zwei vollkommen verschiedene Fächer sind, ja es im Wesentlichen immer schon waren, so selektiv und verzerrt erscheint diese Wahrnehmung den anderen. Und es ist interessant zu sehen, dass Auslandsgermanisten diesen Punkt noch einmal anders beurteilen als diejenigen, deren Institutionen vom inländischen germanistischen Selbstverständnissen profitieren.

Ihre Brisanz gewinnt diese Kontroverse nicht nur im Blick auf eine tatsächlich oder vermeintlich gefährdete *Einheit* des Faches, sondern auch angesichts einer tatsächlichen oder vermeintlichen Bedrohung seiner *Diversität*: Wird die Geschichte des Faches hier nicht aus einer historischen Siegerperspektive »von hinten nach vorn geschrieben und leidet deshalb [...] an einem teleologischen Sog sowie an disziplinärer Engführung« (Linke/Nielaba, S. ■■■)? Typischerweise werden in solchen Fällen »als wesentlich [...] in erster Linie solche Texte, Personen, Ereignisse und Entwicklungen wahrgenommen, die aus dem gegenwärtigen Fachverständnis heraus als disziplinär relevant und in der Fachentwicklung als auf den gegenwärtigen disziplinären Standpunkt zuführend verstanden werden können« (ebd., S. ■■■). Dementsprechend beginnt etwa die Vorgeschichte der modernen Sprachwissenschaft für diejenigen, die in theoretischer Hinsicht »die ›subkutane Tradition‹ einer ›alten Germanistik‹« (Einleitung, S. ■■■; Jäger, S. ■■■) im Blickfeld zu halten versuchen, nicht erst mit den positivistischen Traditionen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, sondern bereits mit dem – auch sprachtheoretisch ernst zu nehmenen – »Paradigma der Philologie am Beginn des 19. Jahrhunderts [...], in dem die Bedingungen eines grundlegenden Wandels kultureller Kommunikation reflektiert werden« (Jäger, S. ■■■). In diesem Licht wäre es »weniger die wissenschaftshistorisch und materialbezogen begründete, sozusagen blutsverwandtschaftliche Nähe von Sprach- und Literaturwissenschaft [...], die eine Zusammenarbeit der beiden Nachbardisziplinen produktiv macht«, sondern »vielmehr die ›Wahlverwandtschaftlichkeit‹ einer ganzen Reihe von theoretischen Entwicklungen und nicht zuletzt auch Selbstreflexionen, welche die beiden Disziplinen [...] geprägt haben« (Linke/Nielaba, S. ■■■). Aufs Ganze gesehen kann so ins Blickfeld kommen, dass hinter den Dichotomien, auf denen disziplinäre und fachpolitische Identitätsdiskurse beruhen, erst die Berücksichtigung dynamischer Interdependenzen zwischen den vermeintlichen Gegensätzen ein adäquates Gesamtbild der Gegenstände ergibt (Kos) – und zwar unabhängig von der nationalphilologischen Klammer.

Im Einzelnen wird jedenfalls in zahlreichen Beiträgen deutlich, dass sich in der Praxis vielfältige »Schnittstellen« (Meibauer) herausgebildet haben, an denen Literatur- und Sprachwissenschaftler zusammenarbeiten bzw. dies unbedingt tun sollten, wenn das Rad nicht immer wieder neu erfunden werden soll (Fix, S. ■■■): die Interdependenz von kommunikativem Sinn und der zeichenhaften Form seiner Vermittlung etwa; die stilistisch-ästhetische Relevanz von Materialität und Wahrnehmung, Multimodalität und Intermedialität; das Problem des Kontextes in der

Interpretation; die Rekonstruktion von Gattungstraditionen, Stilen, kommunikativen Funktionen grammatischer Verfahren; Interdependenzen von Sprach- und Literaturerwerb; die Weiterentwicklung qualitativer und quantitativer Methoden der Text- und Diskursanalyse (einschließlich der Computerphilologie); die Frage nach der besonderen Qualität und dem ästhetischen Wert literarischer Werke – um nur einige wenige zu nennen.

Nicht zuletzt: Mehrfach wird – von linguistischer, literaturwissenschaftlicher und mediävistischer Seite – für die Gegenwart nachdrücklich das Desiderat artikuliert, dem Fach eine tragfähige »politische Dimension zurückzugewinnen« (Bogdal, S. ■■■), also Voraussetzungen zu erhalten, neu zu schaffen und vor allem auch zu nutzen für eine verantwortungsvolle »intellektuelle Intervention im politischen Raum« (ebd., S. ■■■). Die Aufgabe etwa der Aufklärung darüber, »was sprachliche und ästhetische Repräsentationsformen in Räumen des Imaginären an Ignoranz, Lüge, Verstellung, Hass und Verachtung hervorbringen« (ebd., S. ■■■), könnte eine Zusammenarbeit von Literatur- und Sprachwissenschaft heute vielleicht wieder verstärkt motivieren. Und es käme dann auch darauf an, angesichts der offenbar von vielen wahrgenommenen neuartigen, von außen wie von innen her wirkungsvoll operierenden Anpassungszwänge, die den aus guten Gründen etablierten genuine Reflexionsraum der Wissenschaft zumindest potenziell bedrohen, gemeinsam zu streiten für wohl verstandene Unabhängigkeit, eine »Vielfalt der Zugänge« (Deppermann, S. ■■■) und den berechtigten Eigensinn des Anderen.

Literatur

Lämmert, Eberhard: »Germanistik. Eine deutsche Wissenschaft«. In: *Germanistik. Eine deutsche Wissenschaft*. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrad und Peter v. Polenz. Frankfurt a M. 1967.

»Liaisons négligées«

Zur Interaktion von Literaturwissenschaft und Linguistik in den disziplinären Entwicklungen seit den 1960er Jahren¹

1 Ein erotisch zu buchstabierender Abriss disziplinärer Entwicklungen?

Unter die Überschrift »»Liebesheirat« oder »Vernunfthe«: Beziehungen zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik seit 1960« stellte Dorit Müller 2004 ihre IASLonline-Rezension zur Dokumentation einer Marbacher Tagung, die Ulrike Haß und Christoph König im Jahr 2003 publizierten. Diese Beziehungsmetaphorik ist gängige Münze im wissenschaftsgeschichtlichen Handel zu den Entwicklungen möglicher Konvergenzen für die linguistischen und literaturwissenschaftlichen Arbeitsbereiche der Neuphilologien im Verlauf der zurückliegenden 50 Jahre;² ich trete mit der Titelei meines Vortrags einer solchen – neudeutsch formuliert – Diskurs-Community bei und markiere für die jüngere Beziehungsgeschichte zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik zunächst eine erste Phase von etwa 1965 bis 1980. Sie ist gekennzeichnet von der Rezeption des Strukturalismus und der Generativen Grammatik im deutschsprachigen Wissenschaftsraum (dazu Vater 2010);³ sie erweist sich als profilbildend für eine »moderne Linguistik«. »Modern« meint, die als wissenschaftliche Disziplin bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts erfolgreich etablierte Sprachwissenschaft der deutschsprachigen »academia« nach ihrer Unterwerfung durch den Nationalsozialismus wieder einzubinden in die aktuellen internationalen Debatten und entschlossen die Ansprüche der neueren Wissenschaftstheorien aufzunehmen.⁴

¹ Dieser Beitrag beruht auf einem Vortrag, gehalten anlässlich der FRIAS-Konferenz »Linguistics & Literary Studies. Interfaces, Encounters, Transfers« im Juli 2009. – Die Tagungsbeiträge werden 2014 gesammelt in dem von Monika Fludernik und Daniel Jacob herausgegebenen Band *Linguistics and Literary Studies: Interfaces, Encounters, Transfers* bei de Gruyter erscheinen. – Wir danken dem Autor und dem Verlag de Gruyter für die Möglichkeit des Vorabdrucks. ■■

² Bezugspunkt meiner Wahrnehmungen und Einschätzungen sind Erfahrungen als Germanist und Literaturwissenschaftler seit den 1960er Jahren an der Universität München, der RWTH Aachen und der Universität Hamburg sowie aus meiner Mitarbeit (1991–1997) im Vorstand der Fachgruppe der Hochschulgermanisten im Deutschen Germanistenverband. Zu einer Darstellung disziplinärer Entwicklungen in der Literaturwissenschaft seit den 1960er Jahren vgl. Schönert 2011; für hilfreiche Kommentare und Ausarbeitungen zur Fachgeschichte der Germanistik danke ich sehr Bernd Dammann (Erwitte).

³ Als weithin beachteter »Meilenstein« gilt der »Strukturalismus«-Beitrag von Manfred Bierwisch im *Kursbuch* 5 von 1966.

⁴ Diese »Nachrüstungsphase« wurde erst im Laufe der 1980er Jahre abgeschlossen.

In dieser Weise ausgestattet verfiel die ›moderne Linguistik‹ um 1970 einem stürmischen Werben reformfreudiger Fachvertreter der Literaturwissenschaft;⁵ es eröffnete eine interessen- und konfliktreiche Phase in dieser Beziehungsgeschichte, die auch dadurch bestimmt ist, dass die beiden disziplinären Partner jeweils auf ihre Weise kontinuierlich erhebliche Korrekturen ihres Identitätsbildes betrieben.⁶ Gemeinsam gab man/frau sich zunächst Träumen hin vom Wiedergewinn der verlorenen Einheit der Neuphilologien im Zeichen eines Gegenstandsbereichs ›Sprache und ihre Hervorbringungen in Texten‹ – von einer Einheit, wie sie noch um 1900 bestand (vgl. u. a. Fix 2010, S. 20–21) und in der Germanistik etwa durch einen Philologen wie Hermann Paul repräsentiert wurde (vgl. Klein/Schnell 2008, S. 5).

Spätestens mit Beginn der 1980er Jahre schwanden die wechselseitigen Interessen; die Linguistik war vorrangig mit sich selbst und ihrer Stabilisierung als einer ausdifferenzierten Disziplin beschäftigt sowie mit der Suche nach Partnern außerhalb des philologischen Milieus; dieses Fremdgehen pflegte auch die Literaturwissenschaft – mit Anflügen von Größenwahn – auf den unterschiedlichen Balzplätzen von Gesellschaftsgeschichte, Kultur- und Medienwissenschaft. Wolfgang Klein (Sprachwissenschaftler mit erheblichem Interesse an der sog. schönen Literatur) konstatierte 1995: Literaturwissenschaft und Linguistik seien in ihren Beziehungen weiter auseinander denn je (Klein 1995, S. 3; vgl. auch Switalla 1990, S. 236–238; Barner 1990, S. 199).

Angesichts solcher Ausschweifungen setzte um die Mitte der 1990er Jahre zumindest bei einem der beiden Partner, bei der Literaturwissenschaft, Ernüchterung ein: Als neue Orientierung wurde Re-Philologisierung ausgerufen oder zumindest zu bedenken gegeben. Im Zuge dieser Selbstfindungsstrategie zum Wiedergewinn disziplinärer Identität mehrten sich Versuche, die vernachlässigten Beziehungen von Linguistik und Literaturwissenschaft zu prüfen und gegebenenfalls wieder in ein wechselseitiges Werben einzutreten – allerdings mit weniger Emphase als ein Vierteljahrhundert zuvor und im Wissen um ›Wesensdifferenz‹ zwischen den Partnern sowie im Hoffen auf neu zu entdeckende gemeinsame Interessen. An der Universität Freiburg belebten in jenen Jahren zunächst die Romanisten die Debatte (vgl. Hausmann/Stammerjohann 1998), 2002 folgte eine Konferenz der Marbacher Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik am Deutschen Literaturarchiv (vgl. Haß/König 2003a). Das kritische Bedenken von Gemeinsamem und Trennendem führte – und ich benutze die traktierte Metaphorik hemmungslos – zu keinen leidenschaftlich-fleischlichen Vermengungen, sondern zu eher taktilen Annäherungen; die Potsdamer Linguisten Michael Hoffmann und Christine Keßler deuten sie an in dem Titel ihres Sammelbandes *Berührungsbezie-*

⁵ Die stürmischen Annäherungsversuche wurden ›im Fach‹ aber auch mit Skepsis ob ihrer zureichenden Reflektiertheit und Tragfähigkeit begleitet – vgl. etwa Müller-Seidel 1970.

⁶ Vgl. für die Linguistik etwa Stempel 1990 und Switalla 1990, für die Literaturwissenschaft Barner 1990, Lämmert 1990, Voßkamp 1990 sowie die Literaturverweise der Fn. 1 in Schöner 2011.

hungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft (2003a). Das Resultat dieser Beziehungsgeschichte von mehr als drei Jahrzehnten bestimmen Haß und König in der »Einleitung« zu der von ihnen 2003 herausgegebenen Tagungsdokumentation: »So verflüchtigte sich der Traum des schönen Paares bald, und nur die vom Staat aufgegebenen Lehrerausbildung zwang die Teilfächer zu einer inzwischen jahrzehntelangen Vernunftthe« (2003b, S. 9).

Im Jahr 2008 trat Wolfgang Klein im Heft 150 der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* erneut zur rituellen Besichtigung der philologischen Beziehungskiste an – mit dem Beitrag »Die Werke der Sprache. Für ein neues Verhältnis zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik«: Das Miteinander von Linguistik und Literaturwissenschaft sei aktuell im wesentlichen von praktischen Notwendigkeiten und organisatorischen Fragen bestimmt: »[E]s ist eine Ehe, in der sich beide auseinandergelebt haben, die – von wenigen Ausnahmen abgesehen – durch bisweilen wohlwollendes, zumeist aber gleichgültiges und bisweilen auch durch tiefe Abneigung gekennzeichnetes Nebeneinanderherleben geprägt ist« (Klein 2008, S. 9).

In der Sicht von Klein wurde diese Eheschließung allerdings bereits in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen und hatte einigermäßen bis in die 1920er Jahre hinein gehalten. Ich bevorzuge es, für meine Darstellung vom Versuch einer erneuten Eheschließung vor rund 50 Jahren im Zeichen der unterschiedlich gelungenen Frischzellenkuren für Linguistik und Literaturwissenschaft auszugehen und in eingehenderen Erörterungen zu den markierten Phasen der Beziehungsgeschichte mich dabei der bislang betriebenen metaphorischen Kennzeichnungen zu entschlagen, um den bekannten trockenen Ton der Wissenschaftsgeschichte zu pflegen. Bei der hier gebotenen Kürze kratze ich nur an der Oberfläche des Geschehens, erinnere an Wohlbekanntes und konzentriere ich mich auf den exemplarischen Fall »Germanistik in der Bundesrepublik Deutschland«.

2 Literaturwissenschaft und Linguistik in institutioneller Perspektive um 1970

Für die eigentlich durchgehend darzustellenden institutionellen Bedingungen zu den disziplinären Entwicklungen von Linguistik und Literaturwissenschaft beschränke ich mich auf die Ausgangsphase 1965 bis 1975. Zur Vorab-Verständigung: Im Rahmen von Wissenschaftsgeschichte ist die Fachgeschichte der philologischen Disziplinen abzugrenzen; dabei wären Linguistik und Literaturwissenschaft als Teildisziplinen der Philologien anzusehen, die sich bislang vor allem nach nationalkulturell bestimmten Studienfächern ausdifferenziert haben. Für den Zusammenhang von Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft in den Neuphilologien sind die typischen Konstellationen in der Germanistik zu Beginn der 1960er Jahre bekannt (vgl. u. a. Wyss 2003 und Gessinger 2003). Lehre und Forschung zur Sprachgeschichte – und auch zur Gegenwartssprache – wurden institutionell der Mittelalter-/Frühneuzeit-Philologie zugeordnet; Germanistik-Institute und -Abteilungen hatten in der Regel für Ältere und Neuere deutsche Literatur die gleiche

Zahl von Lehrstühlen (vgl. Dammann 2009, S. 31). An einigen Universitäten waren zudem Institute oder Abteilungen für Allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft eingerichtet. Die sog. moderne Linguistik (mit Schwerpunkten in der Gegenwartssprache) konstituierte sich an den Universitäten der BRD ab Mitte der 1960er Jahre – vor allem aus dem sachlichen Herkunftsbereich der ›Allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft‹ sowie aus den internationalen Wissensbeständen des Strukturalismus und der Sprachtheorie im Sinne de Saussures, der Grammatiktheorie aus den USA (Harris, Chomsky) sowie der angelsächsischen Soziolinguistik und Sprachphilosophie (insbesondere der Sprechaktheorie). In den Aneignungen strukturalistischer Programme und Verfahrensweisen ergaben sich erste Gemeinsamkeiten mit der Literaturwissenschaft (vgl. Bierwisch 1966). Dazu eine autobiographische Anmerkung: In den letzten Semestern meines Germanistik-Studiums in München hatte ich 1966 ein sprachgeschichtliches Seminar bei Hans Fromm, einem der Lehrstuhlvertreter für die Ältere deutsche Literatur, belegt. Da die ihm zugeordnete Wissenschaftliche Assistentin Marga Reis damals ein längeres Studium in den USA abgeschlossen und die Theorien der modernen Linguistik bei der Rückkehr nach München im Gepäck hatte, wurde ihr weithin die Durchführung des Seminars übertragen: zur Weitergabe dieser Importwaren mit entsprechenden wissenschaftstheoretischen Exerzitien.

Undramatische Veränderungen und Reformen dieser Art vollzogen sich nun in rascher Folge bei jüngeren Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, die als Wissenschaftliche Assistenten oder Professoren zunächst Stellen im Bereich der Älteren deutschen Literatur (unter Einschluss der Sprachgeschichte) wahrgenommen hatten – wie beispielsweise Peter v. Polenz (in Heidelberg von 1961 bis 1975, dann in Trier) oder Hugo Steger (in Freiburg ab 1968). Bernd Dammann hat 2009 im Zuge seiner fachgeschichtlichen Studien in einer Privatdruck-Broschüre *Germanistik an Technischen Hochschulen 1949–1969* herausgearbeitet, dass Initiatoren der neuen Linguistik, die nicht aus der Mediävistik ›ausgewandert‹ waren, an deutschen Universitäten zumeist in den germanistischen »Randzonen« (Dammann 2009, S. 23) der Technischen Hochschulen oder an die (in den 1960er/70er Jahren) neu gegründeten Universitäten (Konstanz, Regensburg, Düsseldorf, Bochum, Bielefeld) berufen wurden: so etwa Hans Glinz (ab 1965 in Aachen), Klaus Baumgärtner (ab 1968 in Stuttgart), Helmut Schnelle (ab 1968 an der TU Berlin), Peter Hartmann (ab 1969 in Konstanz), Roland Harweg (ab 1969 in Bochum), Georg Stötzl (ab 1969 in Düsseldorf), Harald Weinrich (ab 1969 in Bielefeld), Dieter Wunderlich (ab 1973 in Düsseldorf) (vgl. dazu u. a. Hartmann 1972; Grosse 2005).

Ab 1968 wurde mit der heute gültigen organisatorischen Dreigliederung der Germanistik in Deutsche Sprache, Ältere und Neuere deutsche Literatur begonnen. Intensiv nachgefragt war die institutionelle Etablierung des Teilfachs ›Linguistik des Deutschen‹ insbesondere durch den Praxisbedarf des Schulunterrichts und den daraus resultierenden Erwartungen an die universitäre Lehrerbildung (vgl. Neuland 2003). Die *Empfehlungen 1969/70* des Deutschen Bildungsrats zur Neugliederung des Schulwesens und der Lehrerbildung wurden ab Mitte der 1970er Jahre umgesetzt; ebenso die *Rahmenbestimmungen zu den Anforderungen*

für die *Wissenschaftliche Prüfung im Fach Deutsch* der Kultusministerkonferenz von 1970; sie sahen für die Abschlussprüfung neben den beiden Großgebieten Ältere und Neuere deutsche Literatur bereits das Gebiet der Sprachwissenschaft (die diachrone und synchrone Sprachanalyse) als Wahlmöglichkeit vor (vgl. Dammann 2009, S. 31–32); realisiert waren diese Vorgaben zunächst nur in Baden-Württemberg (vgl. Dammann 2009, S. 37).⁷ Begünstigt wurde die organisatorische und fachinhaltliche Dreigliederung auch durch Nebenfach-Regelungen des neu eingeführten Magisterstudiums, für welche die Germanistik zumeist in die drei besser zu überschauenden Teilfächer aufgespalten wurde.

Bereits vor den bürokratischen Umstrukturierungen zugunsten der disziplinären Institutionalisierung der modernen Linguistik engagierten sich Studierende und Assistenten für Veränderungen im Lehrangebot der Germanistik. So kam es beispielsweise zur Reduktion der traditionellen (historisch orientierten) Sprachenausbildung in Gotisch / Althochdeutsch / Mittelhochdeutsch zugunsten eines ›Grundkurs Sprachwissenschaft‹ ab Sommersemester 1968 an der Universität Göttingen (vgl. Dammann 2009, S. 33–34). An der FU Berlin (vgl. Gessinger 1995 und 2003) befand der studentisch organisierte *Studienführer Germanistik* vom Frühjahr 1967: Germanistik solle in die drei Teilbereiche Linguistik sowie Ältere und Neuere deutsche Literatur gegliedert werden. Die Studentenbewegung entwickelte ein gespaltenes Verhältnis zur neuen Linguistik. Zunächst hoffte man, dass in diesem Teilfach die Speerspitzen zur Modernisierung der Germanistik geschliffen würden, dann wurde das technologische, unpolitisch-konservative Programm der Linguistik kritisiert und insbesondere die Systemlinguistik der Ideologiekritik unterzogen.

Fördernde Faktoren für den Aufbau der neuen Linguistik sind auch außerhalb der Universitäten auszumachen – beispielsweise in der bereits 1964 vollzogenen Gründung des Mannheimer »Instituts für deutsche Sprache« mit dem Schwerpunkt für Gegenwartssprache.

Mit einem Schwerpunktprogramm (SPP) leistete die DFG disziplinäre Entwicklungshilfe; sein Titel war »Theoriebildung und Methodenentwicklung für die Linguistik«. Im Zeitraum von 1969 bis 1973 (mit einer Auslaufförderung 1974) wurden insgesamt 4,4 Mio. DM investiert; sie kamen Einzelprojekten zugute, die u. a. von Hans Eggers, Helmut Schnelle, Gerold Ungeheuer, Christoph Schwarze und Harald Weinrich geleitet wurden; auch Unternehmungen von Utz Maas und Arnim v. Stechow – beide anfangs noch ohne Professorenamt – erhielten Förderung. Im Schwerpunktprogramm wurden u. a. die Voraussetzungen geschaffen für den erfolgreichen Antrag zum SFB 99 »Linguistik« in Konstanz; er wurde 1974 eingerichtet, sein Sprecher war zunächst Peter Hartmann. Methoden und Ergebnisse aus der Theorie formaler Sprachen sollten für die Beschreibung und Rekonstruktion natürlicher Sprachen fruchtbar gemacht werden – mit Bezug auf Satzlinguistik wie auch auf Textlinguistik. Das mittelfristige Ziel war, die Forschungstätigkeiten

⁷ Seit 1970 arbeiteten in Baden-Württemberg Kommissionen zur Reform des Germanistik-Studiums; im Mai 1972 formulierten sie ihre Empfehlungen (Kemper u. a. 1972); vgl. Dammann 2009, S. 29–30.

moderner Linguistik im akademischen Alltag zu verankern – also die Linguistik disziplinär zu festigen.

Dazu trugen auch die um 1970 erfolgten Neugründungen von linguistischen Fachzeitschriften (etwa *Linguistische Berichte*, seit 1969 – dazu Neuland 2003, S. 71–72) sowie von Fachverbänden und wissenschaftlichen Vereinigungen bei; zudem erschienen erste Linguistische Lexika und Einführungsbände. 1973 wurde als ein frühes umfassendes Lehrwerk für die Höheren Schulen und Universitäten das zweibändige *Funkkolleg Sprache – eine Einführung in die moderne Linguistik*, herausgegeben von Klaus Baumgärtner, verfügbar.

Wie aber gestaltet sich im Zeitraum um 1970 das Lehrangebot der Germanistik? Ich will diese Konstellation kurz am durchaus repräsentativen Beispiel der Universität Hamburg erläutern; die Ausarbeitung eines linguistischen Lehrangebots wurde in Hamburg vergleichsweise früh mit ersten linguistischen Elementen im Lehrplan des Wintersemesters 1967/68 begonnen (vgl. Gessinger 2003, S. 36–37). In Älterer deutscher Literatur wurde in den 1960er Jahren die Sprachgeschichte vermittelt, zumeist in den Sprachkursen zu Gotisch, Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch und »nebenbei« in den literaturgeschichtlichen Lehrveranstaltungen. Der Aufbau des Teilfachs »Linguistik des Deutschen« bzw. »Deutsche Sprache« erfolgte zunächst durch Impulse aus den – in Hamburg gut etablierten – Nachbardisziplinen der Allgemeinen Sprachwissenschaft und der Phonetik. Fachvertreter für Allgemeine Sprachwissenschaft war seit 1953 Hans Hartmann; insbesondere sein späterer Mitarbeiter Heinz Vater (1964–1969 als Wissenschaftlicher Assistent) förderte – zusammen mit Winfried Boeder und Johannes Meyer-Ingwersen (vgl. Vater 2010, S. 151) – die sog. Systemlinguistik; er profilierte sich – nach drei Universitätsjahren in den USA – in den 1970er Jahren an der Universität Köln als einer der führenden Linguisten der BRD. In den frühen 1960er Jahren wurden für Lehrveranstaltungen, die in der Germanistik gemeinsam mit der Allgemeinen Sprachwissenschaft angekündigt waren, erstmals Begriffe der strukturalen Sprachwissenschaft oder Kennzeichnungen wie »linguistisch« gebraucht (z.B. Sommersemester 1962: Hans Hartmann mit »Die Gliederung des europäischen Sprachraumes in synchronischer und diachronischer Hinsicht«, Wintersemester 1963/64: Gastprofessor Werner Winter aus Texas mit »Einführung in die linguistische Typologie«). Wichtig war die nach 1965 erfolgte Berufung von Els Oksaar für Allgemeine Sprachwissenschaft (mit Gastprofessur im Wintersemester 1965/66; mit Planstelle ab 1967); Oksaar kündigte viele ihrer Veranstaltungen zugleich in der Germanistik an. Dort bot zudem Peter Martens in der disziplinären Nische »Spracherziehung / Deutsch für Ausländer« ab Sommersemester 1967 »phonetisch-linguistische Grundbegriffe für ausländische Germanisten« an; später »phonetische Grundbegriffe für Linguisten« mit gleichzeitiger Ankündigung in der Allgemeinen Sprachwissenschaft.

Von germanistischer Seite wurde die Ausbildung einer eigenständigen Linguistik mit dem Schwerpunkt »Gegenwartssprache« nach der Emeritierung des renommierten Mediävisten Ulrich Pretzel entschieden beschleunigt von seinem Nachfolger Johannes Kibelka – berufen 1968 – und von Dieter Möhn – berufen 1969. Ab Sommersemester 1970 war im Lehrprogramm erstmals eine eigenständi-

ge ›Fachrichtung Sprache‹ ausgewiesen. Die zahlenmäßig enorm expandierenden Proseminare trugen vorläufig umständliche Kompromiss-Namen: Im Sommersemester 1970 wurden 5 Kurse »Die sprachlichen Voraussetzungen des Neuhochdeutschen auf der Stufe des Althochdeutschen« sowie 5 Kurse »Neuhochdeutsche Grammatik« angeboten; desgleichen im Wintersemester 1970/71. Im Sommersemester 1970 fanden sich die Ordinarien Els Oksaar und Karl L. Schneider zu einem linguistisch-literaturwissenschaftlichen Oberseminar »Linguistik und Stilistik« zusammen. Im Sommersemester 1971 stand dann erstmals die neue Nomenklatur: Proseminare »Linguistik I« als »Einführung in das Studium der Linguistik« sowie Mittelseminare als »Linguistik II«.

Es ist hinreichend bekannt: Ein Großteil der Stellen für das neue Teilfach kamen nicht nur in Hamburg aus der Älteren deutschen Literatur (vgl. u. a. Wyss 2003, S. 25). Im Wintersemester 1971/72 rüstete sich in Hamburg eine Phalanx von 12 parallel angelegten »Einführungen in das Studium der Linguistik« als Linguistik I, dazu kamen 10 Fortsetzungskurse Linguistik II mit unterschiedlichen Sachthemen; zudem zeigte sich die neue Linguistik auch auf der Ebene von Mittel- und Hauptseminaren. Linguistik war nun institutionell etabliert; die Ältere deutsche Literatur wurde vom Stellenbestand her gesehen in eine Minderheitenposition gedrängt; die Vermittlungsaspekte zwischen ›Sprachwissenschaft diachron und synchron‹ wurden vernachlässigt – und aus der Tatsache, dass die Wissenschaftlichen Assistenten, die seit 1971 in die Linguistik einführten, in mediävistischer Literaturwissenschaft ausgebildet waren, ergaben sich keine prinzipiellen (sondern nur individuell bedingte) Verschränkungen von literaturwissenschaftlichen und linguistischen Interessen – etwa zu Problemen der Texttheorie und des Textverstehens. Damit breche ich meine Skizze zum institutionellen Prozess der Etablierung von moderner Linguistik (bis etwa 1975) im akademischen Geschehen der Bundesrepublik Deutschland ab; eine gründliche wissenschaftsgeschichtliche Rekonstruktion und Reflexion wird Regulierungen zum germanistischen Grundstudium im Bezug auf die drei Teilfächer ebenso berücksichtigen müssen wie die Gestaltungen der Studien- und Prüfungsordnungen an den Universitäten der verschiedenen Bundesländer.

Zunächst bleibt festzuhalten: Die ›moderne Linguistik‹ war in der Bundesrepublik Deutschland in den 1970er Jahren eine Großbaustelle – und im Rückblick von heute gesehen war es vermessen genug, sich aus diesem Baustellengeschehen für die ›szientifische Sanierung‹ der Literaturwissenschaft bedienen zu wollen. Auf dieses Experiment will ich nun eingehen und beschränke mich bei den folgenden fachgeschichtlichen Rekonstruktionen auf die konzeptuellen Aspekte.

3 Ausgangskonstellationen: der Kasus Roman Jakobson – der Kasus Jens Ihwe

Gleichsam Signalwirkung für das Zusammenführen linguistischer und literaturwissenschaftlicher Interessen sowie textanalytischer Verfahrensweisen im Zeichen strukturalistischer Theoreme hatte das Diktum von Roman Jakobson (1896–1982),

der 1960 erklärte: »Denn wir begreifen jetzt, daß sich ein Linguist, der sich gegenüber der poetischen Funktion der Sprache verschließt, und ein Literaturwissenschaftler, der sich über linguistische Fragen und Methoden hinwegsetzt, gleicherweise krasse Anachronismen sind« (zit. nach Haß/König 2003b, S. 9). An den literaturwissenschaftlichen Arbeiten Jakobsons, die im Zeitraum von 1919 bis 1979 insbesondere der Textanalyse und Theorie von Lyrik galten, ließe sich im Einzelnen verfolgen, in welcher Weise diese Devise umgesetzt wurde (vgl. Birus u. a. 2003). Die zweibändige Edition zu den ins Deutsche übersetzten Gedichtanalysen und poetologischen Schriften Jakobsons, die Birus und Donat 2007 vorgelegt haben, schafft für ein solches Vorgehen eine umfassende Grundlage.

In der deutschsprachigen Strukturalismus-Diskussion der 1960er Jahre konzentrierte sich die Aufmerksamkeit allerdings nahezu ausschließlich auf Jakobsons Programmschrift »Linguistik und Poetik«, auf die gemeinschaftlich mit Claude Lévi-Strauss verfasste Textanalyse zu Baudelaires »Les Chats« sowie auf den Vortrag »Poesie der Grammatik – Grammatik der Poesie« (vgl. Birus 2007, XIII), dabei wurden die beiden theoretischen Schriften in der Regel nur in Auszügen rezipiert. Den »ganzen Jakobson« und die Hauptlinien der Jakobson-Rezeption in Linguistik und Literaturwissenschaft zu untersuchen, erscheint mir als ein Projekt, das für die aktuelle »Beziehungsgeschichte« der beiden philologischen Teildisziplinen von erheblichem Nutzen wäre, weil – wie Birus darlegt – das Schreckbild von Jakobson als Dogmatiker des »strukturalistischen Funktionalismus« korrigiert werden müsste. Jakobson sei durchaus an »der Verknüpfung von Inhalt und Faktur des Gedichts« interessiert (Birus 2007, XXXII), dazu helfe bereits die Lektüre von Jakobsons »Nachtrag zur Diskussion um die Grammatik der Poesie«, erstmals 1973 in französischer Sprache publiziert (Jakobson 2007, 2, S. 733–780).

Eine strukturalistisch aufgeklärte und linguistisches Wissen integrierende Literaturwissenschaft führt im Sinne Jakobsons zu einem angemessenen Verständnis poetischer Texte und zu systematisch organisierten sowie intersubjektiv nachprüfbaren Bearbeitungsverfahren. Insbesondere soll sich ein wissenschaftlicher Fortschritt ergeben für poetologische Fragen zur ästhetischen Funktion von Sprache und zur Theorie des Sprachkunstwerks sowie zur wissenschaftlichen Grundlegung der (Textproduktionen und Textrezeptionen steuernden) Wissenssysteme von Rhetorik und Stilistik. In den 1970er Jahren wurde ein solches Arbeitsprogramm insbesondere von der Textlinguistik aufgenommen; die programmatische Studie des Romanisten Bernd Spillner *Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik* (1974) ist dafür ein signifikantes Beispiel. Erkennbare Konsequenzen für die Literaturwissenschaft haben sich aus solchen Unternehmungen nicht ergeben; systematische Stilanalysen zu poetischen Texten sind in der Literaturwissenschaft bis heute ein kaum erschlossenes Arbeitsfeld (vgl. Müller 2003); derzeit hat auch das beachtenswerte Engagement der Linguistin Ulla Fix für das linguistisch-literaturwissenschaftliche Arbeitsgebiet der Stilistik noch zu keiner Renaissance der Stilistik geführt (vgl. Fix 2003 und 2010).

Roman Jakobson hatte im Zuge der strukturalistisch in Gang gesetzten Modernisierung der Literaturwissenschaft um 1970 (vgl. u. a. Schönert 2010) mit dem

Charisma des Forschers gewirkt, der die von ihm mitgestalteten slavischen Wissenschaftstraditionen des Formalismus und Strukturalismus der 1920er und 1930er Jahre für die internationale Diskussion der 1960er Jahre fruchtbar machte. Die systematische Integration des (vor allem linguistisch entwickelten) Strukturalismus vollzog für die Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik Jens Ihwe, Angehöriger der Generation derjenigen, die um 1940 geboren wurden. Er arbeitete aus, was Manfred Bierwisch 1966 mit seinem Beitrag im *Kursbuch* 5 zu Geschichte, Problemen und Methoden des Strukturalismus angestoßen hatte. Dazu diente Ihwes (1971/72 publizierte) dreibändige Sammlung von internationalen Beiträgen zur Modernisierung von Linguistik und Literaturwissenschaft mit einer dominierend strukturalistischen Orientierung. Diese Sammlung sollte einen kräftigen Impuls zu entschiedener Theoriebildung in der Literaturwissenschaft geben (vgl. Ihwe 1971/72, 1, S. 7–8): eine »moderne Literaturtheorie« sei »nur dann möglich und sinnvoll [...], wenn sie sich an die Ergebnisse und Methoden der modernen Sprachtheorie (Linguistik) anschließen läßt«; die Linguistik dürfe von der Literaturwissenschaft nicht auf den Status einer Hilfswissenschaft reduziert werden. Die vier Kapitel von Bd. 1 verweisen auf wichtige Anwendungsbereiche der Linguistik in der Literaturwissenschaft; sie gelten dem Strukturbegriff, dem Textbegriff, dem Stilbegriff und dem Metaphernbegriff. In Bd. 2/1 und Bd. 2/2 ist Kapitel 6 der »linguistischen Analyse der Literatur« gewidmet, Kapitel 7 wendet sich Literaturtheorie und Poetik zu; dabei wird auch das gerade erschlossene Potential der generativen Transformationsgrammatik zu nutzen versucht.

Ihwe beließ es nicht bei der Rekonstruktion und Dokumentation von Formalismus und Strukturalismus in ihrer konzeptuellen Relevanz für Linguistik und Literaturwissenschaft, sondern sah in der Fundierung der Literaturwissenschaft durch die moderne Linguistik auch die Möglichkeit zur entschiedenen Verwissenschaftlichung des Vorgehens in den Arbeitsfeldern Literaturtheorie und Literaturanalyse. Das Programm einer szientifischen Transformation der Literaturwissenschaft durch Orientierung am Wissenschaftskonzept der modernen Linguistik und durch die Integration von literaturgeeigneten linguistischen Verfahrensweisen und Wissensbeständen (1968 noch im Sinne von »Applikation linguistischer Begriffe und Methoden auf literarische Texte« – Ihwe 1968, S. 28)⁸ entwarf Ihwe in seiner 1972 veröffentlichten Dissertation *Linguistik in der Literaturwissenschaft. Zur Entwicklung einer modernen Theorie der Literaturwissenschaft* (angenommen 1970 an der

⁸ In Ihwes Veröffentlichung von 1968 wird strukturelle Literaturwissenschaft definiert als »Beschreibung und Erklärung der Struktur literarischer Texte« (S. 32); eine Auswahlbibliographie zur linguistisch gestützten Entwicklung der strukturalen Literaturwissenschaft seit dem russischem Formalismus soll den entsprechenden Forschungshorizont eröffnen (S. 33–43); hinzugefügt ist ein kurzes Glossar linguistischer Begriffe (S. 43–44). – Die überarbeitete Fassung (Ihwe 1969) konstatiert, dass die »moderne Linguistik« sich zunächst produktiv erwiesen habe für Deskriptionen literarischer Text (S. 31), weitergehend sei jedoch zu fordern, etwa durch Orientierungen an der Generativen Grammatik (für die Literatur-, Gattungs- und Texttheorie) »der Literaturwissenschaft [...] den Status einer modernen Wissenschaft zu geben« (S. 31) – im Sinne von Überprüfbarkeit, Regelmäßigkeit und Systemisierbarkeit des Vorgehens.

Universität Kiel). Eine solche Entwicklung sollte sich auf eine moderne, d.h. rationale Theorie der Literaturwissenschaft richten, die dem linguistischen Vorbild mit einem systematisch entwickelten Fundus von gut definierten Kategorien und Begriffen folgt. In Analogie zu Chomskys Konzept einer allgemeinen sprachlichen Kompetenz sollte in der poetologischen Theoriebildung von einer literarischen bzw. poetischen Kompetenz ausgegangen werden – Ihwe verstand Poetik wie die Grammatik als generatives System. Eine solche Orientierung der Literaturwissenschaft war für ihn die Voraussetzung, um hohe wissenschaftstheoretische Anforderungen zu erfüllen.

Anfang der 1970er Jahre wurden die Ihwe-Publikationen von erheblichem Verlagsengagement getragen – es wäre ein lohnenswertes Unterfangen, die theoretische Modernisierung von Linguistik und Literaturwissenschaft nach 1965 auch als Projekt der Wissenschaftsverlage zu untersuchen. Dennoch blieb Strukturalismus in der Literaturwissenschaft ein »Minderheitenprogramm«, dem sich in den 1970er Jahren nur der sog. Akademische Nachwuchs und Jungordinarien verschrieben. In seiner weiteren wissenschaftlichen Entwicklung hielt Ihwe am Ziel einer konsequenten Szientifizierung der Literaturwissenschaft zunächst fest, ging für die dabei einzuschlagenden Wege jedoch über die Adaptionen strukturaler Linguistik hinaus, musterte semiotische Konzepte und hielt es schließlich mit der Symboltheorie von Nelson Goodman als einer »nominalistischen Semiotik« – ausgearbeitet in Ihwes *Konversationen über Literatur* (1985); der Band signalisierte bereits mit seinem Titel, dass nun vom Idealbild einer szientifisch gesicherten Literaturanalyse Abschied genommen wird (vgl. Ihwe 1985, S. 1–9). Eine akademische Biographie Ihwes in disziplingeschichtlicher Sicht zu erarbeiten, wäre ein nützlicher Beitrag für die Beziehungsgeschichte von Linguistik und Literaturwissenschaft.

4 Annäherungen von Literaturwissenschaft und Linguistik 1965–1980

In höchst gedrängter Form will ich zusammenfassen, in welchen Themen- und Arbeitsbereichen sich in der Phase von 1965 bis 1980 Möglichkeiten zur Modernisierung, d.h. Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft, durch die Kooperation mit der modernen Linguistik ergaben. Ihwes Reader *Literaturwissenschaft und Linguistik* hatte dazu mit den genannten Teilkapiteln bereits ein Szenario geliefert (vgl. für aktuelle Einschätzungen siehe etwa Schiewer 2007, S. 395–402, oder Köppe 2010, S. 240).

Als erster Aspekt wäre das Postulat einer überzeugenden theoretischen Begründung für den Sonderstatus eines »Sprachkunstwerks« (seiner Poetizität oder Ästhetizität) im Rahmen einer allgemeinen Texttheorie (vgl. etwa Schmidt 1973) zu markieren: mit dem Desiderat einer linguistisch fundierten Theorie des literarischen Textes in der Perspektive von »Textualität« (vgl. aus heutiger Sicht etwa Hausendorf 2008, Winko 2008, Bogdal 2009, S. 205–206), wobei sich bekanntermaßen linguistische Analysen weniger auf fiktionale als auf faktuale Textbeispiele beziehen. Diese Fragestellung lässt sich erweitern zugunsten von tragfähigen Un-

terscheidungen zu Faktualität und Fiktionalität (vgl. Zipfel 2001), etwa im Nutzen der Sprechakttheorie zur Begründung fiktionaler Rede.

Als (davon abzuleitender) zweiter Aspekt wurden Möglichkeiten einer sprachanalytisch begründeten Deviationspoetik erörtert – im Sinne von Literatursprache vs. Normalsprache; als wichtige Bilanz dazu gilt Harald Frickes Studie *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur* (1981). Nachgeordnet waren die Versuche, Rhetorik (insbesondere für die Metapherntheorie), Stilistik und Metrik linguistisch zu fundieren.

In einem dritten Aspekt wurde der Herstellungsprozess literarischer Texte, das ›text processing‹, im Konzept einer generativen Poetik verankert, das – im Sinne eines generativen Regelsystems – dem Modell der Generativen Grammatik verpflichtet sein sollte. In diesem Zusammenhang wurde analog zum Konzept der sprachlichen Kompetenz ein Konzept ›poetische Kompetenz‹ gefordert.

Der vierte Kooperationsaspekt lässt sich dieser Konstellation anschließen: Er bezieht sich auf die Konstitution und Differenzierung literarischer Gattungen und Genres nach dem Muster der linguistischen Textsorten, wobei für die literaturwissenschaftlichen Klassifikationen den Fragen nach historisch variablen Erscheinungsformen traditionell weitaus mehr Gewicht gegeben wird als in der linguistischen Textsorten-Diskussion. Dieser Problembereich erwies sich bis heute sowohl unter systematischen Forschungsinteressen (als Klassifikationskriterium gilt jeweils ein gemeinsames Bündel von Text-Invarianten) als auch in historischer Perspektive als ein sinnvoller Konvergenzbereich für Literaturwissenschaft und Linguistik (vgl. etwa Raible 1980, Fohrmann 1988, Breuer 1997). Ein Klassiker für die Praxis eines linguistisch aufgeklärten Verständnisses von Gattungen und Genres in der Literaturwissenschaft ist die 1973 publizierte Studie *Gattungstheorie* von Klaus W. Hempfer;⁹ das Thema wurde auch prominent erörtert auf den Germanistentagen in Heidelberg 1975 (dazu Hinck 1977) und Hamburg 1979.

Diese Vorgehensweisen lassen sich zudem integrieren in das umfassende Programm der (Satzgrenzen überschreitenden) Textlinguistik – so der fünfte Aspekt. Von der Textlinguistik wurde erwartet, dass mit ihrer Hilfe ein systematisch angelegter Zugang zur Übertragung linguistischer Verfahren in die Literaturwissenschaft herzustellen sei (vgl. für die 1970er Jahre etwa Plett 1974, zum aktuellen Status etwa Adamczik 2004 oder Brinker 2009).

Bezogen auf die Aspekte 1–5 wurden schließlich auch prinzipielle Fragen zu einer wissenschaftlich organisierten Interpretation literarischer Texte aufgegriffen oder – genauer formuliert – Fragen zu systematisch begründbaren und mit linguistischen Erkennungsverfahren gestützten Bedeutungszuschreibungen (vgl. etwa Lerchner/Werner 1975; Michel/Wilske 1980; dann Lerchner 1984; Michel 2001). Damit war ein kardinaler Arbeitsbereich der Literaturwissenschaft angesprochen und zugleich rückgebunden an »Textverstehen als Themenbereich im literaturwissenschaftlichen und linguistischen Grundstudium« (Zeck 1997, S. 93–94). Aus der

⁹ Zur aktuellen kognitions- und kommunikationstheoretischen Fortschreibung dieses Konzepts vgl. Hempfer 2010.

Sicht von heute wäre ›Texte lesen und verstehen‹ als fundamentale Kulturtechnik anzusehen, die für die wissenschaftliche Textanalyse mit unterschiedlichen theoretischen Orientierungen etwa aus Kommunikations- und Kognitionstheorie, Psycholinguistik, Textphänomenologie und Rezeptionsästhetik zu begründen ist.

Im Rückblick auf die linguistisch-literaturwissenschaftlichen Interaktionen in den 1970er Jahren lassen sich allerdings auch eine Reihe von Störfaktoren und Verwerfungen herausstellen. Einer disziplinär noch einigermaßen gefestigten Literaturwissenschaft steht mit der modernen Linguistik eine sich erst noch konstituierende philologische Teildisziplin gegenüber, die sich in unterschiedliche Richtungen, mit konkurrierenden Programmen und Terminologien entwickelte (vgl. etwa Gessinger 2003, S. 48; Antos 2003, S. 109–110). Literaturwissenschaftliche Strategien zur Adaption und Integration hatten also nicht immer ein sicheres Ziel. Anschlüsse an linguistische Denkmuster und Kategorien wurden in der Literaturwissenschaft vielfach durch nicht hinreichend bedachte Analogieschlüsse oder auf unscharf-metaphorische Weise vollzogen. Solche Übernahmen führten zu Reaktionen in einem breiten Spektrum von Innovationseuphorie und abweisendem Beharren auf dem sprachlichen und funktionalen Sonderstatus von Literatur. Eine kennzeichnende Einschätzung formulierte 1974 Heinrich Plett: Die Kategorien und Kriterien, die (wie Abweichung von sprachlichen Normen oder verdichtete Textstrukturen) von der Linguistik zur Beschreibung von ›Poetizität‹ angeboten werden, tragen nicht, da die mimetischen und kommunikativen Komponenten von Sprachkunstwerken außerhalb des Zuständigkeitsbereiches der Linguistik liegen; die erneuerte (moderne) Linguistik mit ihrem primären Interesse an systematisch-synchronen Konstellationen müsse sich erst noch weiter entwickeln, um literarischen Phänomenen und Konstellationen – insbesondere in ihrer historischen Dimension – gerecht werden zu können ■■ Zitat?? (Plett 1974, S. 27–28).

Ungeachtet dessen, was aus den postulierten (und in der Folgezeit durchaus vollzogenen) linguistischen Entwicklungen für die Literaturwissenschaft noch zu gewinnen gewesen wäre, haben sich heute die Übernahmen und Kooperationen, die sich in den 1970er Jahren ergaben, als zumeist beständig erwiesen. Das zeigt bereits ein Blick auf die Themenfelder der Bilanzen und Prognosen, die 2003 in den beiden Sammelbänden von Haß und König sowie von Hoffmann und Keßler abgehandelt wurden. Darüber hinaus belegt diese Konstellation als exemplarisches Beispiel ein Aufsatz von Manfred Bierwisch aus dem Jahr 2008 in der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*. Der Autor wählt eine Vorgehensweise, wie sie sich rund 30 Jahre zuvor entwickelt hatte: Ein spätes vierzeiliges Gedicht von Hölderlin, »[An Zimmern]«, wird – auch unter linguistischen Aspekten – genau analysiert, damit verbunden werden dann Überlegungen zu großflächig-allgemeinen LiLi-Interaktionen im Sinne von ›poetischer Kompetenz‹ als Analogie zu ›sprachlicher Kompetenz‹ zugunsten von Fragen, die zuvor auch Wolfgang Klein in der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* wiederholt angesprochen hatte: zur Beschreibung und Bewertung von Poetizität bzw. Ästhetizität.

5 Distanz-Erfahrungen zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik 1980–1995

In der Phase von 1980 bis 1995 erlahmten die Interaktionen von Linguistik und Literaturwissenschaft (vgl. Haß 2003, S. 263); die beiden philologischen Teildisziplinen waren sozusagen mit sich selbst beschäftigt, sie suchten unabhängig voneinander Wege zur Selbstbehauptung in einem akademischen Umfeld, das für die Geisteswissenschaften mannigfache Verunsicherungen und Herausforderungen produzierte.

Im Rückblick auf die Abgrenzungen und wechselseitigen kritischen Distanzierungen, die über ihre konzeptuellen Begründungen hinaus durch den extern bedingten Konkurrenzkampf um Stellenpotentiale und Forschungsförderungsmittel noch verschärft wurden, bilanzierte Wolfgang Klein 1995 (wie hier bereits eingangs zitiert): Literaturwissenschaft und Linguistik seien weiter auseinander denn je. Diese Distanz resultiere zum einen aus dem unterschiedlichen szientifischen Zuschnitt der beiden Disziplinen: Linguistik setze – wie die Naturwissenschaften – auf substitutiven Erkenntnisfortschritt, Literaturwissenschaft auf einen additiven Zugewinn an Erkenntnis. Zum anderen hätten sich eine Reihe von wechselseitigen Vorurteilen verfestigt; sie identifizieren etwa die Linguistik im esoterischen Formelkram und für nur schwer verständliche Äußerungsformen bestimmter Schulen oder billigen der Literaturwissenschaft, insbesondere im Arbeitsgebiet der Textinterpretation, nur vage und schwankende Aussagen zu. Dagegen setzen Literaturwissenschaftler die Einrede, dass die Linguistik sich mit kleinteilig-unterkomplexem Beispielmateriale beschäftige – mit Sätzen wie ›Hans liebte Grete‹; was sei dies gegen »An jenem blauen Mond September / still unter einem jungen Pflaumenbaum / da hielt ich sie, die stille bleiche Liebe / in meinem Arm wie einen holden Traum.«

Die meisten dieser Vorurteile¹⁰ lassen sich unschwer korrigieren; gewichtiger ist der prinzipielle Einspruch: Die Linguistik habe versäumt, mit ihrem Wissen über Sprache und Sprachlichkeit der Literaturwissenschaft die Erkenntnisse bereitzustellen, die für die Beantwortung von spezifisch literaturwissenschaftlichen Fragen gebraucht werden (vgl. Klein 2008, S. 9); die Linguistik verfolge im wesentlichen systematisierende Interessen, sie werde dem singulären Phänomen des poetischen Textes mit seiner komplexen Organisation sprachlicher Zeichen nicht gerecht. Dessen ›Sinnpotential‹ werde durch Verfahren der linguistischen Semantik nicht hinreichend erschlossen.¹¹ Im Rückblick auf die wenig veränderten Annäherungs- und Abweisungshaltungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft

¹⁰ Zum vermeintlich banalen Objektbereich der Linguistik, zur ungeschichtliche Ausrichtung ihrer Interessen und zu schwer verständlichen Äußerungsformen ihrer Ergebnisse siehe Klein 2008, S. 16–17; zudem Klein 2008, S. 17–18, zur wissenschaftlich unzureichenden Vermittlung und Bewertung der Ergebnisse literaturwissenschaftlicher Untersuchungen, sowie zum Ausweichen der Literaturwissenschaftler/innen vor Kardinalproblemen wie ›Was macht ein Werk der Sprache zum Kunstwerk?‹

¹¹ Vgl. die Zusammenfassung solcher Argumente auch bei Fix (2010, S. 28) mit Bezug auf Klein (2008) sowie auf die viel beachtete Einreden von Plett (1974) und Harth (1984).

verfestigt sich der Eindruck, dass oft nur wenig wechselnde ›Stimmungsbilder‹ im Prüfungsvorgang der Beziehungen anstelle von Detailanalysen formuliert werden. Differenzierend bliebe einzuwenden, dass nicht alle Arbeitsgebiete der Literaturwissenschaft im gleichen Maße von Hinwendungen zur Linguistik profitieren können und dass die unterschiedlichen Richtungen der voll entwickelten modernen Linguistik (wie Systemlinguistik, Pragmalinguistik, Historische Semantik etc.) auch unterschiedliche Relevanz für die literaturwissenschaftliche Objekttheorie und Textanalyse haben.

6. Rekonsiderationen nach 1995

In den 1990er Jahren konnte der eindrucksvoll ausdifferenzierte Status der modernen Linguistik (vgl. u. a. Switalla 1990) in der Beziehungsgeschichte mit der Literaturwissenschaft für neue Attraktivität sorgen: mit linguistischen Beschreibungsverfahren war nun – anders als in der stark systematisierten Linguistik der 1970er Jahre – auch der (sich strikten Systematisierungen entziehenden) Individualität literarischer Texte gerecht zu werden (vgl. u. a. Schiewer 2007, S. 392). Aus der Sicht der Literaturwissenschaft wurde in der anzustrebenden Präzisierung von Beschreibungs- und Analyseverfahren der Textinterpretation durch eine entschlossene Integration linguistischer Kategorien und Termini eine Maßnahme der Re-Philologisierung gesehen, wie sie nach den kultur- und medienwissenschaftlichen Ausschweifungen der vorausgegangenen 15 Jahre vielfach gefordert worden war (vgl. u. a. Erhart 2004). Kaum angeknüpft wurde dagegen an die Allianzen, die in den 1970er Jahren in den Diskussionsbereichen von Literaturtheorie und Poetologie erprobt worden waren.

In jenen Jahren plante die Fachgruppe der Hochschulgermanisten im Germanistenverband eine Tagung, die letztlich nicht zustande kam und 1997 nur unzureichend ersetzt wurde, nämlich durch ein Themenheft der *Mitteilungen* des Verbandes: »Literaturwissenschaft und Linguistik: Kooperationen und Konfrontationen 1965–1995«. Die Arbeitsstelle für die Erforschung der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv Marbach machte sich die ursprünglichen Planungen zu eigen und veranstaltete im November 2002 die Tagung »Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«; sie ist in dem Sammelband dokumentiert, den Ulrike Haß und Christoph König ein Jahr später publizierten. In ihrem Vorwort erkennen die beiden Herausgeber einen neuen »wissenschaftskritisch belebten Dialog« (2003b, S. 9) zwischen den beiden philologischen Teildisziplinen (vgl. auch Hess-Lüttich/Schiewer [2003, S. 254], die konstatieren, seit 1990 sei wieder Bewegung zugunsten des LiLi-Austauschs entstanden). Die Marbacher Arbeitsstelle schloss an ihre wissenschaftskritisch-rekonstruierenden Bemühungen zudem mit einer weiteren Fachtagung im Jahr 2007 an, die den Strukturalismus-Programmen in Linguistik und Literaturwissenschaft galt (dazu Müller u. a. 2010).

Bereits 1998 hatte der Freiburger Romanist Frank-Rutger Hausmann mit anderen den Band *Haben sich Sprach- und Literaturwissenschaft noch etwas zu sagen?*

herausgeben. Auch diese Titelei bezieht sich auf die Metaphorik einer gescheiterten Beziehungsgeschichte. Die Beiträger lassen es an verbaler Beziehungstherapie nicht fehlen. So forderte beispielsweise Wolfgang Raible die Fachvertreter/innen von Linguistik und Literaturwissenschaft dazu auf, im Rahmen einer ihnen disziplinär übergeordneten Kulturwissenschaft zusammenzuarbeiten, »also ihre Kräfte wieder [zu] bündeln« (Raible 1998, S. 138). Zu fragen bleibt: Hat es eine solche Bündelung der Kräfte je gegeben? In Erweiterung der Diskussionen der 1970er Jahre solle die Literaturwissenschaft als Wissenschaft von der literarischen Kommunikation mit Entschiedenheit die historischen Dimensionen dieses Kardinalaspektes verfolgen und zugleich über die sprachlich gestützte Kommunikation hinausgehend die Medialität nicht-sprachlicher Kommunikationen einbeziehen, um Anschluss an die theoretischen und historischen Perspektiven der aktuellen Kommunikations- und Medienforschung zu gewinnen (vgl. Raible, S. 139–140); in die LiLi-Beziehungsgeschichte wären also die weitreichenden disziplinären Ausgriffe der 1980er Jahre zu integrieren. Dass dieser ehrenwerte konzeptuelle Vorschlag sich wegen seines holistischen Zuschnitts in der Folgezeit nicht sogleich umsetzen ließ, war abzusehen; dies gilt auch für Peter Wunderlis emphatisches Plädoyer in diesem Band (vgl. etwa S. 211) für die Gemeinsamkeiten zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft.

Auf der 32. Jahrestagung der »Gesellschaft für Angewandte Linguistik« 2001 in Passau hatten Michael Hoffmann und Christine Keßler für die Wiederaufnahme der LiLi-Debatte geworben, weil sie gegenüber den 1970er Jahren deutliche Erweiterungen in Zahl und Reichweite der möglichen Kontaktbereiche zu erkennen glaubten. Für ihren 2003 erschienenen Sammelband wurden zu den Passauer Referaten weitere Beiträge eingeworben. In ihrem Vorwort handeln die Herausgeber »über Trennendes und Verbindendes« (2003b, S. 9–12) der beiden philologischen Teildisziplinen, deren Kategorien und Begriffe aus unterschiedlichen theoretischen Kontexten gewonnen wurden, so dass sie in der Regel nicht kompatibel seien. In der wissenschaftlichen Praxis hätten Linguistik und Literaturwissenschaft unterschiedliche Interessen und Zugangsweisen zu poetischen Texten entwickelt; unter theoretischen Aspekten gebe es jedoch durchaus Gemeinsamkeiten; dazu wird verwiesen auf den 2000 erschienenen Band *Sprachliche Formen und literarische Texte*, herausgegeben von Kristin Bührig und Angelika Redder. Kurzum – der Tenor dieser von Linguisten betriebenen Bestandsaufnahme lautet: zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft seien die disziplinären Grenzen zu akzeptieren, aber auch neue Grenzüberschreitungen zu wagen – und warum sollten nicht aus der Praxis des Deutschunterrichts Gemeinsamkeiten erwachsen? Die Botschaft ist formuliert, doch fehlt angesichts der diesbezüglichen Erfahrungen von mehr als 30 Jahren der Glaube. Sollten die Neuphilologien nicht eher in ihren Angeboten des universitären Grundstudiums endlich solche Gemeinsamkeiten herstellen anstatt diese Leistung – wie bislang – allein den Studierenden zu überlassen?

In weiterführenden LiLi-Diskussionen wäre – so zeichnete es sich ab – die strukturalistische Textzentrierung der 1970er Jahre um (noch genauer zu bestimmende) Text-Kontext-Relationen zu erweitern. So argumentiert etwa Wolfgang Klein 1995 in seinem Beitrag für die *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Lin-*

guistik 100: Umgang mit Texten setze neben Wissen zur Sprache auch kontextuelles Wissen (sog. Weltwissen) voraus (Klein 1995, S. 9). Die entsprechenden Vorgaben und Erfahrungen in den beiden Teildisziplinen wären in ihren unterschiedlichen Begründungen und Ausarbeitungen zu analysieren, um die Möglichkeiten einer Zusammenführung in der philologischen Theorie und Praxis zu klären.

Angeichts der Tatsache, dass sich in der Linguistik seit den 1970er Jahren vieles entwickelt habe – über Phonetik, Morphologie, Syntax, Semantik, Lexikologie etc. hinausreichend etwa in der Pragmalinguistik, Sozio- und Psycholinguistik, Kognitionstheorie, in kommunikationstheoretischen und kommunikationspraktischen Fragestellungen, in Ethnolinguistik und sogar im kulturwissenschaftlichen Wissen zum Gegenstand der Sprachwissenschaft (vgl. auch u.a. Metzeltin 2006) – bliebe zu fragen, ob die Erwartungen für eine erfolgreiche LiLi-Zusammenarbeit, die Plett 1974 formulierte, nun zu erfüllen wären.

Allerdings kamen aus der Linguistik mit Blick auf die entschiedene Dynamik der jüngeren Fachentwicklung (vgl. Gardt 2003) Warnungen gegenüber einer erneuten Kooperationseuphorie (vgl. etwa Klein 2004, S. 398): Die zahlreichen und fruchtbaren Linguistik-Entwicklungen hätten sich noch nicht konvergierend so konsolidiert, dass sinnvolle Anschlüsse für die Literaturwissenschaft hergestellt werden könnten. Auch in der Literaturwissenschaft konkurrieren nach 1995 unterschiedliche Auffassungen zum Bestimmen des Objektbereichs und der dafür relevanten Kontexte. In der kulturwissenschaftlichen Emphase wurde der Aspekt der eigentlich jeweils zu begründenden Relevanz von Kontexten munter durch die Beliebigkeit von interessanten (neudeutsch ›spannenden‹) Kontexten ersetzt.

Im traditionellen, d.h. textorientierten Zusammenwirken von Linguistik und Literaturwissenschaft ist für die Phase ab etwa 1995 zu erkennen, dass sich die Beschreibung sprachlicher Mikrostrukturen von literarischen Texten im linguistischen Sinne professionalisiert hatte. Linguistik-Wissen (etwa zu linguistische Mikrostrukturen) galt als Propädeutik für literaturwissenschaftliche Textanalysen, die dann durch kontextuelle Bezüge zu Bedeutungszuschreibungen bzw. Interpretationen erweitert werden. Einführungen in die Literaturwissenschaft vermitteln dazu in der Regel ein Basiswissen zu strukturalistischen und semiotischen Konzepten der Sprachzeichen- und Texttheorien (vgl. etwa die Reihe von Schutte 1985 über Eicher/Wiemann 1996 bis hin zu Klausnitzer 2004). Die nachrückende Generation der Lehrenden in der Literaturwissenschaft hatte in der Regel zumindest das Grundstudium in Linguistik absolviert, so dass linguistisches Basis-Wissen in selbstverständlicher Weise in die literaturwissenschaftliche Praxis einbezogen wurde. Die dafür korrespondierenden Objekttheorien wurden umgestellt vom ›Sprachkunstwerk‹ (sensu Wolfgang Kayser, ab 1948) zu den literarischen Texten, Zeichenkomplexen und Kommunikaten (ab 1965) und weiterhin zu den Wissensbeständen, Diskursen und Medienprodukten (ab 1980).

Dennoch bleiben Bedenken, ob der vereinte linguistisch-literaturwissenschaftliche Rekurs auf Begriffe wie Text, Diskurs, System oder auf Struktur, Funktion, Performanz bezüglich der jeweils geltenden Praxis in den beiden philologischen Teildisziplinen hinreichend begründet und vermittelt ist. Solche Probleme betref-

fen insbesondere die modischen Bekenntnisse zur Verfahrenspraxis der Diskursanalyse, die in linguistischen Zusammenhängen vielfach auf völlig andere theoretische Voraussetzungen als die an Foucault orientierten literaturwissenschaftlichen Vorgehensweisen zurückgeht (vgl. etwa Bogdal 2003; Busse 2003).

Generell gesehen lässt sich der Eindruck gewinnen, dass in dieser jüngsten Phase der Beziehungsgeschichte von Linguistik und Literaturwissenschaft (also ab 1995) die Linguistik nicht mehr wie um 1970 als szientifisches Vorbild und als Theorie-Lieferant für kardinale disziplinäre Begründungsprobleme angesehen wird, sondern als Kooperationspartner, der ähnlich wie Soziologie oder Psychologie für bestimmte Aspekte des literaturwissenschaftlichen Objektbereichs und spezifische Erkenntnisinteressen befragt wird, um Beschreibungs- und Analyseverfahren zu adaptieren oder zu optimieren. So werden beispielsweise fiktive Konversationen in belletristischen Texten mit Hilfe der linguistischen Verfahrensweisen der Gesprächsanalyse untersucht (vgl. etwa Hess-Lüttich 2001).

Besondere Konstellationen zur LiLi-Kooperation in theoretischer wie unter suchungspraktischer Hinsicht ergaben sich bereits seit den 1960er Jahren für die Querschnittsdisziplin der Narratologie. Das wird zum einem durch ihre strukturalistisch bestimmte Grundlegung ermöglicht, zum anderen durch ihren Gegenstandsbereich, der faktuale und fiktionale Texte sowie textanaloge Konstellationen einschließt. Wie die Textlinguistik erhebt die Narratologie – so sieht es Monika Fludernik (vgl. 2008, S. 19) – einen universalistischen Anspruch, das heißt als Theorie- und Analyseprogramm auf entsprechende Objektbereiche in allen Sprachkulturen anwendbar zu sein.

7 Narratologie als Konvergenz- und Erprobungsbereich?

Da der Kasus der Narratologie auf der FRIAS-Konferenz 2009 wiederholt traktiert wurde, beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen zu ihrem Stellenwert in den Interaktionen von Linguistik und Literaturwissenschaft. Kontinuierlich wurde in den zurückliegenden Jahrzehnten die theoretische und praktische Auseinandersetzung mit Erzähltexten als prominentes literaturwissenschaftliches Erprobungsfeld für die Aneignung linguistischer Theorien, Kategorien und Termini gepflegt.¹² Dabei wird zumeist von einem vereinfachten Mehrebenen-Textmodell ausgegangen.¹³ Für die Analyse von sprachlichen Mikrostrukturen werden vorzugsweise Verfahren der Linguistik eingesetzt (und jüngst wieder im Sinne der Stilistik optimiert – vgl. Hakemulder/Koopmann 2010 sowie Nørgaard 2010); die Makrostrukturen (im Sinne von Organisationsformen) wie Konstitution von Handlungsabläufen und

¹² Vgl. zu neueren literaturwissenschaftlich-linguistischen Projekten etwa Hodel/Lehmann (2008).

¹³ Vgl. etwa das (allgemein textwissenschaftliche) Projekt »Micro and Macro Level Structures in Written Discourse«, das derzeit an der Universität Göttingen von Wissenschaftler/innen aus der Literaturwissenschaft, der (Psycho-)Linguistik und der (Kognitions-)Psychologie durchgeführt wird.

Figurenbeziehungen, von Raum- und Zeitdimensionen sowie von Strategien erzählerischer Vermittlung (wie Perspektivierung, Zuweisung der Stimme, Formen der Rede- und Gedankenrepräsentation) werden im Hinblick auf trans- oder hyper-sprachliche Aspekte untersucht und daraufhin befragt, wie sie durch Faktoren der linguistischen Mikro-Ebene bedingt und beeinflusst werden.

Bereits 1979 zeichnete Marie-Laure Ryan in ihrem Aufsatz »Linguistic Models in Narratology« nach, wie sich die Narratologie zunächst mit Hilfe strukturaler Linguistik rüstete (Ryan 1979, S. 127), dann mit Adaptionen von Chomskys Generativer Grammatik (Texte werden wie Sätze durch ein Regelsystem produziert) – wie etwa bei Gerald Prince in seiner Publikation von 1973, *A Grammar of Stories*. Doch scheiterte Prince mit seinem zeittypischen Versuch, mit Hilfe von Analogiebezügen die Strukturen narrativer Texte wie die syntaktischen Strukturen einer Grammatik zu beschreiben (vgl. Ryan 1979, S. 131–136); ein solcher Ansatz wird heute nicht mehr verfolgt. Erst durch die Integration der Perspektiven von Semantik und Pragmatik (Ryan 1979, S. 136–137) erhielten Theorie und Analyse-Praxis die Komplexität, die in der Anwendung auf literarische Texte benötigt wird. Diese Integrationsfähigkeit für spezifische Theoriekonzepte der Linguistik und darüber hinaus für sprachbezogene Aspekte einer Individual- und Sozialanthropologie hat sich die Narratologie bis heute erhalten – so etwa in den jüngeren kognitionstheoretischen und identitätstheoretischen Interessen. Um Mephisto in Goethes *Faust* abzuwandeln: »Die Narratologie hat einen guten Magen / hat viele Theorien aufgefressen / und doch noch nie sich übergessen«. Allerdings bleibt für solche Integrationsprozesse zu prüfen, ob sie dem Kompatibilitätsprinzip genügen. Die zur Linguistik offenen Konzepte etwa von Michael Toolan, Monika Fludernik, David Herman oder Catherine Emmot brauchen diese Probe nicht zu scheuen.

Zum Beschluss meiner Ausführungen will ich ergänzend zu den bislang angesprochenen Beispielfällen noch kurz auf einzelne Forschungsperspektiven und kleinteiligere Forschungsprojekte eingehen, die dazu beitragen könnten, die Beziehungsgeschichte von Linguistik und Literaturwissenschaft kritisch zu reflektieren und sie damit gegebenenfalls auch zu stabilisieren.

8 Für eine vorläufige Bilanz: der Kasus der Zeitschrift *LiLi*

Achim Geisenhanslüke und Oliver Müller haben 2003 in ihrem Beitrag für den von Haß und König herausgegebenen Sammelband die ersten Jahrgänge der *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* im Hinblick auf die wechselseitigen Beziehungen zwischen den beiden philologischen Teildisziplinen gemustert. 1970/71 sahen die Herausgeber – die Literaturwissenschaftler Wolfgang Haubrichs und Helmut Kreuzer, der Sprachwissenschaftler Wolfgang Klein sowie der Mathematiker und Informatiker Rul Gunzenhäuser¹⁴ – in Roman Jakobsons wissenschaftlicher

¹⁴ Bis heute ergaben sich folgende Umstellungen in der Herausgeberschaft von *LiLi*: ab H. 32 (1978) Helmut Kreuzer in Verbindung mit Wolfgang Klein, Wolfgang Haubrichs, Rul Gun-

Praxis so etwas wie ein Leitbild für Zuschnitt und Wirkungen der neu gegründeten Zeitschrift (vgl. Geisenhanslüke/Müller 2003, S. 91–92). Der damit ausgelöste Vermittlungs- und Kooperationsimpuls (vgl. etwa *LiLi* 14 von 1974 mit dem Themenheft »Strukturelle Literaturwissenschaft und Semantik«) verlor im Laufe des ersten Dezenniums der Zeitschrift seine Kraft (Geisenhanslüke/Müller 2003, S. 101) und wurde kontinuierlich nur noch in den Editorials und Rückblicksartikeln für die Jubiläumshäfte der Zeitschrift angesprochen;¹⁵ die einzelnen Themenhefte sind deutlich linguistisch oder literaturwissenschaftlich (und fortschreitend auch medienwissenschaftlich) orientiert. Es wäre ein lohnenswertes Unternehmen, die Untersuchung, die Geisenhanslüke und Müller begonnen haben, für den Gesamtbestand der Zeitschrift und ihrer Beihefte fortzusetzen. 2010 entwirft Ulla Fix im Themenheft »Literary Studies and Linguistics« des *Journal of Literary Theory* erneut eine Skizze zum Problem, wie sich der »Diskurs zwischen den Teildisziplinen« Linguistik und Literaturwissenschaft in *LiLi* »entfaltet hat« (19, Fn. 2) ; sie schließt mit einem Ausblick auf aktuell zu stärke oder neu zu etablierende Konvergenzbereiche.

Ein zunächst nur oberflächlich prüfender Blick zeigt, dass die Phasen, die ich hier für die Beziehungsgeschichte von Literaturwissenschaft und Linguistik abgegrenzt habe, auch für die Entwicklung von *LiLi* gelten. Mit seinem Beitrag »Literatur in *LiLi* – thematisch vermessen« konstatiert Werner Haubrichs 2005 in *LiLi* 137: von 1971 bis zu Beginn der 1980er Jahre wurden zentrale Probleme der literaturwissenschaftlichen Methoden- und Theoriediskussion stark gewichtet, dann stärker partikuläre Aspekte im kulturwissenschaftlichen bzw. kulturanthropologischen Zusammenhang. Da die Zeitschrift 1971 mit erheblicher Kooperationseuphorie begonnen wurde, werden die bilanzierenden Editorials immer wieder von Klagen durchzogen – so auch in *LiLi* 150 (2008), von Wolfgang Klein und Ralf Schnell verfasst: Was im Vorwort zum ersten (Doppel-)Heft (*LiLi* 1/2) angekündigt und in einem ersten Schritt vollzogen wurde (zum Thema »methodische Perspektiven« aktuelle Entwicklungen im *LiLi*-Bereich in einem internationalen Spektrum zu mustern) – die »Erprobung von Brücken zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik« – sei nunmehr kaum noch durchzuführen: bestehende Brücken seien abgerissen worden, neue Brücken würden kaum noch gebaut (Klein/Schnell 2008, S. 6).

zenhäuser, ab H. 41 (1981) tritt die romanistische Sprachwissenschaftlerin Brigitte Schlieben-Lange an die Stelle von Rul Gunzenhäuser; ab H. 113 (1999) firmieren als Herausgeber Wolfgang Haubrichs, Wolfgang Klein, Brigitte Schlieben-Lange sowie (als Literatur- und Medienwissenschaftler) Ralf Schnell; ab H. 125 (2002) folgt auf Brigitte Schlieben-Lange die Sprachwissenschaftlerin Rita Franceschini; ab H. 160 (2010) tritt der Literaturwissenschaftler Niels Werber an die Stelle von Ralf Schnell; ab H. 163 folgt der Mediävist ■■■ Hartmut Bleumer auf Wolfgang Haubrichs und ab H. 168 tritt der Sprachwissenschaftler Stephan Habscheid bei und folgt ab H. 169 auf Wolfgang Klein. ■■■

¹⁵ Rasch erschöpft hatte sich im (etwa gleichzeitig mit *LiLi* 1969 gegründeten) *Jahrbuch für Internationale Germanistik* das als erstes gewählte »Rahmenthema« zu »Literaturwissenschaft und Linguistik« (vgl. Jg. 1, H. 1 und Jg. 2, H. 1).

9 Zukünftige Forschungsaufgaben und Organisation der Studienangebote

Doch hält Wolfgang Klein an den LiLi-Erprobungen fest – ungeachtet der von ihm wiederholt gepflegten melancholischen Betrachtungsweise zum Verhältnis von Linguistik und Literaturwissenschaft. Im eben genannten Jubiläumsheft 150 findet sich sein Beitrag »Die Werke der Sprache. Für ein neues Verhältnis zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik«: Als primär gemeinsames disziplinäres Merkmal könne gelten, dass in der Linguistik wie in der Literaturwissenschaft die Sprache Gegenstand und Mittel der Forschung zugleich sei (Klein 2008, S. 8). Noch immer bestehe Bedarf für eine theoretische Präzisierung des Gegenstandes der Literaturwissenschaft – nicht nur für die repräsentationstheoretischen Probleme, den literarischen Status von Texten (Klein, S. 30–31), sondern auch für Begründungen ästhetischer Wertungen (vgl. dazu auch Klein 2005, S. 85 und 93: »Welche wissenschaftlichen Argumente kann es geben, einen Text für ein bedeutendes Kunstwerk zu halten? [...]Wie kann man ästhetische Relationen empirisch klären?«). Problemlösungen seien jedoch – entgegen den emphatischen Erwartungen der 1970er Jahre – nicht allein mit linguistischen Begründungen zu erreichen. Klein will – zunächst unter Vernachlässigung partikulärer Konvergenzen (wie sie hier insbesondere in Abschnitt 4 beschrieben worden sind)¹⁶ – klären, welche universalistischen Basisannahmen und Arbeitsfelder heute den beiden philologischen Teildisziplinen gemeinsam sind und welche in erfolgsversprechender Weise erschlossen werden können. Das Verstehen und Erklären von Kommunikationsabläufen und das Ermitteln von Textbedeutungen – und weitergehend für Sinn-Zuschreibungen im Zuge der Interpretation literarischer Texte – gelten Wolfgang Klein dabei als wichtigster Bereich (2008, S. 31–32). Verstehensfragen können mit kognitions- und emotionstheoretischen Aspekten verbunden und Bedeutungszuschreibungen im Hinblick auf kontextuell relevantes Wissen besser überprüfbar werden (vgl. dazu Klein 2005, S. 91).

2010 bestärkte Ulla Fix solche Erwartungen, indem sie mit Bezug auf das (nun auch in der Linguistik) manifestierte Interesse an hermeneutischen Problemen neue Kooperationsmöglichkeiten für die beiden philologischen Teildisziplinen erkennt. Dazu sollen auch ein erweiterter Text- und Stilbegriff der Linguistik, die Öffnung der Textsortenlinguistik hin zu einer (für Rhetorik-Prinzipien offenen) Genre- und Gattungssystematik der Literaturwissenschaft sowie die neu gewonnene elektronische Verfügung und Analysierbarkeit großer Textkorpora (ausgehend von korpuslinguistischen Verfahren) beitragen können (Fix 2010, S. 29–38). Seit jeher wurde dagegen für die Arbeitsfelder der literaturwissenschaftlichen Edition literarischer

¹⁶ An solche Bilanzen knüpfte 1998 Peter Wunderli mit seinem Beitrag »Linguistische Theorie und Literaturwissenschaft« an und markierte »LiLi-Schnittmengen« u. a. für die Variationslinguistik (Varietätenlinguistik) und Literatursoziologie, für Textsorten- und Genre- bzw. Gattungstheorie, für die strukturelle Semantik sowie die Pragmatik und Verfahrensweisen zur theoretisch reflektierten Sinnkonstitution für literarische Texte (wie etwa der Rezeptionsästhetik), für die linguistische Intonationsforschung und die literaturwissenschaftlichen Arbeitsfelder von Metrik und Prosodie.

Texte sowie für die Literaturgeschichtsschreibung die Relevanz von linguistischen Modellen und Vorgehensweisen als unbedeutend eingeschätzt.

Für fach- und wissenschaftsgeschichtliche Bestandsaufnahmen in den Neuphilologien besteht aktuell auch nach den Bilanzen bei Haß und König sowie Hoffmann und Keßler aus dem Jahr 2003 nur wenig verminderter Forschungsbedarf. Sie sollten für Konstellationen und Entwicklungen in der Beziehungsgeschichte von Linguistik und Literaturwissenschaft an den deutschsprachigen Universitäten auch stärker den Intentionen und Leistungen in der ehemaligen DDR gelten (sowie in Österreich und der Schweiz – vgl. dazu Hess-Lüttich/Schiewer 2003) und zudem entsprechenden Prozessen in Vergleichsländern (von besonderem Interesse wäre die Tradition der ›explication de texte‹ in Frankreich); dazu sind die Beiträge von Christopher Wells und Harro Stammerjohann bei Haß und König (2003a) ein erster Ansatz.¹⁷ Den Blick über die Universitäten hinauslenkend wäre (zunächst für den deutschsprachigen Bereich) die Geltung der LiLi-Probleme und der LiLi-Angebote in der Lehrerbildung und in der Unterrichtspraxis der höheren Schulen zu untersuchen.

Als letzte, durchaus nicht nachzuordnende Perspektive: In den hierzulande durchzuführenden Evaluationen der Erfahrungen mit der ersten Bachelor-Generation und den daraus abzuleitenden Revisionen der neuphilologischen Praxis müsste dringlich nachgeholt werden, was zumeist im bloßen Umetikettieren der traditionellen Studiengänge versäumt wurde. Es gilt zu entscheiden, ob es auch weiterhin den Studierenden überlassen werden soll, im Grundstudium die pflichtgemäßen Einführungen in Linguistik und Literaturwissenschaft aufeinander zu beziehen oder ob eine solche Zusammenführung nicht Aufgabe eines revidierten Studienangebots mit einem LiLi-Konvergenzbereich sein sollte. Und wäre schließlich nicht auch unabhängig von der Lehrerbildung über ein linguistisch und literaturwissenschaftlich gestaltetes Studienangebot ›Textwissenschaft‹ (wie es bereits in 1970er Jahren erörtert wurde – etwa in *Linguistische Berichte* 12 von 1971) in einem interdisziplinären Fächerspektrum von Philologie, Philosophie, Theologie, Geschichtswissenschaft, Jurisprudenz u. a. nachzudenken?

Wie auch immer: kein Weg führt zurück zur LiLi-Euphorie der frühen 1970er Jahre, da sie aus einer Fehleinschätzung der realen disziplinären und institutionellen Verhältnisse resultierte. Heute erwartet wohl kaum jemand mehr die Neu-Aufnahme des Versuchs, die Literaturwissenschaft mit Hilfe der Linguistik szientifisch sanieren zu wollen. Im Zuge des Generationenwechsels in der Hochschullehrerschaft werden die Beziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft mit Gelassenheit beurteilt und gestaltet. In den zurückliegenden fünf Jahrzehnten haben beide philologische Teildisziplinen trotz einiger fehlgeschlagener ›Aufrüstungen‹ an wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit zugelegt. Dadurch ergeben sich gute Bedingungen, um erneut miteinander ins Gespräch zu kommen – nicht mit universalistischen Vereinigungshoffnungen, sondern in begrenzten und wohlbedachten Erprobungsbereichen für theoretische Konzeptionen und analysepraktische Unter-

¹⁷ Vgl. zu Konstellationen in Großbritannien von den späten 1950er bis zu den späten 1970er Jahren etwa Williamson (2009).

nehmungen. So könnten sich LiLi-Beziehungen jenseits von hochgezümmter Programmatik im zielorientierten Pragmatismus entwickeln.

Literatur

- Adamzik, Kirsten: *Textlinguistik. Eine einführende Darstellung*. Tübingen 2004.
- Antos, Gerd: »Wissenschaftliche Autonomie und transdisziplinäre Offenheit. Germanistik und Angewandte Linguistik als Nachbarn. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 107–120.
- Barner, Wilfried: »Das Besondere des Allgemeinen. Zur Lage der »Allgemeinen Literaturwissenschaft« aus der Sicht eines »Neugermanisten«. Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten«. In: Wolfgang Prinz/Peter Weingart (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt a.M. 1990, S. 189–203.
- Bierwisch, Manfred: »Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden«. In: *Kursbuch 5* (1966), S. 77–152.
- Bierwisch, Manfred: »Linguistik, Poetik, Ästhetik«. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 150 (2008), S. 33–55.
- Birus, Hendrik: »Der Leser Roman Jakobson im Spannungsfeld von Formalismus, Hermeneutik und Poststrukturalismus«. In: Roman Jakobson: *Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie. Sämtliche Gedichtanalysen*. 2 Bde. Hg. von Hendrik Birus und Sebastian Donat. Bd. 1. Berlin/New York 2007, XIII–XLVIII.
- Birus, Hendrik, u. a. (Hg.): *Roman Jakobsons Gedichtanalysen. Eine Herausforderung an die Philologen*. Göttingen 2003.
- Bogdal, Klaus-Michael: »Diskursanalyse, literaturwissenschaftlich. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 153–174.
- Bogdal, Klaus-Michael: »Philologien auf den Knien. Die Herausforderungen durch den Strukturalismus nach 1945«. In: Christoph König (Hg.): *Das Potential europäischer Philologien: Geschichte, Leistung, Funktion*. Göttingen 2009, S. 195–207.
- Breuer, Ulrich: »text / sorte / genre: Konkurrenz und Konvergenz linguistischer und literaturwissenschaftlicher Klassifikationen?« In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 44/3 (1997), S. 54–63.
- Brinker, Klaus: *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. 7. Aufl. Berlin 2009.
- Bühlig, Kristin/Redder, Angelika (Hg.): »Sprachliche Formen und literarische Texte«. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 61. Oldenburg 2000.
- Busse, Dietrich: »Diskursanalyse in der Sprachgermanistik. Versuch einer Zwischenbilanz und Ortsbestimmung. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 175–187.
- Dammann, Bernd: *Germanistik an Technischen Hochschulen 1949–1969*. Privatdruck 2009.
- Eicher, Thomas/Wiemann, Volker: *Arbeitsbuch Literaturwissenschaft*. Paderborn 1996.
- Erhart, Walter (Hg.): *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* Stuttgart/Weimar 2004.
- Fix, Ulla: »Wer liebt eigentlich die Stilistik? Die Stellung der Stilistik zwischen und neben germanistischer Sprach- und Literaturwissenschaft. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 223–233.
- Fix, Ulla: »Literaturwissenschaft und Linguistik. Das Projekt LiLi aus heutiger linguistischer Sicht«. In: *Journal of Literary Theory* 4/1 (2010), S. 19–40.

- Fludernik, Monika: *Erzähltheorie. Eine Einführung* [2006]. 2. durchges. Aufl. Darmstadt 2008.
- Fludernik, Monika/Jacob, Daniel (Hg.): *Linguistics and Literary Studies: Interfaces, Encounters, Transfers*. Berlin/Boston 2014.
- Fohrmann, Jürgen: »Remarks towards a Theory of Literary Genres«. In: *Poetics* 17 (1988), S. 273–285.
- Fricke, Harald: *Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur*. München 1981.
- Gardt, Andreas: »Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 271–288.
- Geisenhanslüke, Achim/Müller, Oliver: »Linguistik als Gegendiskurs? Die Siegener ›Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik‹. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 87–105.
- Gessinger, Joachim: »›Wissenschaftsinterne‹ Entwicklungen und ›wissenschaftsexterne‹ Impulse am Beispiel der Sprachwissenschaft. Germanistik: Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung«. In: *Vorträge des Deutschen Germanistentages* 1994. Hg. von Ludwig Jäger. Weinheim 1995, S. 69–86.
- Gessinger, Joachim: »Linguistik und Studentenbewegung. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 31–54.
- Grosse, Siegfried: »Die Gründung der Abteilung für Philologie und des Germanistischen Instituts an der Ruhr-Universität Bochum. Ein kritischer Rückblick.« In: Klaus-Michael Bogdal/Oliver Müller: *Innovation und Modernisierung. Die Germanistik zwischen 1965 und 1980*. Heidelberg 2005, S. 119–130.
- Hakemulder, Jèmeljan/Koopmann, Emy (2010): »Readers Closing in on Immoral Characters' Consciousness. Effects of Free Indirect Discourse on Response to Literary Narratives«. In: *Journal of Literary Theory* 4/1 (2010), S. 41–62.
- Harth, Dietrich: »Der Sprachbegriff als Instrument der Textauslegung. Ein Beitrag zur Methodengeschichte der Deutschen Philologie«. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 14.53/54 (1984), S. 224–244.
- Hartmann, Peter: *Zur Lage der Linguistik in der BRD*. Frankfurt a.M. 1972.
- Haß, Ulrike: »Sprachmodell und Literatur in der Sprachwissenschaft der 70er und 80er Jahre. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 257–269.
- Haß, Ulrike/König, Christoph (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003a.
- Haß, Ulrike/König, Christoph: »Einleitung. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Dies. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003b, S. 9–18.
- Haubrichs, Werner: »Literatur in LiLi – thematisch vermessen«. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 137 (2005), S. 73–79.
- Hausendorf, Heiko: »Zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft. Textualität revisited«. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 36/3 (2008), S. 319–342.
- Hausmann, Frank-Rutger/Stammerjohann, Harro (Hg.): *Haben sich Sprach- und Literaturwissenschaft noch etwas zu sagen?* Bonn 1998.
- Hempfer, Klaus W.: *Gattungstheorie. Information und Synthese*. München 1973.
- Hempfer, Klaus W.: »Zum begrifflichen Status der Gattungsbegriffe: von ›Klassen‹ zu ›Familienähnlichkeiten‹ und ›Prototypen‹«. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 120/1 (2010), S. 14–32.
- Hess-Lüttich, Ernest W.B.: »Gesprächsanalyse in der Literaturwissenschaft«. In: Klaus Brinker/Gerd Antos/Wolfgang Heinemann u.a. (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik / Linguistics of Text and Conversation*. Bd. 2. Berlin/New York 2001, S. 1640–1655.

- Hess-Lüttich, Ernest W.B./Schiewer, Gesine L.: »LiLi (CH): Linguistik und Literaturwissenschaft in der Schweiz. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 245–255.
- Hinck, Walter (Hg.): *Textsortenlehre – Gattungsgeschichte*. Heidelberg 1977.
- Hodel, Robert, und Volkmär Lehmann (Hg.): *Textkohärenz und Narration. Untersuchungen russischer Texte des Realismus und der Moderne*. Berlin/New York 2008.
- Hoffmann, Michael/Keßler, Christine (Hg.): *Berührungsbeziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft*. Frankfurt a.M. 2003a.
- Hoffmann, Michael/Keßler, Christine: »Grenzen akzeptieren und Grenzüberschreitungen wagen. Ein Vorwort«. In: Dies. (Hg.): *Berührungsbeziehungen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft*. Frankfurt a.M. 2003a, S. 9–20.
- Ihwe, Jens: »Linguistik und Literaturwissenschaft: Skizze der Entwicklung der strukturalen Literaturwissenschaft«. In: *Replik 2* (1968), S. 28–44.
- Ihwe, Jens: »Linguistik und Literaturwissenschaft: Bemerkungen zur Entwicklung einer strukturalen Literaturwissenschaft«. In: *Linguistische Berichte 3* (1969), S. 30–43.
- Ihwe, Jens (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven* (Bd. 1: *Grundlagen und Voraussetzungen*; Bd. 2/1 und 2/2: *Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft*). Frankfurt a.M. 1971/72.
- Ihwe, Jens: *Linguistik in der Literaturwissenschaft. Zur Entwicklung einer modernen Theorie der Literaturwissenschaft*. München 1972.
- Ihwe, Jens: *Konversationen über Literatur. Literatur und Wissenschaft aus nominalistischer Sicht*. Braunschweig 1985.
- Jakobson, Roman: *Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie. Sämtliche Gedichtanalysen*. 2 Bde. Hg. von Hendrik Birus und Sebastian Donat. Berlin/New York 2007.
- Kemper, Hans-Georg, u. a.: *Studienreform Germanistik. Empfehlungen für das Studium des Lehrers der Sekundarstufe II im Fach Germanistik*. Tübingen 1972.
- Klausnitzer, Ralf: *Literaturwissenschaft: Begriffe – Verfahren – Arbeitstechniken*. Berlin/New York 2004.
- Klein, Wolfgang: »Literaturwissenschaft, Linguistik«. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 100* (1995), S. 1–10.
- Klein, Wolfgang: »Im Lauf der Jahre«. In: *Linguistische Berichte 200* (2004), S. 397–407.
- Klein, Wolfgang: »Wie ist eine exakte Wissenschaft von der Literatur möglich?«. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 137* (2005), S. 80–100.
- Klein, Wolfgang: »Die Werke der Sprache. Für ein neues Verhältnis zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik«. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 150* (2008). S. 8–32.
- Klein, Wolfgang/Schnell, Ralf: »Einleitung«. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 150* (2008), S. 5–7.
- Köppe, Tilmann: »Linguistik und Semiotik«. In: Rüdiger Zymner (Hg.): *Handbuch Gattungstheorie*. Stuttgart/Weimar 2010, S. 240–242.
- Lämmert, Eberhard: »Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft«. In: Wolfgang Prinz/Peter Weingart (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften. Innenansichten*. Frankfurt a.M. 1990, S. 175–188.
- Lerchner, Gotthard: *Sprachform von Dichtung. Linguistische Untersuchungen zu Funktion und Wirkung literarischer Texte*. Berlin/Weimar 1984.
- Lerchner, Gotthard/Werner, Hans-Georg: »Probleme der semantischen Analyse eines poetischen Textes«. In: *Weimarer Beiträge 21/10* (1975), S. 100–136.
- Metzeltin, Michael (Hg.): *Diskurs – Text – Sprache. Eine methodenorientierte Einführung in die Sprachwissenschaft für Romanistinnen und Romanisten*. 2. verb. u. erw. Aufl. Wien 2006.
- Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 44/3* (1997).
- Michel, Georg: *Stilistische Textanalyse. Eine Einführung*. Frankfurt a.M. u. a. 2001.

- Michel, Georg/Wilske, Ludwig (Hg.): *Beiträge zur Textlinguistik der künstlerischen Literatur*. Potsdam 1980.
- Müller, Dorit: »Liebesheirat« oder »Vernunftfehe«: Beziehungen zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik seit 1960«. IASOnline-Rezension (2004). In: http://iasl.uni-muenchen.de/rezensio/liste/Mueller3892446989_815.html (6. Juni 2005).
- Müller, Hans-Harald: »Stil-Übungen. Wissenschaftshistorische Anmerkungen zu einem (vor-) wissenschaftlichen Problem. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 235–244.
- Müller, Hans-Harald u. a. (Hg.): *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910–1975*. Göttingen 2010.
- Müller-Seidel, Walter: »Kein Grund zur Resignation. Ein Bericht über den Internationalen Germanistenkongreß in Princeton«. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 17/4 (1970), S. 3–6.
- Neuland, Eva: »Die Rolle der Linguistik im Rahmen der Professionalisierung der Lehrerbildung«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 69–86.
- Nørgaard, Nia: »Modality: Commitment, Truth Value and Reality Claims Across Modes in Multimodal Novels«. In: *Journal of Literary Theory* 4/1 (2010), S. 41–62.
- Plett, Heinrich: »Von den Möglichkeiten und Grenzen einer linguistischen Literaturwissenschaft«. In: *LiLi. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 14 (1974), S. 15–29.
- Prince, Gerald: *A Grammar of Stories. An Introduction*. Den Haag/Paris 1973.
- Raible, Wolfgang: »Was sind Gattungen? Eine Antwort aus semiotischer und textlinguistischer Sicht«. In: *Poetica* 12 (1980), S. 320–349.
- Raible, Wolfgang: »Was haben Sprach- und Literaturwissenschaft einander zu sagen? Versuch einer Antwort«. In: Frank-Rutger Hausmann/Harro Stammerjohann (Hg.): *Haben sich Sprach- und Literaturwissenschaft noch etwas zu sagen?* Bonn 1998, S. 131–141.
- Ryan, Marie-Laure: »Linguistic Models in Narratology: From Structuralism to Generative Semantics«. In: *Semiotica* 28.1/2 (1979), S. 127–155.
- Schiewer, Gesine L.: »Sprachwissenschaft«. In: Thomas Anz (Hg.): *Handbuch Literaturwissenschaft*. Bd. 2. Stuttgart/Weimar 2007, S. 392–402.
- Schmid, Siegfried J.: *Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation*. München 1973.
- Schönernt, Jörg (2010): »Strukturalismus in der Praxis. Methodische Konzepte«. In: Hans-Harald Müller u. a. (Hg.): *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910–1975*. Göttingen 2010, S. 338–353.
- Schönernt, Jörg: »Germanistische Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg von 1970 bis 2010«. In: Myriam Richter/Mirko Nottscheid (Hg.): *100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven*. Berlin/Hamburg 2011, S. 405–420.
- Schutte, Jürgen: *Einführung in die Literaturinterpretation*. Stuttgart 1985.
- Spillner, Bernd: *Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik*. Stuttgart 1974.
- Stammerjohann, Harro: »Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute: Italien. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 131–134.
- Stempel, Wolf-Dieter: »Zur Entwicklung der Sprachwissenschaft in der Bundesrepublik nach 1945«. In: Wolfgang Prinz/Peter Weingart (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt a.M. 1990, S. 161–174.
- Switalla, Bernd: »Die gegenwärtige germanistische Linguistik. Eindrücke und Mutmaßungen«. In: Wolfgang Prinz/Peter Weingart (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt a.M. 1990, S. 222–239.
- Toolan, Michael: *Narrative. A Critical Linguistic Introduction*. [1988]. 2. Aufl. London u. a. 2001.

- Vater, Heinz: »Strukturalismus und Generative Grammatik in Deutschland.« In: Hans-Harald Müller u. a. (Hg.): *Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910–1975*. Göttingen 2010, S. 125–160.
- Voßkamp, Wilhelm: »Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg«. In: Wolfgang Prinz/Peter Weingart (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt a.M. 1990, S. 240–247.
- Wells, Christopher: »Die Linguistik und die Literaturwissenschaft an englischen Universitäten in und seit den sechziger Jahren. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 121–130.
- Williamson, Karina: »A Proper Synthesis of Literary and Linguistic Study: C.S. Lewis and a Forgotten War«. In: *Journal of Literary Semantics* 38 (2009), S. 151–169.
- Winko, Simone: »Textualitätsannahmen und die Analyse literarischer Texte«. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 36/3 (2008), S. 427–443.
- Wunderli, Peter (1998): »Linguistische Theorie und Literaturwissenschaft«. In: Frank-Rutger Hausmann/Harro Stammerjohann (Hg.): *Haben sich Sprach- und Literaturwissenschaft noch etwas zu sagen?* Bonn 1998, S. 191–121.
- Wyss, Ulrich: »Entphilologisierung. Aderlaß in der Mediävistik und Neubegründung durch den Auszug der Linguisten. Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute«. In: Ulrike Haß/Christoph König (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik von 1960 bis heute*. Göttingen 2003, S. 21–30.
- Zeck, Jürgen: »Integration des germanistischen Grundstudiums: Themenbereich Textverstehen«. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 44/3 (1997), S. 84–94.
- Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)*, 1970/71 ff.
- Zipfel, Frank: *Fiktion, Fiktionalität, Fiktivität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Berlin 2001.

Adressen der Autorinnen und Autoren

- Prof. Dr. Peter Auer, Lehrstuhl für Germanische Philologie, Deutsches Seminar – Germanistische Linguistik, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, D-79085 Freiburg, E-Mail: peter.auer@germanistik.uni-freiburg.de
- Prof. Dr. Tahir Balci, ÇÜ Eğitim Fakültesi, Tr.-01330 Adana, E-Mail: tbalci@cu.edu.tr
- Dominik Baumgarten, a.r.t.e.s. Graduate School for the Humanities Cologne, Universität zu Köln, Albertus Magnus Platz, D-50923 Köln, E-Mail: dominik.baumgarten@uni-koeln.de
- Prof. Anne Betten, Fachbereich Germanistik der Universität Salzburg, Erzabt-Klotz-Straße 1, A-5020 Salzburg, E-Mail: anne.betten@sbg.ac.at
- Prof. Dr. Klaus-Michael Bogdal, Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Postfach 100113, D-33501 Bielefeld, E-Mail: klaus_michael.bogdal@uni-bielefeld.de
- Prof. Dr. Manuel Braun, Universität Stuttgart, Institut für Literaturwissenschaft (ILW), Abt. Germanistische Mediävistik, Keplerstraße 17, D-70174 Stuttgart, E-Mail: manuel.braun@ilw.uni-stuttgart.de
- Dr. Todd Cesaratto, Department of World Languages, Literatures and Cultures, University of Arkansas, Kimpel 503, US-Fayetteville AR 72701, E-Mail: tmcesara@uark.edu
- Dr. Till Dembeck, Laboratoire de linguistique et de littérature allemandes, Université de Luxembourg, Campus Walferdange, Route de Dietkirch, L-7220 Walferdange, E-Mail: till.dembeck@uni.lu
- Prof. Dr. Arnulf Deppermann, Institut für Deutsche Sprache, R 5, 6–13, Büro 3.10, D-68161 Mannheim, E-Mail: deppermann@ids-mannheim.de
- Prof. Dr. Konrad Ehlich, Hellebergeplatz 2, D-14089 Berlin, E-Mail: konrad.ehlich@ehlich-berlin.de
- Prof. Dr. Ludwig Eichinger, Universität Mannheim, Sprachwissenschaften, Schloss, D-68131 Mannheim, E-Mail: direktor@ids-mannheim.de
- Prof. Dr. Ulla Fix, Universität Leipzig, Institut für Germanistik, Beethoven-Straße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: u.fix@t-online.de
- Prof. Dr. Achim Geisenhanslüke, Universität Regensburg, Institut für Germanistik, Lehrstuhl für Deutsche Philologie (Neuere Deutsche Literaturwissenschaft), Universitätsstraße 31, D-93053 Regensburg, E-Mail: Achim.Geisenhanslueke@sprachlit.uni-regensburg.de
- Prof. Dr. Torsten Hahn, Universität zu Köln, Institut für Sprache und Literatur 1, Albertus Magnus Platz, D-50923, E-Mail: torsten.hahn@uni-koeln.de
- Simone Heekeren, M.A., RWTH Aachen, Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Lehr- und Forschungsgebiet Germanistische Sprachwissenschaft, Eilfschornsteinstr. 15, D-52062 Aachen, E-Mail: s.heekeren@isk.rwth-aachen.de
- Prof. Dr. Gert Huebner, Universität Basel, Deutsches Seminar, Nadelberg 4, CH-4051 Basel, E-Mail: Gert.Huebner@unibas.ch
- Prof. em. Dr. Ludwig Jäger, RWTH Aachen, Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Lehrstuhl für Deutsche Philologie, Eilfschornsteinstr. 15, D-52062 Aachen, E-Mail: l.jaeger@germanistik.rwth-aachen.de
- Prof. Dr. Oliver Jahraus, Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur und Medien, Department für Germanistik, Nordistik, Komparatistik und Deutsch als Fremdsprache, Ludwig-Maximilians-Universität München, Schellingstr. 3 Rgb., D-80799 München, E-Mail: oliver.jahraus@germanistik.uni-muenchen.de
- Prof. Dr. Christian Kiening, Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: ckiening@ds.uzh.ch
- Prof. Dr. Clemens Knobloch, Universität Siegen, Germanistik – Sprachwissenschaft I, Adolf-Reichwein-Str. 2, D-57068 Siegen, E-Mail: knobloch@germanistik.uni-siegen.de
- Prof. Dr. Dejan Kos, Philosophische Fakultät, Universität Maribor, Koroska c. 160, SI- 2000 Maribor, Slowenien, E-Mail: dejan.kos@um.si
- Prof. Dr. Andreas Kraß, Humboldt Universität Berlin, Philosophische Fakultät II – Institut für deutsche Literatur, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin, E-Mail: andreas.krass@hu-berlin.de
- Prof. Dr. Angelika Linke, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: alinke@ds.uzh.ch
- PD Dr. Martin Maurach, Ginsterweg 33, D-21335 Lüneburg, E-Mail: maurach@t-online.de
- Prof. Dr. Jörg Meibauer, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Deutsches Institut, D-55099 Mainz, E-Mail: meibauer@uni-mainz.de

Prof. Dr. Victor Millet, Dept. de Filología Alemá, Universidade de Santiago, Avda. Castelao s/n, E-15782 Santiago de Compostela, E-Mail: victor.millet@usc.es

Prof. Dr. Jan-Dirk Müller, Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstr. 3, D-80799 München, E-Mail: jan-dirk.mueller@germanistik.uni-muenchen.de

Prof. Dr. Daniel Müller Nielaba, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: mueller_nielaba@ds.uzh.ch

Prof. Dr. Ursula Peters, Universität zu Köln, Institut für deutsche Sprache und Literatur I, Ältere Sprache und Literatur, Albertus-Magnus-Platz, D-50923 Köln, E-Mail: u.peters@uni-koeln.de

Prof. Dr. Nicolas Pethes, Ruhr-Universität Bochum, Germanistisches Institut, Universitätsstraße 150, D-44780 Bochum, E-Mail: nicolas.pethes@rub.de

Prof. Dr. Angelika Redder, Institut für Germanistik I, Von-Melle-Park 6, D-20146 Hamburg, E-Mail: angelika.redder@uni-hamburg.de

Prof. Dr. Armin Schäfer, FernUniversität in Hagen, Lehrgebiet Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Geschichte der Medienkulturen, Fakultät KSW, Universitätsstr. 33, D-58084 Hagen, E-Mail: Armin.Schaefer@FernUni-Hagen.de

Prof. Dr. Hans-Jürgen Scheuer, Humboldt-Universität Berlin, Institut für deutsche Literatur, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin, E-Mail: scheuerh@hu-berlin.de

Prof. Dr. Ralf Schnell, Universität Siegen, Philosophische Fakultät, Adolf-Reichwein-Str. 2, D-57068 Siegen, E-Mail: schnell@germanistik.uni-siegen.de

Prof. Dr. Jörg Schönert, Institut für Germanistik II, Von-Melle-Park 6, D-20146 Hamburg, E-Mail: j.schoenert@uni-hamburg.de

Mag. Dr. Veronika Schuchter, Universität Innsbruck, Institut für Germanistik, Innrain 52, A-6020 Innsbruck, E-Mail: Veronika.Schuchter@uibk.ac.at

Prof. Dr. Georg Stanitzek, Universität Siegen, Germanistik – Sprachwissenschaft I, Adolf-Reichwein-Str. 2, D-57068 Siegen, E-Mail: stanitzek@germanistik.uni-siegen.de

Dr. Joachim Theisen, University of Athens, School of Philosophy, Faculty of German Language and Literature, Panepistimioupoli, GR-15784 Zografou, Athens, E-Mail: jtheisen@gs.uoa.gr

Anna Ullrich, M.A., RWTH Aachen, Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Lehrstuhl für Deutsche Philologie, Eilfschornsteinstr. 15, D-52062 Aachen, E-Mail: a.ullrich@isk.rwth-aachen.de

Dr. Jan Alexander van Nahl, Kirchstraße 11, D-53560 Vettelschoß, E-Mail: jan.van.nahl@t-online.de

Prof. Dr. Jochen Vogt, Geisteswissenschaften / Germanistik, Universitätsstr. 12, D-45141 Essen, E-Mail: jochen.vogt@uni-due.de

Prof. Dr. Kay Wolfinger, c/o Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur und Medien Ludwig-Maximilians-Universität München Institut für Deutsche Philologie Schellingstraße 3, D-80799 München. E-Mail: kay.wolfinger@gmx.de

Prof. Dr. Jin Zhao, Generalsekretärin der Internationalen Vereinigung der Germanistik (IVG), Tongji-Universität, Deutsche Fakultät, V.R. Ch.-Shanghai 200092, E-Mail: zhaojin@tongji.edu.cn

Vorschau auf die folgenden Hefte

Heft 173: Störung, Krise, Katastrophe

Heft 174: ■■

Bezugsbedingungen

Die »Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)« erscheint jährlich in 4 Hefen. Das Einzelheft kostet € 19,90/sFr 35,20; der Abonnementpreis beträgt je Jahrgang € 55,-/sFr 95,-, das Jahresabonnement für Studierende beträgt € 29,80/sFr 51,80 gegen Studienbescheinigung. Versandkosten: ab 1.1.2009 Versand Deutschland/Postage Germany € 7,-, Versand Ausland/Postage Foreign Country € 11,-, Ausland/Luft/Per Airmail € 22,-. Die Bezugspreise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer. Abbestellungen sind bis spätestens sechs Wochen vor Ablauf des jeweiligen Bezugszeitraums gegenüber dem Verlag möglich.

Die Hefte 1–96 der »Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)« sind im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, erschienen und noch lieferbar.

Ebenfalls noch lieferbar sind 16 Beihefte zu LiLi. Bestellungen der Hefte 1–96 sowie der Beihefte sind zu richten an: Vandenhoeck & Ruprecht, Theaterstraße 13, 37073 Göttingen

Abonnementsverwaltung und Vertrieb:

Abo-Bestellungen und -Kündigungen sowie Adressänderungen:

HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice mbH, Servicecenter Fachverlage, Postfach 11 64, 72125 Kusterdingen, Tel. 07071/9353-16, E-Mail: journals@hgv-online.de

Anzeigenannahme:

Verlag J. B. Metzler, Sandra Liebscher, Werastr. 21–23, D-70182 Stuttgart, Tel. 0711/2194-141, Fax 0711/2194-119, E-Mail: Liebscher@metzlerverlag.de

Impressum

© Verlag: J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH, Werastraße 21–23, D-70182 Stuttgart, Telefon 0711/2194-0, Amtsgericht Stuttgart HRB 872, Geschäftsführer: Volker Dabelstein

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten.

Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopie hergestellt werden.

Satz: DTP + TEXT Eva Burri, Stuttgart

Druck und Bindung: Gebrüder Knöller GmbH & Co. KG, Stuttgart

Printed in Germany

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

ISSN 0049-8653